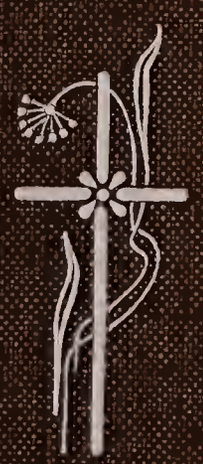
Es ist ein Gott

von Herm. Fick.



Es ist ein Gott.

Zur Verantwortung bezeugt

von

† Hermann Fick.

Vierte Auflage.

Verlag des Martin Luther-Waisenhauses
West Roxbury, Boston, Mass.
1906.

CONCORDIA THEOLOGICAL SEMINARY
LIBRARY
FORT WAYNE, INDIANA

Vorwort zur ersten Auflage.

„Seid allezeit bereit zur Verantwortung jedermann, der Grund fordert der Hoffnung, die in euch ist.“ Diese Ermahnung, welche der Apostel 1 Petr. 3, 15 an alle Christen richtet, suchen wir auch mit diesem Büchlein zu befolgen. Wir bezeugen darin gegen die Gotteslengner, daß ein Gott ist. Dies zu beweisen, bedienen wir uns nicht weitläuftiger philosophischer Deduktionen, sondern wir verweisen auf die Tatsache, daß einem jeden Menschen die Wahrheiten der sogenannten natürlichen Religion kraft des angeborenen Gottesbewußtseins bekannt sind. Jeder Mensch weiß nämlich von Natur, daß ein Gott ist, daß er verpflichtet ist, das Gesetz Gottes zu erfüllen, und daß es eine ewige Vergeltung gibt.

Damit bezeugen wir nur das, was die heilige Schrift darüber lehrt. Dieselbe behauptet ausdrücklich, daß alle Menschen wissen, es ist ein Gott, indem sie sagt: „Daß man weiß, daß Gott sei, ist ihnen offenbar; denn Gott hat es ihnen offenbart, damit, daß Gottes unsichtbares Wesen, das ist, seine ewige Kraft und Gottheit, wird ersehen, so man des wahrnimmt an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt; also, daß sie keine Entschuldigung haben. Dieweil sie wußten, daß ein Gott ist, und haben ihn nicht gepriesen als einen Gott, noch ge-

danket, sondern sind in ihrem Dichten eitel geworden, und ihr unverständiges Herz ist verfinstert" (Röm. 1, 19. 20).

Jeder Mensch hat ferner ein Bewußtsein vom Gesetze Gottes und seiner Verbindlichkeit. Dies sagt die heilige Schrift mit den Worten: „Die Heiden . . . beweisen, des Gesetzes Werk sei beschrieben in ihren Herzen, sintemal ihr Gewissen sie bezeuget, dazu auch die Gedanken, die sich untereinander verklagen oder entschuldigen" (Röm. 2, 14. 15).

Jeder Mensch weiß endlich, daß es eine weise Vergeltung gibt. Die lehrt die heilige Schrift Röm. 1, 32, indem es dort von allen Heiden heißt: „Die Gottes Gerechtigkeit wissen, daß, die solches tun, des Todes würdig sind, tun sie es nicht allein, sondern haben auch Gefallen an denen, die es tun."

Es ist deshalb in der Tat so, wie die heilige Schrift sagt: „Gott hat sich selbst nicht unbezeugt gelassen, hat uns viel Gutes getan, und vom Himmel Regen und fruchtbare Zeiten gegeben, und unsere Herzen erfüllt mit Speise und Freude" (Apostelgesch. 14, 17). Gewissen, Vernunft und Natur sind die unbestechlichen Zeugen, die mit lauter Stimme unwiderleglich beweisen: Es ist ein Gott, Schöpfer und Richter der Welt. Wohl dem, der auf ihre Stimme hört, und den Gott, welchen die Natur ihm offenbart, aus seinem Worte in Christo als seinen Vater erkennt.

Möchte dieses Büchlein dazu dienen, den Leser in der Wahrheit, die er längst weiß, daß ein Gott ist, zu stärken und zu befestigen. Dazu segne es Gott.

Der Verfasser.

Vorwort zur vierten Auflage.

David sagt im 14. Psalm: „Die Toren sprechen in ihrem Herzen: Es ist kein Gott. Sie taugen nichts und sind ein Greuel mit ihrem Wesen.“ Gegen solche Toren, die in dieser letzten Zeit der Welt nach der Weissagung der Schrift besonders zahlreich sind (2 Petr. 3, 3 f.), hat der vor 20 Jahren zur Ruhe der Seligen eingegangene Pastor Hermann Fick das nachfolgende Büchlein geschrieben. Schon vor fast dreißig Jahren ist es zum ersten Male erschienen, aber es ist noch nicht veraltet, denn die ungegründeten, gottlosen Meinungen und Ansichten, die die Gottesleugner vorbringen, sind seit Jahren und Jahrhunderten dieselben geblieben, und das treffliche Büchlein hat es daher wohl verdient, der Vergessenheit entrissen und wieder auf den Büchermarkt gebracht zu werden. In schlichter Sprache und in abwechselnder Form, bald in Gesprächen, bald in Erzählungen, aber immer klar und gewaltig bezeugt der selige Verfasser zur Verantwortung: „Es **ist** ein Gott“, und gibt allen Christen, die ja nach der Ermahnung der Schrift allezeit bereit sein sollen zur Verantwortung jedermann (1 Petr. 3, 15), gute Waffen der Verteidigung und des Angriffs in die Hand. Er führt seine Beweise nicht aus der Schrift, denn er hat es ja mit Gottesleugnern zu tun, die die Schrift nicht an-

erkennen, sondern aus der Vernunft und aus dem Buche der Natur und zeigt, daß einem jeden Menschen die Wahrheiten der sogenannten natürlichen Religion kraft des angeborenen Gottesbewußtseins bekannt sind. Denn jeder Mensch weiß von Natur, daß es einen Gott gibt (Röm. 1, 19 f.). Er weiß auch, daß er verpflichtet ist, dieses Gottes Gesetz zu erfüllen (Röm. 2, 14 f.) und daß es eine ewige Vergeltung gibt (Röm. 1, 32). Wohl wird dieses Büchlein keinen Atheisten bekehren, denn die sogenannte natürliche Religion weiß nichts von JEsu Christo, dem Sohne Gottes und Heiland der Welt. Diesen lehrt nur die geoffenbarte Religion, das feste, gewisse, irrtumslose Wort Gottes in der heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments. Aber mancher Gottesleugner kann, wenn er aus einem Buche, wie diesem, die Hinfälligkeit seiner vermeintlichen Gründe erkennt, dazu geführt werden, daß er den wahren Gott und Heiland in seinem geoffenbarten Worte sieht und findet (Apostelgesch. 17, 27). Und auch dem gläubigen Christen, der ja freilich aus der Schrift des Daseins Gottes gewiß ist und keiner anderen Beweise bedarf, kann es nur von großem Nutzen sein, wenn er immer besser erkennt, wie Gott sein Dasein auch in dem Buche der Natur so herrlich und wunderbar kund getan hat, so daß Himmel und Erde und was darin ist, wie mit einem Munde bezeugen: „Es ist ein Gott.“ Möchte darum dieses Buch in viele Hände kommen und allen seinen Lesern zu reichem Segen gereichen. —

Pastor Hermann Fick, der Verfasser dieses Buches, war am 2. Februar 1822 zu Dörhausen in Hannover geboren, hatte auf der Universität Göttingen Theologie studiert, und

war im Jahre 1846 ausgewandert, um der amerikanisch-lutherischen Kirche zu dienen. Noch in demselben Jahre wurde er ordiniert und hat dann 38 Jahre lang im Predigtamte an verschiedenen Orten eine reichgesegnete Tätigkeit entfaltet. Er war einer der Gründer der Missouri-Synode im Jahre 1847 und bis an sein Ende ein hochgeachtetes Glied derselben, war auch beständig literarisch tätig. Am 30. April 1885 ist er nach ganz kurzer Krankheit zu Boston, Mass., selig entschlafen. Sein Gedächtnis bleibe im Segen.

L. Fürbringer.

I.

Torheit des Atheismus.

Nach langer Trennung waren Rudolf und Herbert, zwei Jugendfreunde, unerwartet zusammengetroffen. Die Freude des Wiedersehens war eine herzliche. Um ungetrennt zu bleiben, beschlossen sie, in derselben Stadt sich niederzulassen und ihre Abende gemeinsam zuzubringen. Sie hatten sich einander so viel zu erzählen, daß ihnen die Zeit nur zu rasch verfloß. Bald erinnerten sie sich an die seligen Tage der Kindheit und Jugend, die sie miteinander verlebt hatten; bald erzählten sie sich, was sie seitdem alles erlebt und erfahren hatten; bald besprachen sie miteinander die Pläne und Hoffnungen, welche sie für die Zukunft hegten.

Eines Abends kamen sie auch auf Religion zu sprechen. „Ich habe", sagte Rudolf, „die Bibel geprüft und mich überzeugt, daß sie die göttliche Wahrheit ist; darum habe ich mich der christlichen Kirche angeschlossen."

„Bei mir", erwiderte Herbert, „findet gerade das Gegenteil statt. Unsere Zeit ist eine Zeit des Fortschritts. Auf allen Gebieten der Kunst und Wissenschaft sind die größten Entdeckungen gemacht. Unaufhaltsam strebt der Menschengeist vorwärts und verlangt nach Licht und Aufklärung. Die alten Religionen genügen nicht mehr; wir bedürfen neuer, höherer Wahrheiten. Wir stehen auf der Höhe des neunzehnten Jahrhunderts; das Wesen der Natur wird immer gründlicher erforscht und der neueste größte Fortschritt, dem auch ich huldige, besteht in der entscheidenden Wahrheit: Es ist kein Gott."

Rudolf. Auch ich freue mich über alle Fortschritte und Entdeckungen, welche unsere Zeit gemacht hat. Wie groß ist doch der Nutzen, welchen wir nur den Eisenbahnen und Telegraphen verdanken. Wie wird der Handel und Verkehr dadurch erleichtert, wie innig werden dadurch die entferntesten Völker miteinander verbunden. Kühne Forscher dringen in das Innere Afrikas und bringen uns Kunde von Ländern und Völkern, von denen man früher nicht einmal die Namen wußte. Andere scheuen nicht die Kälte des höchsten Nordens, nicht die Gefahren der stürmischen Eismeere, um unsere Kenntnis der arktischen Regionen zu erweitern. So wird die Beschaffenheit der Erde uns immer genauer bekannt. Immer besser lernt der Mensch die Kräfte der Natur erkennen und sich dienstbar machen. Fast jeder Tag berichtet von neuen Erfindungen und Maschinen, welche uns die wichtigsten Vorteile gewähren. O es ist mir eine wahre Lust, dies rege Schaffen des menschlichen Geistes zu betrachten und zu sehen, wie er immer mehr die Herrschaft über die Erde gewinnt.

Herbert. Weil Du ein Freund des Fortschritts bist, so bist Du auch gewiß ein Freund der Gottesleugnung.

R. Weit gefehlt! Die Gotteslengnung halte ich für den größten Rückschritt, für die offenbarste Unvernunft und für den sicheren Weg in zeitliches und ewiges Verderben. Auch bist Du sehr im Irrtum, wenn Du meinst, erst unsere Zeit habe die Lehre, daß kein Gott sei, entdeckt. Denn schon vor fast dreitausend Jahren hat ein königlicher Sänger gesagt: „Die Toren sprechen in ihrem Herzen: Es ist kein Gott. Sie taugen nichts und sind ein Greuel geworden in ihrem bösen Wesen."

H. Du wirst beleidigend.

R. Wenn Du Dich selbst nicht wert hältst, die Wahrheit zu erkennen, so laß uns von etwas anderem reden.

H. Sage mir Deine Meinung, aber ohne Bitterkeit.

R. Die Wahrheit ist Dir nur dann bitter, wenn Du den Irrtum liebst. Ich will Dir die Wahrheit in Liebe sagen, und wenn Du aus der Wahrheit bist, so wirst Du sie gerne hören. Die Wahrheit gleicht einer bittern, aber heilsamen Arznei, und bringt dem, der sie annimmt, ewige Genesung.

H. Nun, ich sehe, daß Du noch immer der alte ehrliche Freund bist, der mit der Sprache gerade heraus geht. Aber warum bist Du nur so entschieden gegen die Gottesleugnung? Haben doch die neueren Naturforscher unwiderleglich bewiesen, daß kein Gott ist.

R. So bist Du also auch in die Falle gegangen und betest als Wahrheit an, was die Naturforscher Dir weiß machen, ohne es vorher vernünftig zu prüfen. Freilich führen diese Herren gar prächtige Reden, indem sie prahlerisch rühmen: Die Wissenschaft hat unfehlbar gezeigt, die neuesten Resultate der Naturforschung haben unwiderleglich dargetan, alle Gelehrten haben sonnenklar bewiesen, daß kein Gott ist. Und der große Haufe schreit ihnen gedankenlos nach, was die „hochberühmten Naturforscher" ihnen vorsagen. Ich hätte nicht gedacht, daß Du Dich so leicht von ihren hochtrabenden Redensarten betrügen ließest, da Du doch sonst immer einen guten Verstand zeigtest.

H. Gerade deswegen habe ich die Lehre der neueren Naturforscher angenommen, weil sie mit meiner Vernunft übereinstimmt.

R. Nun, so laß uns einmal sehen, ob der Atheismus vor dem Richterstuhle der Vernunft bestehen kann.

H. Es ist ohne Zweifel ein richtiger Grundsatz, daß nur das wahr ist, was wir mit unseren Sinnen wahrnehmen. Die Sinne sind bekanntlich Schmecken, Fühlen, Sehen, Hören und Riechen. Was wir mit diesen Sinnen nicht wahrnehmen können, das existiert auch nicht. In diesem Grundsatze sind die neueren Naturforscher einig. Büchner nennt in seinem Werke: Kraft und Stoff „die

sinnliche Erkenntnis den einzig sicheren Boden menschlichen Begreifens.“ Ebenso sagt Feuerbach: „Folge den Sinnen! Wo der Sinn anfängt, hört die Religion und hört die Philosophie auf, aber Du hast dafür die schlichte, blanke Wahrheit.“ Und an einer anderen Stelle: „Wahrheit, Wesen, Wirklichkeit ist ihm (dem Feuerbach) nur die Sinnlichkeit.“

R. Ich halte zwar diesen Grundsatz in solcher Allgemeinheit für durchaus falsch, doch davon später.

H. Es tut mir leid um Dich, daß Du noch am Glauben festhältst, der doch schon längst ein überwundener Standpunkt ist. Ich dagegen halte es mit dem Wissen und der Wissenschaft, welche die Wahrheit gefunden hat und endlich ohne Zweifel triumphieren wird.

R. Triumphiere nur nicht zu frühe. Worin besteht denn Deine Wissenschaft?

H. Diejenige Weltanschauung, welche allein wissenschaftlich berechtigt ist, ist die materialistische. Ich will sie Dir mit den Worten des berühmten Forschers Büchner näher beschreiben. „Die Welt ist unbegrenzt, unendlich.“ Sie ist ein „unendliches Ganze, zusammengesetzt aus denselben Stoffen, getragen von den nämlichen Kräften.“ „Keine Kraft ohne Stoff — kein Stoff ohne Kraft!“ „Der Stoff in seiner Gesamtheit ist die alles gebärende und alles wieder in sich zurücknehmende Mutter alles Seienden“, die

„Alles gebiert und alles verschlingt,
Was hier nach Leben und Dasein ringt.“

„Die Welt oder der Stoff mit seinen Eigenschaften, die wir Kräfte nennen, mußten von Ewigkeit sein, und werden in Ewigkeit sein müssen — mit einem Worte: Die Welt kann nicht geschaffen sein.“ Die Welt ist ewig, die Materie ist unerschaffbar, wie sie unzerstörbar ist.“ „Ebenso unerzeugbar, ebenso unvernichtbar, ebenso unvergänglich, ebenso unsterblich wie der Stoff, ist auch die demselben innewohnende Kraft.“ „Ist der Stoff unend-

lich in der Zeit, d. h. unsterblich, so ist er nicht minder ohne Anfang oder Ende im Raum." „Die Welt regiert sich selbst nach ewigen Gesetzen." Da nun die Welt ewig und unendlich ist, da man „nirgends die Spur Gottes gefunden" hat, so folgt daraus, daß es keinen Gott gibt, und keinen geben kann.

R. Darf ich an diese Behauptung den Maßstab der Vernunft legen?

H. O gewiß!

R. So erkläre ich Dir:

1. Die Gottesleugner können nicht beweisen, daß die Welt unendlich sei.

Dein Grundsatz lautet: Folge den Sinnen! Nur das ist wahr, wirklich und gewiß, was man mit den Sinnen wahrnehmen kann. Ich frage Dich demnach: mit welchem Sinne hast Du die Unendlichkeit der Welt wahrgenommen? Die Materialisten nehmen an, der „Stoff sei unendlich im Größten wie im Kleinsten, und unabhängig von der Beschränkung durch Raum und Zeit." Sie behaupten, die Atome, oder kleinsten Stoffteilchen, woraus die Materie zusammengesetzt ist, seien bis „ins Unendliche teilbar". Hast Du je ein solches ins Unendliche sich teilendes Atom gesehen?

H. Nein.

R. Auch Büchner sagt: „Niemand hat es gesehen." Ja, er fügt hinzu: „Ein Salzkorn, das wir kaum schmecken würden, enthält Milliarden von Atomgruppen, die kein sinnliches Auge je erreichen wird." Damit erklärt er es für eine Unmöglichkeit, die kleinsten Atome jemals zu erblicken. Es ist also eine Lüge, daß der Stoff ins Unendliche teilbar, und im kleinsten unendlich sei. Das müssen die Gottesleugner selbst zugeben, wenn sie anders so ehrlich sind. Denn sie sagen ja selbst, daß sich dafür kein Beweis aus der Erfahrung und sinnlichen Erkenntnis, den sie allein für überzeugend halten, beibringen lasse.

H. Um so gewisser ist, daß die Welt im großen unendlich, unbegrenzt und unermeßlich sei, und daß der Raum, den sie erfüllt, weder einen Anfang noch ein Ende habe.

R. Das mußt Du beweisen.

H. Es ist das allerdings eine der größten Entdeckungen unserer Zeit, die wir dem Fernrohr verdanken. „Mit kühnem Mute dachten die Astronomen bis ans Ende der Welt vorzudringen. Aber je mehr sich ihre Instrumente vervollkommneten, um so unermeßlicher, unerreichbarer dehnten sich neue Welten vor ihrem erstaunten Blicke aus. Die leichten weißen Nebel, welche bei hellem Himmel dem bloßen Auge am Firmamente erscheinen, löste das Fernrohr in Myriaden von Sternen, von Welten, von Sonnen und Planetensystemen auf. Der Riesenteleskop des Lord Rosse hat uns gar Sterne enthüllt, deren Entfernung von uns so endlos ist, daß ihr Licht Millionen Jahre unterwegs gewesen sein muß, ehe es unsere Erde erreichte!! Aber auch diese Sterne bezeichnen nicht das Ende des mit Weltkörpern erfüllten Raumes. Jenseits der uns sichtbaren Weltkörper sind wieder andere Weltkörper befindlich — und so fort bis ins Unendliche.“ So sagt Büchner, dem ich von Herzen beistimme.

R. Woher weißt Du, daß es jenseits der uns sichtbaren Weltkörper wieder andere Weltkörper gibt und daß das so fort bis ins Unendliche geht? Hast Du vielleicht hinter die Welt gesehen und den unendlichen Raum durchschaut?

H. Das ist keinem Menschen möglich.

R. Somit gibst Du selbst zu, Du kannst nicht beweisen, daß der Stoff unendlich ist. Und dennoch schreit Ihr Gottesleugner beständig: es ist wissenschaftlich bewiesen, es ist eine ausgemachte Tatsache, die neuere Naturforschung hat unwiderleglich dargetan, daß der Stoff unendlich und der Raum unermeßlich ist. Wenn Du ferner

in dieses Geschrei einstimmst, so bist Du ein elender Lügner. Denn Du hast nun erkannt, daß der einzige Beweis, den Ihr Materialisten für stichhaltig ansieht, nämlich aus der sinnlichen Erfahrung, sich dafür nicht führen läßt.

H. Wenn ich es auch nicht aus der sinnlichen Erfahrung beweisen kann, daß der Stoff unendlich ist, so muß ich es doch annehmen, denn die Gesetze des Denkens zwingen mich dazu.

R. Mit anderen Worten: Du hast kein Wissen von der Unendlichkeit des Stoffes, sondern glaubst sie nur. Du schmähest den Glauben der Christen als einen längst überwundenen Standpunkt, und schließlich tust Du ganz dasselbe: Du glaubst auch.

H. Freilich ist zwischen meinem und der Christen Glauben ein himmelweiter Unterschied.

R. Da hast Du recht. Wir Christen glauben unbegreifliche Dinge, die über alle Vernunft erhaben sind; Ihr Gottesleugner aber glaubt unsinnige Dinge, die wider die Vernunft sind. Denn Du wirst sehen:

2. Es ist wider die Vernunft, zu glauben, daß die Welt unendlich sei.

Wie wir gesehen haben, können die Gottesleugner nicht beweisen, daß der Stoff unendlich sei. Aber vielleicht weißt Du einen vernünftigen Grund, der die Unendlichkeit des Stoffes wenigstens wahrscheinlich macht.

H. Ich bemerkte schon, daß die Gesetze des Denkens mich zu der Annahme zwingen, daß der Stoff unendlich sei. Denn „die Gesetze des Denkens sind, wie Büchner treffend sagt, die Gesetze der Welt.“ Da ich mir nun nicht denken kann, daß die Welt endlich sei, so folgt daraus, daß sie unendlich sei.

R. In diesen Worten mischest Du Wahrheit und Unverstand wie Kraut und Rüben durcheinander. Allerdings offenbart sich in der Natur eine unendliche Vernunft, denn sie ist das Werk eines allweisen Schöpfers.

Wenn wir die Natur erforschen, so erkennen wir, daß sie nach vernünftigen Gesetzen eingerichtet ist und regiert wird. Diese Naturgesetze sind die Offenbarung eines unendlichen Verstandes, und entsprechen den Gesetzen unserer Vernunft. Das ist gewiß. Aber Du beweisest mir nicht aus den Gesetzen, die in der Natur wirklich gelten, daß der Stoff unendlich ist. Sondern Du stellst die unsinnige Behauptung auf: Was denkbar ist, das ist auch wirklich. Ich denke mir, daß der Stoff unendlich ist, darum ist er auch unendlich. O Torheit! Wenn also nach Deiner Regel der Bettler denkt: ich bin reich, dann ist er reich. Siehst Du denn nicht, daß Dein Schluß wider alle Logik ist?

H. Nun, ich weiß noch einen besseren Grund. „Die Entfernungen", sagt Büchner, „welche die Astronomen im Weltall berechnet haben, sind so maßlos, daß unser Verstand bei deren Betrachtung schwindelt und sich zu verwirren beginnt. Das Licht, welches eine Schnelligkeit besitzt, mit der es 42000 Meilen in einer Sekunde zurücklegt, bedurfte dennoch nicht weniger als 200 Jahre, um von der Milchstraße bis auf unsere Erde zu gelangen!" Da nun die Erde zu einem „im Weltenraume schwimmenden Atome herabsinkt", da die Entfernung bis zum äußersten uns sichtbaren Sterne viele Millionen und Trillionen Meilen beträgt, und da wir, je mehr sich die Fernröhre vervollkommnen, in immer neue, ungeahnte Weltenräume schauen: so halte ich es für sehr wahrscheinlich, daß die Welt unendlich ist.

R. Ja, so machen es die Gottesleugner. Da rühmen sie, wie groß die Weltenräume sind, welche Schnelligkeit das Licht besitzt, wie ungeheuer die Entfernungen bis zu den äußersten Sternen sind, wieviel Trillionen und aber Trillionen Meilen sie betragen. Dann werden sie gar andächtig, dann „schwindelt ihnen der Verstand und beginnt sich zu verwirren." Dann fallen sie vor dem Stoffe anbetend auf ihre Knie und rufen aus: O Stoff, du bist groß, du bist unendlich! Was sind die Gottesleugner doch

für kleinliche Geister, daß sie nichts Herrlicheres kennen, als diese großen Zahlen und ungeheuren Entfernungen, und damit die Würde ihres elenden Götzen, des Stoffes, herauszustreichen suchen. Mögen die Weltkörper noch so gewaltig und ihre Entfernungen voneinander noch so ungeheuer sein, im Vergleich mit der Unendlichkeit Gottes sind sie doch nur wie Tropfen am Eimer und wie eine Hand breit. Wenn auch das Weltall noch so groß ist, so ist doch zwischen seiner Größe und der Unendlichkeit eine unermeßliche Kluft, die durch nichts ausgefüllt werden kann. Es ist geradezu Unvernunft, die Unendlichkeit des Stoffes auch nur für wahrscheinlich zu halten.

H. Warum?

R. Kannst Du die Sandkörner auf Erden zählen?

H. Nein.

R. Schließest Du daraus, daß ihre Zahl eine unendliche sei?

H. Gewiß nicht.

R. Ebenso unsinnig ist es darum, zu sagen, die Welt sei unendlich, weil es uns unmöglich ist, ihre Größe auszumessen.

H. Warum kann denn die Welt nicht unendlich sein?

R. Das streitet wider ihr Wesen. Die Behauptung, die Welt sei unendlich, dichtet ihr eine Eigenschaft an, die sie nicht besitzt und zu besitzen nicht fähig ist. Wenn die Welt unendlich wäre, so müßte sie notwendig in allen ihren Teilen unendlich sein. Allein ist das der Fall? Gibt es unendliche Steine, Pflanzen oder Tiere? Wir finden in der ganzen Natur auch nicht ein einziges Wesen, dem die Unendlichkeit eignete. Die Welt enthält nur solche Körper und Dinge, die räumlich begrenzt, also endlich sind. Trotzdem die Unendlichkeit der Welt behaupten, ist wider Natur, Vernunft und Erfahrung, ist — Aberglaube. Ferner behaupte ich:

3. Es kann nicht bewiesen werden, daß die Welt ewig sei.

Die Gottesleugner sagen: wir machen es nicht wie die Christen. Die verlangen immer Glauben. Wir aber lehren: nur das ist wahr, gewiß und unumstößlich, was man mit den Sinnen wahrnehmen kann. Nicht wahr, mein Bester, das ist doch Euer Grundsatz?

H. Allerdings.

R. Nun, dann bin ich doch sehr begierig, von Dir zu hören, mit welchem Sinne Du die Ewigkeit der Welt wahrgenommen hast.

H. Wenn ich sage, die Welt ist ewig, so meine ich damit, der Stoff und die Kraft, woraus diese Welt zusammengesetzt ist, sei ewig.

R. Beweise mir die Ewigkeit des Stoffes.

H. Dieser Stoff besteht aus ewigen mit Kraft begabten Atomen, oder kleinsten Stoffteilchen.

R. Beweise mir die Ewigkeit der Atome.

H. Die müssen ewig sein.

R. Bitte, keine Ausflüchte. Du sagst: was die Materialisten behaupten, das können sie aus der sinnlichen Erkenntnis beweisen. Nun sagst Du, die Materie sei ewig. Darum bist Du schuldig, mir zu beweisen, daß die Ewigkeit der Materie mit unseren Sinnen wahrnehmbar ist. Wenn Du das nicht beweisen kannst, so mußt Du mir zugeben, daß Euer materialistisches Prinzip (Grundsatz) falsch ist. Ich frage Dich also, mit welchem Sinne hast Du die Ewigkeit der Atome wahrgenommen? Hast Du sie gesehen, oder geschmeckt, oder gerochen?

H. Ja, so mußt Du auch nicht fragen.

R. Diese Frage bringt Dich wohl in Verlegenheit? Doch ich erwarte von Dir eine ehrliche und offene Antwort.

H. Die sollst Du auch haben.

R. Vielleicht hast Du mit einem Fernrohre die Ewigkeiten durchmustert, und darin die Ewigkeit der Atome gesehen?

H. Das ist unmöglich. Allein bedenke doch, so große Naturforscher wie Büchner und unzählige andere behaupten die Ewigkeit der Welt.

R. Und diesen Toren hast Du blindlings geglaubt, ohne ihre unsinnige Behauptung erst zu prüfen. Allein selbst ein Büchner, dieser verstockte Gottesleugner, ist von der Wahrheit des materialistischen Systems nicht vollkommen überzeugt. Denn während er sonst immer die Ewigkeit der Welt als eine ausgemachte Wahrheit hinstellt, nennt er sie S. 59 nur „eine beinahe unumstößliche Tatsache." Er gibt also selbst zu, daß unsere Sinne die Ewigkeit der Welt nicht mit völliger Gewißheit erkennen können.

H. Nun, ich muß bekennen, daß es nicht möglich ist, die Ewigkeit der Materie mit unseren Sinnen wahrzunehmen.

R. Dann mußt Du auch zugeben, daß die Welt nicht ewig ist.

H. Die Ewigkeit der Welt steht mir aus anderen Gründen fest.

R. Also glaubst Du die Ewigkeit der Welt. Du hast diesen unsinnigen Glaubensartikel wohl deshalb angenommen, weil es der „große Büchner" sagt.

H. Nicht deswegen, sondern weil es die „mit den großartigsten Hilfsmitteln ausgerüstete Wissenschaft" auf das klarste beweist. Diesen Beweis führt Büchner so: „Wir verbrennen ein Holz, und es scheint auf den ersten Anblick, als müßten seine Bestandteile in Feuer und Rauch aufgegangen, verzehrt worden sein. Die Wage des Chemikers dagegen lehrt, daß nichts von dem Gewichte jenes Holzes verloren worden; sie zeigt, daß die aufgefangenen und gewogenen Produkte genau alle diejenigen Stoffe wieder enthalten, aus denen das Holz vordem bestanden hat, wenn auch in anderer Form und Zusammensetzung." „Der Kohlenstoff, der in dem Holze war", sagt Vogt, „ist unvergänglich, er ist ewig und ebenso unzerstörbar,

als der Wasserstoff und Sauerstoff, mit welchem er verbunden in dem Holze bestand. Diese Verbindung und die Form, in welcher sie auftrat, ist zerstörbar, die Materie hingegen niemals."

R. Mit demselben Rechte kannst Du auch so schließen: Weil der Löwe ein wildes Tier ist, darum ist der Stoff ewig.

H. Aber es ist doch eine wissenschaftlich bewiesene Tatsache, daß die Bestandteile des Holzes durch das Feuer nicht vernichtet werden, sondern daß wir, wenn wir sie auffangen und wiegen, das ursprüngliche Gewicht des Holzes wieder erhalten. Daraus folgt doch mit Notwendigkeit, daß die Materie unzerstörbar, unvergänglich und ewig ist.

R. Dies Experiment lehrt nur so viel, daß die Bestandteile des Holzes durchs Verbrennen nicht vernichtet werden. Das bezweifelt kein vernünftiger Mensch. Aber daraus die Ewigkeit der Materie zu schließen, ist kompletter Unsinn. So ruht das ganze materialistische System nur auf falschen Schlüssen, die aller Logik spotten.

H. Halt! ich habe noch einen besseren Beweis für die Ewigkeit der Welt. Büchner sagt: „Die Bildung der sogen. Steinkohlenformation allein erforderte nach Bischofs Berechnung 1004177 (nach Chevandiers Berechnung 672788) Jahre.... Volger gar berechnet die Zeit allein, welche zur Ablagerung des uns bekannten Schichtengebäudes der Erde nötig gewesen sein muß, auf mindestens 648 Millionen Jahre!... Im Verein mit den maßlosen Entfernungen, welche die Astronomen im Weltall ausgerechnet haben und vor denen sich unsere Phantasie zu verwirren beginnt, deuten diese fast unendlichen Zeiträume auf die Notwendigkeit, die Unbeschränktheit von Zeit und Raum anzuerkennen, auf Ewigkeit und Unendlichkeit." Deshalb müssen wir annehmen, daß der Sternenhimmel nicht bloß räumlich, wie kein Astronom bezweifelt, sondern auch zeitlich ohne Anfang und Ende

oder ewig besteht, daß er nie entstanden und unvergänglich ist. (Czolbe.)

R. Dieser Beweis für die Ewigkeit der Welt taugt ebensoviel wie die übrigen, d. h. gar nichts. Alle diese Bemühungen der Geologen sind keinen Schuß Pulver wert. Es sind lauter lächerliche Hirngespinste, nur ersonnen, um die Ewigkeit der Welt wahrscheinlich zu machen. Wohl werfen die Naturforscher mit ungeheuren Zahlen um sich. Wohl geben sie vor, zur Bildung der Gebirge wären mindestens 648 Millionen Jahre nötig. Allein welches sind die Gründe, die uns zwingen, ihre Berechnungen für unfehlbare Wahrheit zu halten?

H. Das weiß ich nicht.

R. Oder waren sie dabei, als das Schichtengebäude der Erde entstand?

H. Auch nicht.

R. Achte ferner darauf, wie die Geologen sich einander selbst widersprechen. Nach Bischof erforderte die Steinkohlenformation 1004177, nach Chevandier 672788 Jahre. So sind sie untereinander selbst uneinig, damit beweisen sie nur so viel, daß ihre Behauptungen rein aus der Luft gegriffen sind. Darum wäre es Wahnsinn, ihre Berechnungen für Wahrheit zu halten. Sie sind ebenso glaubwürdig, wie Münchhausens Jagdgeschichten. Vernünftige Naturforscher wissen dies und warnen davor. Der berühmte K. v. Raumer sagt: „Der Lehrer hüte sich vor jedem Geologen; jeder gibt, wenn auch bona fide, gerne mehr als er hat.“ Somit kann es weder durch die sinnliche Wahrnehmung, noch durch Experimente, noch durch Berechnungen bewiesen werden, daß die Welt ewig sei. Dazu kommt noch dies:

4. Daß die Materie den Grund ihres Daseins nicht in sich selbst haben kann.

Woher ist die Welt?

H. Ich antwortete mit Büchner: „Die Welt oder der Stoff mit seinen Eigenschaften, die wir Kräfte nennen, müssen von Ewigkeit sein und werden in Ewigkeit sein müssen — mit einem Worte: Die Welt kann nicht geschaffen sein.“ Sie wird gebildet von ewigen Atomen, die mit ewigen Kräften begabt sind.

R. Woher sind die Atome?

H. Ich sagte ja, sie mußten von Ewigkeit sein und werden in Ewigkeit sein müssen.

R. Das beweise mir.

H. „Die Ewigkeit gehört zum Wesen der Materie“, wie Burmeister sagt.

R. Nun, wenn die Ewigkeit zum Wesen der Materie gehört, wenn sie ewig sein muß, dann wird es Dir ja ein leichtes sein, mir unwiderleglich darzutun, daß die Materie den Grund ihres Daseins in sich selbst habe.

H. Daß die Materie ewig sei, ist der oberste Grundsatz der Materialisten. Darauf ruht, damit steht und fällt unser ganzes System. Daran hängt, daraus folgt alles. Die Atome existieren durch sich selbst. Das muß man notwendig annehmen, wenn man die Entstehung der Welt vernünftig erklären will.

R. Damit sagst Du im Grunde nur dies: man muß die Ewigkeit der Materie glauben. Allein damit widersprichst Du Dir selbst. Denn Du rühmst ja immer, daß Du nur das als Wahrheit annimmst, was durch Vernunft und Wissenschaft als unwiderleglich dargetan ist. Also heraus mit Deinen Beweisen für die Ewigkeit der Materie.

H. Die Materie verdankt ihr Dasein sich selbst. Die Wahrheit dieses Satzes ist so einleuchtend, daß sie weiter keines Beweises bedarf.

R. Ja, diese Wahrheit leuchtet wie die schwärzeste Finsternis. Dieser Satz ist der Gipfel aller Unvernunft, die Grundlüge der Gottesleugner. Da Du nun dieselbe nicht beweisen kannst, so mußt Du selbst zugeben, daß es falsch ist.

H. Ehrlich gesagt, die Ewigkeit der Materie läßt sich mit zwingenden Gründen nicht dartun.

R. Das bekennen selbst die verruchtesten Gottesleugner. Wie ich Dir schon sagte, muß auch Büchner gestehen, daß die Ewigkeit der Materie nur eine „beinahe unumstößliche Tatsache" sei. Er gibt damit selbst die Möglichkeit zu, daß sie umgestoßen werden könne. Er glaubt also selbst nicht unbedingt, daß sie ewig sei. Und doch haben diese gewissenlosen Lügner die Frechheit, die Ewigkeit der Materie zu behaupten.

H. Ich sehe aber auch nicht ein, wie sie widerlegt werden könne.

R. Das hättest Du schon längst einsehen müssen, wenn Du Deine Vernunft ein wenig gebraucht hättest.

H. Wohlan, wenn Du mir vernünftige Gründe bringst, so lasse ich mich gerne überzeugen. Mir ist es nur um die Wahrheit zu tun.

R. Ich stelle folgende Behauptung auf: Was zufällig ist, kann nicht ewig sein. Nun ist aber die Welt etwas Zufälliges, darum kann sie nicht ewig sein.

H. Was verstehst Du unter dem Zufälligen?

R. Zufällig ist das, was nicht sein oder auch anders sein kann. Ein Beispiel möge dies deutlich machen. Sieh' jene Blätter. Vor kurzer Zeit waren sie nicht da und nach kurzer Zeit werden sie nicht mehr sein. Es ist also möglich, daß sie nicht sein können. Jetzt sind sie frisch und grün, bald werden sie gelb und welk sein. Es ist also möglich, daß sie auch anders sein können. Ein Ding aber, das nicht sein oder auch anders sein kann, ist zufällig. Solche zufällige Dinge haben den Grund ihres Daseins nicht in sich selbst. Darum sind sie auch nicht notwendig. Ein notwendiges Wesen aber hat den Grund seines Daseins in sich selbst. Darum muß es nicht bloß immer sein, sondern auch immer so bleiben, wie es ist. Mithin muß es ewig und unveränderlich sein. Weil aber die zufälligen Dinge nicht sein oder auch anders sein

können, also den Grund ihres Daseins nicht in sich selbst haben, so können sie auch nicht ewig sein. Hast Du dagegen etwas einzuwenden?

H. Nein, bis dahin ist alles wahr. Allein ich bezweifle, daß Du von Deinem Obersatze eine richtige Anwendung machst.

R. Mein Untersatz lautet: Nun aber ist die Welt etwas Zufälliges.

H. Das bestreite ich. Die Welt ist nicht zufällig. „Darum, weil die Materie veränderlich erscheint, hält der kurzsichtige menschliche Blick, den wissenschaftliche Forschungen noch nicht aufgeklärt haben, sie auch für endlich und vergänglich", wie Burmeister sagt.

R. Was? Du leugnest die Veränderlichkeit der Welt? Dann bist du ja noch rasender, als die unsinnigsten Materialisten. Selbst ein Burmeister muß in einem nüchternen Augenblicke bekennen: „Die Materie ist nicht unveränderlich." Indem Tuttle von der Geschichte der Erde spricht, sagt er: „Große Veränderungen, ungeheure Umwälzungen haben sich ereignet." Und Büchner bezeugt: „Fortwährend verwandelt sich unsere Erde vor unseren Augen, wie früher; fortwährend entstehen Erdschichten, brennen Vulkane, zerreißen Erdbeben den Boden, entstehen und versinken Inseln, tritt das Meer vom festen Boden zurück oder überschwemmt andere Strecken.

H. Nun, ich gebe zu, daß die Welt veränderlich ist.

R. Unter Welt verstehen wir die Gesamtheit aller Dinge, welche in Zeit und Raum existieren. Von allen diesen Dingen behaupte ich, daß sie zufällig sind. Und dieses beweise ich damit, daß sie nicht sein oder auch anders sein können, d. h. vergänglich und veränderlich sind. Selbst die wütigsten Atheisten geben diese Veränderlichkeit aller Dinge zu, indem sie von einem „unaufhaltsamen Kreislauf" der kleinsten Stoffteilchen, dem Stoffwechsel, reden. Büchner sagt, „daß die Wanderungen und Wandlungen, welche der Stoff im Sein des Alls

durchläuft, millionen- und aber millionenfach sind. Auflösung und Zeugung, Zerfall und Neugestaltung reichen sich allerorten einander die Hand." Wohin wir auch blicken, überall zeigen uns die Dinge das Gepräge der Wandelbarkeit. Der Himmel bietet uns das Schauspiel eines steten Wechsels dar. Beständig bewegen sich die Gestirne und verändern ihren Ort, bald strahlen sie mit schwächerem, bald mit stärkerem Glanze, bald verfinstern sie sich, bald ist die Sonne mehr, bald weniger mit Flecken bedeckt. Ebenso ist die Erde ein Schauplatz unaufhörlicher Veränderungen. Die Flüsse verändern ihren Lauf, das unablässig wogende Meer seine Ufer, und die Länder werden von Erdbeben erschüttert. Die Felsen verwittern, die Pflanzen verwelken, die Tiere vergehen, und selbst der Mensch, die Krone der Schöpfung, der Beherrscher der Erde, wie vielen Zufällen ist er unterworfen, bis er endlich in den Staub des Todes dahinsinkt! Nirgends erblicken wir etwas Ewiges, das unbeweglich dem nagenden Zahne der Zeiten trotzt. Alles hat einen Anfang und ein Ende. Alles Sichtbare ist vergänglich, wandelbar und veränderlich. Ueberall ein steter Wechsel von Entstehen und Vergehen, Blühen und Verwelken, Leben und Sterben. Kurz, alles Irdische vergehet und fährt wie ein Strom dahin.

H. Was folgerst Du daraus?

R. Ich habe Dir damit bewiesen, daß die Welt zufällig ist, denn alle Dinge, welche diese Welt ausmachen, können nicht sein oder auch anders sein. Sie sind also der Vergänglichkeit und der Veränderung unterworfen. Mithin hat die Welt den Grund ihres Daseins nicht in sich selbst. Darum kann sie nicht ewig sein.

H. Demnach wäre es möglich, daß die Welt einmal nicht dagewesen ist.

R. Das ist nicht bloß möglich, sondern unbedingt gewiß. Es liegt im Wesen der zufälligen Dinge, daß sie auch nicht sein können. Zum Beispiel, die ganze jetzige

Pflanzen- und Tierwelt war vor kurzem nicht da, und wird nach kurzem nicht mehr sein. Was aber von den einzelnen Teilen gilt, das gilt auch von der ganzen Welt. Daraus ergibt sich mit Notwendigkeit, daß auch die Welt einmal nicht dagewesen ist.

H. Daraus folgert weiter, daß die Welt nicht unerschaffbar und nicht unzerstörbar ist.

R. Ganz gewiß. Die Welt ist zufällig. Sie existiert nicht durch sich selbst. Darum kann sie ihr Dasein nur von einem Wesen empfangen haben, welches außer ihr ist und den Grund seines Daseins in sich selbst hat. Das ist das Wesen, welches alle vernünftigen Menschen Gott nennen.

II.

Ursache der Gottesleugnung.

Als Herbert nach Hause kam, sagte er zu seiner Frau: „Ich habe heute mit Rudolf ein sehr interessantes Gespräch über Religion gehabt.“ Er teilte ihr hierauf den Inhalt desselben mit, der dann von ihnen ausführlich besprochen wurde.

„Ich sehe jetzt ein“, schloß Herbert, „daß ich einen Irrweg gegangen bin. Es gibt keinen einzigen vernünftigen Grund, das Dasein Gottes zu leugnen. Alles, was gegen das Dasein Gottes vorgebracht wird, ist nur ein täuschender Schein, der sich bei genauerer Prüfung als eine lächerliche Lüge herausstellt. Es ist wider alle Vernunft, es ist ein Hohn auf den gesunden Menschenverstand, wenn man das Dasein Gottes leugnet. Ich bin entschlossen, diesen Humbug aufzugeben.“

„Auch ich meine“, entgegnete Frau Konstanze Herbert, „wir hätten von der Gottesleugnerei fast genug. Jahrelang haben wir nichts anderes gehört, gelesen und gesprochen. Immer hieß es: Die Gottesleugnung ist der größte Fortschritt, das hellste Licht, die kostbarste Aufklärung. Und worin besteht nun diese kostbare Weisheit?

In dem Vorgeben: Es ist kein Gott, die Welt ist von selbst entstanden, der Mensch ist ein höchstorganisiertes Tier, ein Nachkomme des Affen, und wenn er stirbt, so geht er in das Nichts über. Und wir trösteten uns mit der Versicherung, wenn der Mensch stürbe, so würde er eine schöne Blume, oder sein Leib nütze wenigstens noch als Dünger. Noch andere logen uns vor, der Mensch wäre ein Gott. O! wie mich dieser ekelhafte Unsinn jetzt anwidert! Man versprach uns, wenn wir nur das Dasein Gottes leugneten, dann wären wir frei, dann hätten wir den Himmel auf Erden, dann wandelten wir voll Freude in einem seligen Paradiese, dann gelangten wir zur höchsten, zur vollkommensten Menschenwürde. Ich frage Dich, Geliebter, sind wir durch die Gottesleugnung besser, klüger, zufriedener und glücklicher als andere Menschen geworden? Kannst Du glauben, daß der tote, geistlose Stoff uns geschaffen und uns das Denken und die Seele gegeben hat? Erfreut es Dich, zu glauben, daß wir und unsere lieben Kinder nichts anderes sind, als Tiere und Affen? Macht es Dich glücklich, zu glauben, daß wir mit dem Tode in das Nichts versinken, und daß dann unsere Seele auf ewig vergeht? Erfreut Dich der Glaube, daß wir nach dem Tode uns nimmer einander sehen sollen? Daß Liebe, Freundschaft und alles Edle und Erhabene mit dem Tode auf ewig verschwindet?"

H. Ich erkenne immer deutlicher, daß die Gottesleugnung der finsterste und wahnsinnigste Aberglaube ist, der den Menschen unter das Vieh erniedrigt.

K. Bei der Gottesleugnung bleibt uns endlich nichts anderes übrig, als zu verzweifeln. Ich hoffe, daß es eine Wahrheit gibt, welche den Menschen erhebt und beseligt. Laß uns nicht eher ruhen, als bis wir diese Wahrheit gefunden haben. Ich werde künftig Euren Gesprächen beiwohnen.

Als Rudolf am nächsten Abend kam, fragte Herbert: „Woher kommt es doch, daß jetzt so viele das Dasein Gottes leugnen?"

Der Grund davon, erwiderte der Angeredete, ist mutwillige Bosheit. Es gibt einen heiligen und gerechten Gott, der die Uebertreter seines Gesetzes einst richten und strafen wird. Das weiß jeder Mensch. Wenn er nun sündigen will, so warnt ihn sein Gewissen und droht ihm: Tue es nicht! sonst wird Gott dich strafen. Hat er gesündigt, so straft und verklagt ihn sein Gewissen: Wehe dir! Die gerechte Strafe Gottes ist dir gewiß. So gerät der Mensch in eine quälende Furcht vor Gott. Diese Furcht ist nun den Gottlosen darum höchst unangenehm und unbequem, weil dieselbe sie hindert, frei und lustig darauf los zu sündigen. Darum wünschen sie, es möchte keinen Gott, kein Gericht, keine Hölle geben. Um nun diese quälende Furcht vor Gott los zu werden, sagen sie wider eigenes besseres Wissen und Gewissen: Es ist kein Gott. Auf diese Weise hoffen sie es dahin zu bringen, daß sie endlich ganz sicher und sorglos den bösen Lüsten ihres Fleisches dienen können. Darum rühmen sich die Gottesleugner auch so gerne ihrer Freiheit, weil sie wünschen, sich von dem Gedanken an Gott zu befreien.

Dies wußten schon die Heiden. Plutarch sagt: „Die Absicht, warum man die Gottheit leugnet, ist diese: Damit man sich nicht zu fürchten brauche.“ Uebrigens bekennen dies auch die heutigen Ungläubigen selbst. Neulich hielten die Gottesleugner eine Zusammenkunft in New York. Da erklärte ein gewisser Treat für ihre Lehre folgendes: „Glückseligkeit zu genießen, ist das größte Gut der Menschen; sie nicht genießen, die Summe alles Uebels. Der Mensch muß daher aus dem Wege räumen, was ihn im Genuß der Glückseligkeit stört. Gestört werden die Menschen in ihrem Genuß durch die Gedanken an Gott, Teufel, Sünde, Tod, Gericht, Ewigkeit, Himmel, Hölle; diese Namen allein schon erfüllen die Menschen mit Angst und Schrecken. Darum hinweg mit ihnen!“ Ein anderer, C. S. Murray, sagte: „Die Welt bedürfe solcher Heilande, welche sie von Unwissenheit und Furcht erlösen.“

Es ist das freilich eine vergebliche Arbeit, welche die Gottesleugner unternehmen. Denn es bleibt ewig wahr, was ein Heide, Seneca, gesagt hat: „Das Glück befreit viele von der Strafe, aber niemanden von der Furcht.“ Die Stimme des Gewissens läßt sich nicht ertöten. Hat der Atheist heute versucht, das Dasein Gottes zu leugnen und sich in eine süße Sicherheit einzuwiegen, so erwacht das Gewissen doch bald wieder und jagt ihm neue Furcht ein. Es sagt ihm stets aufs neue: Gott ist doch dein Schöpfer und Herr, darum bist du schuldig, ihm zu dienen. Und weil er das nicht will, so fürchtet er immer, das Schwert der gerechten Strafe werde ihn ereilen.

Auch verraten die Gottesleugner selbst nur zu deutlich, daß sie eine faule Sache und ein böses Gewissen haben. Denn man findet fast nie, daß sie ihre Gottesleugnung in ruhiger, unbefangener Weise vertreten. Sie können es nicht lassen, sie müssen den Gott, von dem die Bibel zeugt, auf alle Weise verspotten und verlästern. Ein Gottesleugner ist in der Regel auch ein Spötter und Gotteslästerer. Und was hat ihnen doch die Bibel zuleide getan? Sie offenbart uns einen heiligen und barmherzigen Gott; darum hat wahrlich niemand eine gerechte Ursache, sie so schändlich zu verlästern, wie die Gottesleugner tun.

Zugleich beweisen sie ihren blinden Unverstand. Sie glauben, wenn sie nur das Dasein Gottes leugnen, dann müßte Gott auch aufhören zu existieren. Sie gleichen dem törichten Vogel Strauß. Von ihm erzählt die Sage, daß er, wenn er verfolgt wird, den Kopf in einen Busch steckt, und wenn er dann den Jäger nicht sieht, sich einbildet, derselbe sei auch gar nicht da. Gerade so machen es auch die Gottesleugner. Sie fürchten sich vor dem gerechten Gott und meinen, sie brauchen ihn nur zu leugnen, dann sei er nicht mehr da. Die blinden Toren! Wenn auch alle Menschen das Dasein der Sonne leugneten, so würde doch die Sonne darum unbekümmert ihre glänzende Bahn

am Himmel dahinziehen. Mögen die Atheisten leugnen, lästern und spotten, soviel sie können: ihr ohnmächtiges Geschwätz kann doch die Sache nicht ändern. Gott bleibt trotzdem dennoch der, der da ist, der da war und der da sein wird.

H. Sollten es aber die Gelehrten unter den Gottesleugnern nicht besser wissen: wie ein Vogt, Moleschott, Büchner und andere Naturforscher?

R. Sie sollten es billig. Allein sie sind leider keine ehrlichen Forscher, sondern nur elende Pfuscher, aufgeblasene Halbgelehrte. Es bewährt sich an ihnen der Ausspruch des berühmten Baco: „Eine nur oben abgeschöpfte Philosophie führt von Gott ab, aber bis auf den Grund ausgetrunken, führt sie wieder zu ihm zurück.“ Alles, was sie gegen das Dasein Gottes vorbringen, sind so seichte, einfältige Gründe, daß die Haltlosigkeit derselben ihnen unmöglich verborgen geblieben sein kann. Dazu ist der Materialismus in neuerer Zeit von vielen Gelehrten gründlich widerlegt. Ich nenne von ihnen nur v. Reichenbach, E. Huschke, F. Hoffmann, Carriere, C. P. Fischer, Volkmann, Perty, Andreas und Rudolf Wagner, S. Henrici, F. M. Tittmann, A. Weber, H. Fichte und Fabri.

Die Lehre des berüchtigten Vogt ist längst als Lüge aufgedeckt, und von R. Wagner als „Köhlerglauben und kompletter Unsinn“ gebrandmarkt. Ebenso ist Moleschott, der das Dasein der Seele leugnet, zuschanden geworden. Er behauptete, in den Gehirnfetten Phosphor gefunden zu haben; meinte, dieser brennbare Stoff brächte die geistige Tätigkeit hervor, und rief triumphierend in die Welt hinaus: „Ohne Phosphor kein Gedanke!“ Nun aber tritt der Meister der Chemie, J. v. Liebig, mit folgender Erklärung auf: „Die Ehre der Erfindung, daß Phosphor im Gehirn sei, gehört nicht mir, sondern Herrn Dr. Moleschott an, und ich habe in meinen chemischen Briefen erklärt, daß sie falsch sei, und durch keine einzige Tatsache begründet werden könne.“ Trotzdem aber fahren

diese Gottesleugner fort, ihren abgeschmackten Blödsinn als Wahrheit anzupreisen, und beweisen damit unwiderleglich, daß es mutwillige Bosheit ist, die sie treibt.

Dies zeigt auch recht deutlich die folgende Geschichte:

III.

Der überführte Gottesleugner.

In den neunziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts trat der junge Pastor W. auf einer Reise unerwartet in das Haus seiner Schwester, als dort eine größere Tischgesellschaft beieinander war, und fand nach kurzer Vorstellung als Bruder der Hausfrau seinen Platz einem Regierungsrat gegenüber, dessen gerötete Gesichtsfarbe auf häufigen Weingenuß deutete, und dessen lautes absprechendes Reden die Gesellschaft beherrschte. Neben ihm saß eine junge Dame, die bald ein Zwiegespräch mit dem ihr, wie den meisten, unbekannten neuen Gaste anknüpfte, und sich mit großer Wärme über die Predigt eines neuangestellten Pastors in M. aussprach, den sie vor kurzem gehört habe. Dies aber schien dem Regierungsrat zu ärgerlich zu sein, als daß er dazu hätte schweigen sollen. „Mich wundert", fiel er ihr in die Rede, „daß Sie noch an dem düstern Aberglauben ein Gefallen haben. Man ist doch heutigentages viel zu aufgeklärt, um sich um dergleichen zu kümmern, was die Pfaffen von einem Gott schwatzen. Es gibt keinen Gott; und solch eine frische, lebensfrohe Dame, wie Sie, sollte lieber von einem lustigen Ball oder dem Theater erzählen." Die Hausfrau, peinlich berührt, versuchte dies Gespräch abzubrechen und warnte den Spötter: „Nehmen Sie sich in acht; Sie müssen wissen, dort mein Bruder ist selbst Pastor." Dadurch aber nicht im geringsten gestört, wandte sich der Genannte an diesen und fuhr fort: „Ach, mein Herr Pastor, wir verstehen uns schon. Ich sehe Sie darauf an, daß Sie als gebildeter Mann mir recht geben. Sie müssen ja freilich von Amts wegen

immer noch das alte Zeug vortragen, und für das dumme Bauernvolk mag das auch ganz gut und nötig sein; aber — nicht wahr? im Grunde Ihres Herzens stimmen Sie mir bei." Der junge Pastor sah einen Augenblick den unverschämten Frager ruhigen, forschenden Blickes an, dann sprach er also:

„Ehe ich Ihnen antworte, will ich Ihnen drei Fragen vorlegen. Sie sagen: es gibt keinen Gott; Sie sind Atheist. Solche Leute hat es von jeher gegeben, doch man unterscheidet dreierlei Arten derselben. Zu der ersten gehören solche Denker, die mit großem Ernst nach Gewißheit verlangten; sie wollten aus eigener Vernunft und Kraft das Wesen Gottes erforschen. Aber nachdem sie lebenslang gesonnen und gegrübelt, ward ihnen alles wieder ungewisser; so verzweifelten sie zuletzt daran, die Wahrheit zu finden, und sprachen: Es ist kein Gott. — Ist es Ihnen so ergangen?"

Der Angeredete wies lachend diese Frage zurück: „Ach nein, das ist am wenigsten nach meinem Geschmack. Ein Philosoph bin ich nicht."

„Nun dann weiter", fuhr der Pastor fort. „Es hat schon öfter Zeiten gegeben, und wir leben jetzt in solcher Zeit, daß der Unglaube seine Wortführer findet, die alles umreißen wollen, was bisher jedermann für gewiß und heilig hielt, und weil sie sich überall in Rede und Schrift damit breit machen, so fällt die Menge ihnen zu, die ihnen blind nachbetet. Da sucht denn mancher eine Ehre darin, nach neuester Mode den Glauben zu verspotten und eine frivole Sprache zu führen. — Steht es so mit Ihnen?"

„Nein", erwiderte der Regierungsrat, sichtbar erbittert, „nein! ein Nachbeter bin ich nicht."

„Die dritte Klasse, die ich meine", sprach der junge Pastor ruhig weiter, „ist diese: Es sind Menschen, die ohne Scheu und Reu den Lüsten und Wollüsten des Lebens nachgingen und sich im Schmutz der Sünde

wälzten. Es kommt aber eine Zeit, da der Heilige Geist ihr Gewissen rührt; da möchten sie die mahnende Stimme betäuben, und aus Furcht vor Tod und Gericht reden sie sich ein: es gibt keinen Gott, es gibt kein vergeltendes Gericht, mit dem Tode ist alles aus." — Nochmals zu fragen: ist dies der Fall? brauchte der Pastor nicht. Aller Augen waren auf den Regierungsrat gerichtet, der stumm und starr dasaß und kein Wort zu erwidern wagte. Aber die lautlose Stille, die eintrat, die ernste Miene aller Anwesenden bezeugte: So ist es!

IV.

Gibt es Atheisten?

H. Du sagst: Wer das Dasein Gottes leugnet, der redet wider sein Gewissen. Ein solcher weiß ganz gut, daß ein Gott sei; darum spricht er, indem er ihn leugnet, wider seine eigene bessere Ueberzeugung. Hieraus würde ja folgen, daß es im Grunde gar keine Gottesleugner gibt?

R. Es ist allerdings ein Unterschied unter den Gottesleugnern. Viele leugnen das Dasein Gottes aus mutwilliger Bosheit. Allein es gibt auch viele, die den anderen nur aus Unverstand nachsprechen, so z. B. die Kinder und jungen Leute, die von ihren gottesleugnerischen Eltern und Lehrern nichts anderes hören. Nun bleibt es ja freilich immer ein entsetzlicher Greuel, wenn jemand das Dasein Gottes leugnet. Die meisten bringen es jedoch nicht weiter als zu dem Wunsche, daß es keinen Gott geben möchte, und selbst während sie mit dem Munde es aussprechen, daß kein Gott sei, so schlägt ihnen dabei doch das Gewissen und bezeugt ihnen das Gegenteil.

Dies beweisen viele Beispiele. Der bekannte englische Atheist, Graf von Rochester, hat noch kurz vor seinem Tode seine Gottlosigkeit mit Mund und Feder widerrufen. Er gestand offenherzig: „Er habe allezeit einen Eindruck

von dem höchsten Wesen in seinem Gemüte übrig behalten. Und wie er sich nimmer habe bereden können, daß die Welt nur durch Zufall entstanden sei, also habe er wegen des regelmäßigen Laufs der Natur sich diesen Gedanken nie aus dem Sinne schlagen können, es müsse eine ewige Macht sein, die alle Dinge gemacht habe. Er habe auch keinen einzigen wahren Atheisten gekannt, welcher gar keinen Gott geglaubt hätte.[1]

Wie oft ist es geschehen, daß ein Mensch in Glück und guten Tagen Gott leugnete, wenn er aber in große Not geriet, Gott um Hilfe anrief, nach empfangener Hilfe jedoch ruchlos weiter spottete. Von solchen sagt der französische Dichter Boileau:

„Der unerschrock'ne Mann, der vor Erschrecken bebt,
Und wenn sein Fieber brennt, glaubt: Gott im Himmel lebt, —
Er hält die Hände stets zum Himmel bei dem Wetter;
Doch ist der Himmel klar, ist er der größte Spötter."[2]

Damit beweisen die elenden Spötter selbst, daß sie im Grunde des Herzens vom Dasein Gottes überzeugt sind und nur aus Mutwillen vom Spotten nicht ablassen wollen.

Doch schier unzählig sind die Fälle, daß Gottesleugner im Angesichte des Todes zur Erkenntnis ihrer Torheit kamen. Dies geschah selbst bei gottesleugnerischen Heiden. Bion hatte sich verleiten lassen, über die Gottheit ein ausgelassenes Gespött zu führen. Als er jedoch in eine Krankheit verfiel, rief er die Götter an: „Ich habe gesündigt, schont meiner Frevel."[3] Aehnliches wird auch von dem römischen Könige Tullus Hostilius[4] erzählt.

Des-Barreaux, ein französischer Freigeist, der in gesunden Tagen das Dasein Gottes für eine Fabel erklärte, hat endlich die Torheit und den Ungrund des Unglaubens erkannt, und in seiner Krankheit noch an einen Gott zu glauben angefangen.[5] Henault, ein französischer Arzt, rühmte sich öffentlich der Gottesleugnung, und hatte eine förmliche Wut, sie überall zur Schau zu tragen; in

seiner Todesstunde wurde er jedoch ein großer Verehrer der Religion.[6] Ueberhaupt sagt Sainthiball, ein berüchtigter Spötter, von den französischen Gottesleugnern: „Sie bringen uns keine Ehre, wenn sie sich auf dem Todbette sehen: sie schimpfen sich selbst, sie strafen sich Lügen, sie sterben wie alle anderen mit richtig abgelegter Beichte und genossenem Sakrament.“ [7]

Indes haben sich einige von diesen Gottesleugnern vor ihrem Tode noch wahrhaft bekehrt. Doch will ich nur das Ende von John Wilmot, Grafen von Rochester, erzählen. Er hatte eine treffliche christliche Erziehung genossen, fiel aber in der Folge in die schrecklichsten Sünden und Laster. Mit unglaublicher Verwegenheit spottete er öffentlich Gottes und JEsu Christi. Eine Krankheit, die Folge seines lasterhaften Lebens, brachte ihn endlich zur Selbsterkenntnis. Mit tiefer Reue beweinte und verabscheute er sein ehemaliges Leben. Um das gegebene große Aergernis soviel wie möglich wieder gut zu machen, schrieb er kurz vor seinem Tode ein Bekenntnis nieder, welches bei seiner Leichenfeier vorgelesen werden mußte und also lautete:

„Allen denen zum Besten, welche ich durch das Beispiel meines Lebens zur Sünde gereizt habe, lege ich vor dem Angesichte Gottes, der das Innere aller Herzen kennt, und vor dessen Gericht ich nunmehr treten soll, dieses Bekenntnis ab. Ich verabscheue und verfluche vom Grunde meiner Seele meinen ganzen, vorhin geführten, gottlosen Lebenswandel und kann mich über Gottes Güte nicht genug wundern, die mich meine schändliche Meinungen und mein gottloses Leben einsehen ließ. Denn ich wandelte ohne Gott in der Welt, war ein Feind JEsu Christi und ein Verächter des Heiligen Geistes. Um meine jetzige Liebe zu Gott zu beweisen, will ich andere im Namen Gottes ermahnen, die Wohlfahrt ihrer unsterblichen Seele zu bedenken, sein Dasein und seine Vorsehung nicht zu leugnen, seine Gnade nicht zu verachten, mit der Sünde nicht zu

scherzen, und den köstlichen, lebendigen Glauben an den Erlöser der Welt nicht zu verspotten, durch dessen Verdienst allein ich, einer der größten Sünder, Gnade und Vergebung zu erhalten hoffe." Versiegelt in Gegenwart von John Rochester, Anna Rochester, Robert Parson, den 19. Juni 1680. Mit diesen Gesinnungen starb er am 16. Juli desselben Jahres.[8]

Doch erzählt die Geschichte auch von solchen Gottesleugnern, die sogar noch kurz vor ihrem Tode das Dasein Gottes bekannten, welches sie Zeit ihres Lebens geleugnet hatten, darauf aber in der erschrecklichsten Verzweiflung dahin gefahren sind. So berichtet ein Landprediger in einer angesehenen Zeitschrift Deutschlands:

„Ein Mensch, der ein ruchloses Leben geführt hatte, wurde öfters von mir angeredet, sein Ende zu bedenken, aber er antwortete gewöhnlich: „Lassen Sie mich —, wenn der Mensch stirbt, so ist es aus mit ihm." Er gab vor, er glaube nicht, daß ein Gott im Himmel sei. Er verfiel in eine langwierige Krankheit; ich besuchte ihn, aber von Gebet wollte er nichts wissen, und blieb dabei, wenn der Mensch stirbt, so ist es aus. Die Krankheit nahm zu. Aus einer wilden Ehe hatte er ein Kind, ein Mädchen, das bereits konfirmiert war und von dem frommen Schulmeister Heilsames gelernt hatte; die kam zu mir und bat, ich möchte doch kommen, weil der Vater so sehr leide; als er mich aber sah, legte er sich nach der Wand herum und wehrte mit der Hand ab. Ich ward noch einmal gerufen, aber er wandte sich ab und als ich ihn fragte, ob er noch nicht wisse, daß ein Gott sei, schüttelte er das Haupt. In einer Nacht kam das Mädchen und sagte, sie könne es nicht mehr mit ansehen. Ich ging mit ihr, und als ich an seinem Bette stand und ihn fragte, ob er zuhören wolle, wenn ich bete, sah er mich mit den halbgebrochenen Augen an, zog dann die zitternden Hände unter dem Deckbette hervor, hob sie in die Höhe und mit durchdringender Stimme rief er: ‚Es ist furchtbar, in die

Hände des lebendigen Gottes zu fallen!' die Hände sanken nieder und er war tot. So hatte er denn doch schon lange gewußt, daß ein Gott im Himmel sei und daß er in das Gericht gehe."

H. Das ist in der Tat entsetzlich. Indes waren aber diese, von denen du bisher erzählt hast, nur zeitweilige Gottesleugner, da das Gottesbewußtsein doch am Ende in ihnen wieder aufleuchtete. Hat es aber auch wirkliche Atheisten gegeben, d. h. solche, die mit dem Bekenntnisse, daß kein Gott sei, gestorben sind?

R. Die Geschichte berichtet allerdings auch von solchen. Der Florentiner Cosimus Ruggeri hat mit runden Worten bekannt, daß er als ein Atheist sterbe. Denn als einige Kapuziner ihn noch kurz vor seinem Tode von der Atheisterei abzubringen suchten, so gab er ihnen zur Antwort: „Ihr Narren, packet euch aus meiner Kammer und wisset, daß es keine anderen Teufel in der Welt gibt, als unsere Feinde, die uns bei unseren Lebzeiten Böses verursachen, und daß kein anderer Gott ist, als die Könige und Fürsten, welche uns Gutes tun: ich habe in diesem Glauben gelebt und in diesem Glauben will ich auch sterben."

Es gibt also, wie wir gesehen haben, in der Gottesleugnung verschiedene Grade und Stufen. Der Anfang derselben ist der böse Wunsch des Herzens, es möge keinen Gott geben. Aehnlich wünscht auch der Uebeltäter, es möge keinen Richter, kein Gefängnis, keinen Galgen geben, damit er ungestraft sündigen könne. Die meisten kommen allerdings über solches Wünschen nicht hinaus. Darum sagt auch die Bibel treffend: „Die Toren sprechen in ihrem Herzen: Es ist kein Gott." Ps. 14. Das Herz ist der Sitz der Affekte, Wünsche und Begierden. Wenn sie demnach auch das Dasein Gottes leugnen, so wissen sie doch selbst, daß sie damit nur einen Wunsch aussprechen, der ewig unerfüllt bleibt.

Allein es gibt auch einen Zustand der Verstocktheit und Verhärtung, worin der Mensch wirklich glaubt, es sei kein Gott. In denselben gerät zuletzt derjenige, welcher fort und fort wider sein Gewissen sündigt und die Stimme desselben mutwillig betäubt und unterdrückt. Ein solcher kann es endlich dahin bringen, daß das Gewissen, diese Stimme Gottes in seinem Herzen, völlig verstummt. Es verhält sich mit dem Gewissen ähnlich wie mit der Sehkraft. Wer seine Augen mutwillig beschädigt, ist endlich selbst schuld, daß sie erblinden und nichts mehr sehen können. So ergeht es zuletzt dem mutwilligen Gottesleugner. Weil er nicht abläßt, wider sein Gottesbewußtsein zu freveln, so erlischt endlich das Licht des Gewissens in seinem Innern und er versinkt in die grauenvollste Finsternis. Der Gewohnheitslügner bringt es durch sein beständiges Lügen dahin, daß er am Ende seinen eigenen Lügen glaubt. Zur Strafe dafür, daß der Gottesleugner die Wahrheit in Ungerechtigkeit aufhält, muß er endlich der Lüge glauben, das ist das schreckliche Gericht der Verstockung, der höchste Grad der Gottesleugnung. Mit dem Verlust des Gottesbewußtseins erfolgt zugleich die größte Schändung der menschlichen Natur; weiter kann die Entmenschung und Vertierung nicht getrieben werden. Denn damit verliert der Mensch zugleich allen Adel der Seele, allen Sinn für das Göttliche und alles Gefühl für Recht und Unrecht. In diesem Zustande ist der Mensch zu jedem Verbrechen fähig, weil er mit dem Gottesbewußtsein zugleich den letzten sittlichen Halt verliert. Es ist kein Wunder, wenn ein solcher auch im Tode noch Gott leugnet und lästert, und endlich in tierischer Dumpfheit und Stumpfheit dahinfährt.

V.

Das angeborene Gottesbewußtsein.

R. Es gibt Wahrheiten, die für jeden vernünftigen Menschen so sonnenklar sind, daß sie gar keines Beweises

bedürfen. So zum Beispiel ist es nicht nötig, Dir weitläufig darzutun, daß es eine Sonne gibt, oder daß Du wirklich existierst; denn das weißt Du selbst viel besser, als es Dir irgend jemand beweisen kann. Ebenso verhält es sich auch mit der Wahrheit, daß es einen Gott gibt.

H. Warum ist denn diese Wahrheit so gewiß?

R. Weil sie einem jeden Menschen angeboren ist. Niemand kann sich der Erkenntnis, daß ein Gott sei, entziehen. Diese Wahrheit drängt sich einem jeden Menschen unwillkürlich auf. Wir müssen Gott denken. Dazu nötigt uns unsere Natur. Wir kommen nicht erst durch gelehrte Schlußfolgerungen auf den Satz, daß ein Gott ist. Es steht auch gar nicht in unserem freien Willen, ob wir Gott denken wollen oder nicht. Denn vor allem Denken und Wollen steht es in jedem menschlichen Geiste mit unmittelbarer Gewißheit fest, daß ein Gott ist. Dies erkannten auch schon die Heiden. Immblichus sagt: „Vor allem Gebrauche der Vernunft denken wir Gott, zwar nicht durch irgend eine besondere Erkenntnis, sondern durch ein gewisses Gefühl, welches gewisser ist, als alle Erkenntnis.

H. Du meinst also: ehe wir anfangen, über das Dasein Gottes nachzudenken, und die Gründe dafür und dawider zu prüfen, sagt uns schon unser Herz, daß ein Gott sei.

R. Allerdings. Jedes Kind weiß, sobald seine Vernunft erwacht, daß es existiert und daß die Welt wirklich da ist, wenn es dies auch nicht beweisen kann. So weiß auch jeder Mensch von Natur, daß ein Gott ist, wenn er gleich nicht imstande wäre, dafür Gründe anzuführen. Denn das ist ihm unmittelbar gewiß. Diese unmittelbare Gewißheit des Gottesbewußtseins beschreibt ein Heide, Cicero, treffend mit den Worten: „Wenn jemand dieses (das Dasein Gottes) bezweifelt, so sehe ich wahrlich nicht ein, warum er nicht auch zweifeln könnte, ob eine Sonne sei oder nicht. Denn weshalb ist dieses gewisser als jenes?“ [2] Wie es für jeden vernünftigen Menschen eine

ausgemachte Tatsache ist, daß es eine Sonne gibt, so auch, daß ein Gott ist.

H. Entsteht also dieses Gottesbewußtsein im Menschen ganz von selbst?

R. Gewiß. Frage doch nur Deine eigene Erfahrung. Woher haben wir den Gottesgedanken? Aus uns selbst. Denn sobald wir zum Bewußtsein kommen, vernehmen wir in uns die Wahrheit, daß ein Gott sei. Wir erlangen diese Erkenntnis, ohne daß wir sie suchen. Ein unaussprechliches, aber gewisses Gefühl kündigt uns das Dasein eines höchsten Wesens an, und wir nehmen diese Wahrheit an als eine Sache, die sich ganz von selbst versteht. Auch fällt es uns gar nicht ein, wenn wir zuerst uns Gottes bewußt werden, sein Dasein zu bezweifeln oder demselben zu widersprechen. Das Gottesbewußtsein ist zugleich Gottesgewißheit. Der unbefangene Glaube an Gott ist in jedem Menschen immer das erste. Niemand wird als Gottesleugner geboren.

H. Damit stimmt meine Erfahrung überein. Solange ich denken kann, war in meinem Innern immer der Gedanke an Gott vorhanden. Wie aber derselbe in mir entstanden ist, das weiß ich nicht.

R. Durch eine Anlage, die einem jeden Menschen angeboren ist. Wie jedoch das Gottesbewußtsein in uns entsteht, das entzieht sich unserer Erkenntnis. Das Kind entwickelt sich nach bestimmten Gesetzen, die in seiner Natur niedergelegt sind, und lernt nach und nach die Fähigkeiten gebrauchen, welche anfangs in seiner Seele gleichsam schlummerten. So kommt auch für dasselbe einmal der Zeitpunkt, wo es Gottes inne wird, und sein Herz ihm sagt, daß ein Gott sei.

H. Die Gottesleugner behaupten dagegen, der Glaube an Gott sei etwas äußerlich angelerntes, was die Lehrer und Erzieher den Menschen einpflanzten.

R. Woher kommt es denn aber, daß auch solche Heiden, die ohne allen Religionsunterricht aufwachsen, den

Gottesbegriff haben? Von unzähligen Beweisen dafür will ich nur einen anführen. Als ein Missionar unter den Kaffern eine Frau taufte, teilte sie ihm folgende merkwürdige Erfahrung mit, indem sie sagte: „Den Kummer des Herzens, den ich gegenwärtig empfinde, fühlte ich zuerst als junges Mädchen, ehe das Wort Gottes in dieses Land kam. Indem ich eines Tages nahe bei meines Vaters Kraal im Felde war, mußte ich auf einmal an den großen Gott denken. Ich schaute zum Himmel empor, fiel auf meine Knie nieder, konnte aber nichts sagen, denn ich fühlte, daß mein Herz schlecht sei.“ [3] Aehnliche Erfahrungen, wie die jener Heidin: Ich mußte auf einmal an den großen Gott denken, kommen im Leben eines jeden Menschen vor. Sie beweisen, daß der Gottesbegriff nichts Zufälliges und von außen Angelerntes ist, sondern daß er mit innerer Notwendigkeit aus unserem Geiste hervorgeht. Dies wußten schon die Heiden. Dio Chrysostomus sagt: „Von den Göttern der ganzen Natur und am meisten von dem Beherrscher der ganzen Welt ist von jeher eine Meinung und Gedanke, der dem ganzen menschlichen Geschlechte gemein ist, auf gleiche Weise bei den Griechen und bei den Barbaren, der ihnen notwendig ist und angeboren, und in einem jeden vernünftigen Wesen von Natur ohne einen sterblichen Lehrmeister oder einen Lehrer der Geheimnisse.“ [4]

H. Mir ist das Zeugnis eines Heiden darum so wichtig, weil er gleichsam als ein Unparteiischer dasteht. Denn von ihm können doch die Gottesleugner nicht vorgeben, daß er ein Pfaffenknecht gewesen sei oder zugunsten der Pfaffen geredet habe. Was sagt er also?

R. Er sagt: Jeder vernünftige Mensch weiß von Natur, ohne einen sterblichen Lehrmeister, daß ein Gott sei. Denn die religiöse Anlage, oder die Fähigkeit, Gott zu denken, ist ein notwendiger, jedem Menschen angeborener Bestandteil unseres Wesens. Gleichwie die Vernunft zum Wesen des Menschen gehört, ebenso gehört auch

das Gottesbewußtsein dazu. Das sagen alle verständigeren Heiden, selbst solche, die das Christentum hassen.

H. Demnach kommt uns die Erkenntnis, daß ein Gott sei, nicht von außen?

R. Sieh doch jene Pflanze an. Woher hat sie die Blume? Hat der Gärtner sie ihr von außen angesetzt oder angeklebt?

H. Es wäre lächerlich, so etwas zu behaupten. Bekanntlich ist die Natur der Pflanze so eingerichtet, daß sie zu ihrer Zeit aus sich selbst notwendig eine Blume hervorbringen muß.

R. Ganz dasselbe ist mit dem Menschen der Fall. Denn das Gottesbewußtsein ist uns nicht von außen angelernt oder eingeimpft, sondern es geht notwendig aus unserem Wesen hervor, wie die Blume aus der Pflanze. Die menschliche Natur ist so beschaffen, daß sie aus sich selbst den Gedanken, daß ein Gott sei, erzeugen muß.

H. Demnach ist es eine schändliche Lüge zu sagen, wir kämen erst durch Erziehung, Unterricht und andere menschlichen Einrichtungen auf den Gedanken, daß es einen Gott gebe.

R. Gewiß. Die Gottesleugner sollten sich schämen, solche abgedroschenen Lügen immer wieder aufzuwärmen und vorzubringen, da sie schon von den Heiden entschieden verworfen wurden. Cicero sagt von dem Glauben an das Dasein Gottes: „Weder eine Verabredung, noch ein Uebereinkommen der Menschen bringt denselben hervor; diese Meinung ist nicht durch Einrichtungen, nicht durch Gesetze festgestellt. In jeder Sache aber ist die Uebereinstimmung aller Völker für ein Naturgesetz zu halten.“ [5]

H. Also ein Naturgesetz zwingt uns, das Dasein Gottes anzuerkennen, nicht eine äußerliche menschliche Einrichtung.

R. Dasselbe behauptet Cicero auch in folgender Stelle, worin er von dem Glauben an einen Gott sagt:

„Da diese Meinung nicht durch irgend eine Einrichtung, noch durch eine Sitte, noch durch ein Gesetz eingeführt ist, und da die Uebereinstimmung aller ohne Ausnahme beständig bleibt, so muß man notwendig daraus abnehmen, daß es Götter gebe, weil wir davon eingepflanzte oder vielmehr angeborene Begriffe haben. Worüber aber die Natur aller übereinstimmt, das muß notwendig wahr sein. Man muß daher notwendig bekennen, daß es Götter gebe. Weil dies im allgemeinen unter allen ausgemacht ist, nicht bloß bei den Philosophen, sondern auch bei den Ungelehrten, so laßt uns bekennen, es stehe auch ferner fest, daß wir diesen Vorbegriff oder diesen vorgefaßten Gedanken von den Göttern haben.“ [6]

H. Nun, deutlicher kann es nicht ausgesprochen werden, daß wir vor allem Unterricht schon eine Erkenntnis vom Dasein Gottes haben. Das Gottesbewußtsein ist mithin nicht eine Frucht der Erziehung, sondern es ist uns angeboren. Das ist mir jetzt außer allem Zweifel.

R. Dabei wird es Dich nicht befremden, wenn Cicero von Göttern redet. Denn er meint damit die Gottheit, deren Wesen er freilich als ein Heide nicht kannte.

Konstanze. Ich erlaube mir eine Frage: Was sagt die Bibel hierüber?

R. Sie sagt von allen Menschen: „Daß man weiß, daß Gott sei, ist ihnen offenbar, denn Gott hat es ihnen offenbart.“ Röm. 1, 19. Und zwar heißt es daselbst nach dem Grundtext eigentlich: Die Erkenntnis, daß ein Gott sei, ist in ihnen offenbar, d. h. in ihr Herz geschrieben. Die heilige Schrift lehrt somit, daß alle Menschen ein Wissen vom Dasein Gottes haben, welches ihnen angeboren ist.

K. Das ist die reine Wahrheit.

VI.

Ein merkwürdiger Beweis dafür, daß das Gottesbewußtsein einem jeden Menschen angeboren ist.

Sintenis, ein deutscher Gelehrter und Schriftsteller, hatte die Stadt bewohnt, und zog sich auf sein kleines Besitztum auf dem Lande zurück. Er trauerte eben über den Verlust einer zärtlich geliebten Gattin, und besaß von ihr einen Sohn, der noch im Kindesalter war. Um nun durch Erfahrung zu erproben, ob der Mensch mit Religion, d. h. mit der Idee von Gott und dem Bedürfnis, ihm zu dienen, geboren werde, erzog er diesen Sohn in gänzlicher Abgeschiedenheit, und richtete es so ein, daß er den Namen Gottes weder lesen noch hören konnte. Der Unterricht fand gewöhnlich unter freiem Himmel statt im Angesichte der Gegenstände und Erscheinungen der Natur, auf welche sich der Unterricht hauptsächlich bezog. Schon war der junge Sintenis zehn Jahre alt, und noch hatte er den Namen Gottes weder gehört noch gelesen. Aber siehe, es machte sich trotzdem ein Bedürfnis nach Gott im Innern des Schülers fühlbar. Er suchte im stillen einen Gott, und glaubte ihn in der Sonne gefunden zu haben. Aber der Knabe behielt dies ganz für sich, es war dies sein Geheimnis. Bei schönem Wetter ging er alle Morgen heimlich in den Garten. Der Vater fing an, etwas zu merken. Eines Tages überraschte er den Knaben, wie er kniend und die Hände gen Himmel erhoben der Gottheit, welche er sich gemacht hatte, sein Gebet und seinen Dank darbrachte.

Diese Geschichte beweist, daß jedem Menschen eine religiöse Anlage angeboren ist, welche sich zu ihrer Zeit entwickelt und ihn zum Bewußtsein der Wahrheit bringt, daß es einen Gott gibt.

VII.

Die Stimme des Gewissens.

R. Einem jeden Menschen sagt sein Herz, daß es einen Gott gibt. Das ist das angeborene Gottesbewußtsein. Dieses betätigt sich nun mit besonderer Kraft im Gewissen. Und zwar setzt dasselbe das Dasein Gottes immer schon voraus. Es läßt sich daher gar nicht darauf ein, erst weitläufig zu beweisen, daß es einen Gott gibt. Es ist etwas anderes, was das Gewissen dem Menschen vorhält.

H. Was ist dieses?

R. Achten wir nur auf unsere eigene Erfahrung, so werden wir dies leicht erkennen. Was ist es doch, was unser Gewissen ohne Unterlaß von uns verlangt? Immerdar mahnt und erinnert es uns: Du sollst Gott als deinen HErrn und Schöpfer anerkennen, und ihn als deinen gerechten Richter und ewigen Vergelter fürchten und ehren. Immerdar stellt es uns vor: Du bist von Gott abhängig und ihm verantwortlich. Indem das Gewissen unser ganzes Wesen umfaßt, sucht es uns beständig unter den Gehorsam Gottes zu zwingen. Daher fordert es: Du darfst nicht tun und lassen, was du willst, du darfst nicht walten und schalten nach Belieben, sondern du bist schuldig und verpflichtet, Gott zu dienen, alles auf ihn zu beziehen und dein ganzes Leben nach dem Willen deines HErrn und Gesetzgebers einzurichten. Wenn du auch im verborgenen handelst, wenn auch keines Menschen Auge dich siehet: Gott siehet dich, und er wird dich einst vor sein Gericht stellen und dir vergelten nach deinen Werken.

H. Es ist wahr, das sagt mir und einem jeden Menschen sein Gewissen.

R. Mit Recht heißt deshalb das Gewissen die Stimme Gottes im Menschen. Wir fühlen es: Wenn unser Gewissen redet, so redet Gott in uns und mit uns. Seine Stimme ist uns unmißverständlich. Sie bezeugt

sich uns als eine göttliche. Sie fordert unbedingten Gehorsam. Wenn Menschen uns etwas gebieten, so fragen wir erst, ob wir auch verbunden sind, ihnen zu gehorchen. Wenn aber unser Gewissen uns gebietet, ein Gebot Gottes zu erfüllen, so fällt diese Frage weg. Denn dann fühlen wir sogleich mit unmittelbarer Gewißheit: Diese Stimme deines Gewissens ist Gottes Stimme, darum bist du heilig verpflichtet, ihr zu gehorchen.

H. Daher wohl der Name Gewissen?

R. Allerdings. Im Gewissen bezeugt Gott dem Menschen seinen heiligen Willen und spricht zu ihm: Ich bin dein HErr, mir sollst du dienen. Indem der Mensch nun dieses Zeugnis Gottes hört, fühlt er sich überzeugt: Das ist Gottes Stimme! Das hat mir Gott gesagt! Das Gewissen ist also das Vermögen, in uns den Willen Gottes zu vernehmen. Und da Gott selbst uns seinen Willen offenbart und uns denselben in das Herz geschrieben hat, so ist unser Wissen desselben ein göttlich gewisses.

H. Was verstehst Du unter dem Willen Gottes, den das Gewissen uns vorhält?

R. Das Gesetz Gottes, welches uns ins Herz geschrieben ist. Dies Gesetz sagt: Du sollst Gott, dem du alles verdankst, was du bist und hast, ehren und dienen. Du sollst das Gute tun und das Böse unterlassen. Du sollst niemand Unrecht zufügen, sondern einem jeden geben, was du ihm schuldig bist. Alle diese Forderungen des Gesetzes bringt das Gewissen dem Menschen beständig zum Bewußtsein und verlangt, daß er sie erfüllen solle.

H. Allein, es gibt viele Menschen, welche offenbare Sünden tun. Damit beweisen sie doch, daß sie ganz und gar kein Gewissen haben.

R. Das folgt daraus keineswegs. Die Gottlosen machen es wie jener Heide, welcher sagte: „Ich sehe das Bessere und billige es, trotzdem folge ich dem Schlechteren.“ Das Gewissen sagt auch ihnen, was unrecht ist,

und warnt sie davor. Wenn sie es dennoch tun, so sündigen sie mutwillig wider ihre eigene bessere Ueberzeugung.

H. Haben aber solche noch ein Gewissen, die offenbare Sünden für etwas Erlaubtes ausgeben und das Unrecht geradezu für Recht erklären?

R. Solche Menschen heißen in der deutschen Sprache „ruchlos", d. h. rügelos, weil sie auf die Rüge, die strafende Stimme des Gewissens nicht mehr hören. Der Mensch kann sich allerdings gegen die Stimme seines Gewissens verhärten. Er kann es endlich dahin bringen, daß er Brandmale im Gewissen bekommt. Bekanntlich verliert die Stelle der Haut, welcher mit einem heißen Eisen ein Brandmal eingebrannt ist, alles Gefühl und wird gegen jeden Schmerz ganz unempfindlich. So ergeht es endlich auch dem Menschen, der fort und fort mutwillig wider sein Gewissen sündigt. Er versinkt dann durch seine eigene Schuld in den schauerlichen Zustand, worin die Stimme Gottes, das Gewissen, keinen Eindruck mehr auf ihn macht. Hat er diesen Grad der Verworfenheit erreicht, dann verliert er das Gefühl für Recht und Unrecht. Dann kann er mit frecher Stirne behaupten, Mord, Ehebruch und andere Greuel seien nichts Unrechtes, ohne daß ihm die Schamröte in die Wangen steigt. So wird der Gewissenlose endlich zur schamlosen, entmenschten, vertierten Bestie, und damit zu jedem Verbrechen fähig.

H. Ein solcher hat doch gar kein Gewissen mehr?

R. So sagt man allerdings im gewöhnlichen Leben, um damit diese entsetzliche Verruchtheit zu beschreiben. Eigentlich aber hat der Ruchlose nicht das Gewissen selbst verloren, sondern sich nur die Fertigkeit erworben, die Stimme desselben zu überhören und sich dagegen zu verstocken. Er hat sein Gewissen eingeschläfert, übertäubt, unterdrückt. Einmal jedoch wird sein Gewissen erwachen, vielleicht schon in diesem, gewiß aber in jenem Leben, wenn ihn die Vergeltung trifft. Denn das Gewissen

kann wohl verdunkelt werden, weil es nicht Gott ist; aber es kann nicht vernichtet werden, weil es von Gott ist, wie Tertullian sagt. So wenig der Mensch jemals ohne Seele sein kann, ebensowenig auch ohne Gewissen.

H. Demnach ist auch das Gewissen den Menschen angeboren?

R. Freilich. Das Gewissen ist ein notwendiger Bestandteil der menschlichen Natur. Dies bezeugt schon Menander, ein Heide, mit den Worten: „In allen Sterblichen ist das Gewissen hinsichtlich Gottes vorhanden." Jeder Mensch weiß, was gut und böse ist. Jeder Heide erklärt Morden, Ehebrechen, Lügen und Stehlen für Sünde. Bei allen Völkern finden sich Gesetze, welche solche Verbrechen verbieten und bestrafen. Worin hat dieses seinen Grund?

H. Im Gewissen des Menschen.

R. Das Gewissen ist eine göttliche Macht, welche der Mensch wenig in seiner Gewalt hat. Dies zeigt sich deutlich, wenn der Mensch wider Gottes Gesetz gesündigt hat. Dann fühlt er Gewissensbisse, Schmerzen, die heftiger und bitterer sind, als alle leiblichen Qualen. Gern möchte der Mensch den Qualen und Furien seines bösen Gewissens entrinnen, aber er kann es nicht. Unablässig verfolgt ihn sein Gewissen, indem es ihm droht: „Wehe dir, Verfluchter, was hast du getan? Du hast wider Gott gesündigt. Gott ist gerecht, er wird dich strafen und dir vergelten, wie du es verdienst. Wehe dir in Ewigkeit."

Du siehst also, wie groß die Macht des Gewissens ist. Es ist die innere Stimme Gottes, welche dem Menschen das Gesetz Gottes vorhält, und ihn ermahnt, es zu erfüllen. Es ist der Ankläger, der ihm seine Sünden und Verbrechen vorwirft. Es ist der Zeuge, welcher ihm seine Sünden beweist. Es ist der Richter, der das Schuldig über ihn ausspricht und ihn zur gerechten Strafe verdammt. Und es ist zugleich der Henker, der ihn wegen seiner Sünden straft und martert. Ich frage Dich, ist dem nicht so?

H. Das sind lauter Tatsachen, die kein Mensch leugnen kann.

R. Freilich sind dies Tatsachen, welche hartnäckig feststehen, wie die Felsengebirge. Wie lächerlich und vergeblich ist deshalb der Versuch, Gott leugnen zu wollen, da jede Regung des Gewissens uns sein Dasein beweist! Die ganze Tätigkeit des Gewissens geht darauf hinaus, den Gedanken an Gott, als unseren HErrn, in uns lebendig zu erhalten. Unaufhörlich ruft uns seine ernste Stimme zu: Fürchte dich vor Gott, dem gerechten Richter und Vergelter! All sein Gebieten und Verbieten, all sein Warnen, Drohen und Strafen erinnert uns daran, daß Gott unser HErr ist, dem wir unbedingten Gehorsam schuldig sind. So oft unser Gewissen schlägt, so mahnt es uns an Gott.

So hat jeder Mensch in seinem eigenen Busen einen Zeugen für das Dasein Gottes. Mag der Atheist mit lachendem Munde behaupten, es sei kein Gott, mag er den Gottesglauben noch so höhnisch als Torheit verspotten: sein eigenes Gewissen bezeugt ihn: Du lügst!

VIII.

Aussprüche von Heiden über das Gewissen.

So verderbt und versunken auch der Zustand der alten Heiden war, so haben sie doch das Gewissen nicht geleugnet, wie die heutigen Materialisten tun, sondern seine Forderungen bereitwillig anerkannt und zu befolgen gesucht. Dies zu beweisen, wollen wir nur eins anführen. Das Gewissen gebietet dem Menschen: Du sollst Gott dienen und ihn anbeten. Sehen wir nun auf die Geschichte der alten Griechen und Römer, so zeigen ihre Gottesdienste, daß sie diese Pflicht sehr wohl erkannten. Das Gebet nahm in ihrem Leben, sowohl im öffentlichen, als im Privatleben, eine sehr bedeutende Stelle ein. In den ältesten Zeiten pflegte man vorzugsweise in der Stille

der Nacht unter freiem Himmel mit unbedecktem Haupte die Götter anzurufen. Die Zeit des Gebetes war regelmäßig am Morgen und am Abend, und beim Anfang wie beim Schlusse des Mahles. Die Versammlungen des Volkes wie des Senates, alle Kriegsunternehmungen und jeder Kampf: alles ward mit Zeus, d. h. mit Gebet begonnen. In Rom pflegte man zu Anfang jedes Jahres gewisse Gebete für das Heil des ganzen Jahres darzubringen. Alle Wahlversammlungen eröffnete der präsidierende Magistrat mit einem feierlichen Gebete, ebenso alle Volksmusterungen auf dem Marsfelde. Gleicherweise begannen die Magistrate, namentlich die Konsuln, als die Häupter der Republik, ihr Amt mit einer feierlichen Anrufung im Tempel des Jupiter. Der große athenienſische Staatsmann Perikles trat nie auf, um öffentlich zu reden, ohne vorher zu den Göttern zu beten. Ebenso beginnt Demosthenes seine Rede De corona mit der Anrufung der Götter. Dasselbe behauptet Servius auch von den Römern: „Unsere Vorfahren begannen keine Rede, ohne die Götter anzurufen, wie alle Reden des Kato und Grachus beweisen.[1] Der große Römer Cornelius Scipio nahm, seit er die männliche Toga angelegt hatte, kein wichtiges Geschäft vor, ohne zuvor im Tempel des kapitolinischen Jupiter eine Zeitlang allein zugebracht zu haben. Selbst Julius Cäsar nahte auf den Knien dem Jupiter, als er nach vierfachem Triumphe demselben sein Dankgebet darbrachte.“ [2]

Freilich haben die Heiden den wahren Gott und die rechte Weise seiner Anbetung nicht erkannt. Allein so viel geht doch aus dem Angeführten hervor: Die Heiden wußten, daß es des Menschen heilige Pflicht sei, Gott anzubeten, und sie haben diese Forderung des Gewissens nicht mutwillig geleugnet.

Auch sonst finden sich in den Schriften der Heiden manche treffende Aeußerungen über das Gewissen, seinen Ursprung, seinen Inhalt und seine Tätigkeit, von denen

wir einige anführen wollen. Wie man daraus sieht, so erkannten sie:

1. Daß das Gewissen jedem Menschen angeboren sei.

Cicero sagt: „Das wahre Gesetz, das richtige der Natur entsprechende Urteil (das Gewissen), ist allen eingepflanzt, ist beständig, ewig, treibt befehlend zur Pflicht, schreckt verbietend vom Unrecht. Dieses Gesetz leidet keinen Widerspruch, es darf nicht verändert, noch weniger ganz abgeschafft werden. Weder der Senat, noch das Volk kann uns von ihm entbinden; auch bedarf es keines anderen Erklärers und Auslegers. Es ist nicht anders in Athen, anders in Rom, jetzt so, künftig so, sondern alle Völker aller Zeiten bindet Ein und dasselbe ewige, unsterbliche Gesetz. Und aller Menschen gemeinsamer Meister und Herrscher, jener Gott ist dieses Gesetzes Erfinder, Richter, Urteiler, Geber: wer ihm nicht gehorcht, wird sich selbst entfliehen wollen, seine menschliche Natur schänden und eben dadurch die härteste Strafe erleiden, wenn er auch anderen Strafen entgeht.“ [3]

In dem uralten indischen Gesetzbuch des Manu heißt es: „Die Seele ist ihr eigener Zeuge, sie ist ihre eigene Zuflucht; verletze nicht dein Gewissen, den höchsten inneren Zeugen des Menschen. Die Sünder sprechen in ihrem Herzen: Niemand sieht uns. Aber klar sehen sie die Götter und der Geist in ihrer Brust.“ [4]

2. Daß der Inhalt des Gewissens, das Gesetz, göttlichen Ursprungs sei.

Heraklit sagt: „Alle menschlichen Gesetze entstammen einem Göttlichen.“ [5]

Cicero: „Das war immer die Meinung aller wahrhaft weisen Männer: das Sittengesetz sei nicht etwas von Menschen Erdachtes, sondern ein ewiges, nach dem die ganze Welt sich regeln muß. Der letzte Grund ruht daher in Gott, der gebietet und verbietet. Und dies Gesetz ist so alt, als der Geist Gottes selbst. Darum ist

das Gesetz, auf dem alle Verpflichtung ruht, in Wahrheit und vor allem der Geist der obersten Gottheit.“ [6]

Demosthenes: „Das Gesetz ist eine Erfindung und Gabe der Götter.“ [7]

Zum tyrannischen Kreon sagt Antigone in der Tragödie des Sophokles: [8]

„Auch nie so mächtig achtet ich, was Du befahlst,
Um über ungeschriebenes, festes, göttliches
Gesetz hinwegzuschreiten, eine Sterbliche.
Denn heute nicht und gestern, nein, in aller Zeit
Lebt dieses; keinem wurde kund, seit wann es ist.
Für dieses wollt' ich nicht aus banger Scheu
Vor Menschendünken mir der Götter Strafgericht
Zuziehn.“

3. Daß der Mensch verpflichtet sei, Gott zu dienen.

Xenophon, ein Schüler des Sokrates, sagt: „Bei allen Menschen gilt es als erstes Gesetz, daß man die Götter achten solle.“ [9]

Der sterbende Cyrus sagt nach Xenophons Darstellung zu seinen Söhnen: „Tut oder denket aus Scheu vor den Göttern nie etwas Gottloses oder Unheiliges.“ [10]

Seneca: „Wir müssen so leben, als lebten wir vor dem Angesichte Gottes, und so denken, als wenn uns jemand in das Herz sehen könnte.“ [11]

Epiklet: „Wenn ich eine Nachtigall wäre, so wollte ich singend das Geschäft einer Nachtigall verrichten; wäre ich ein Schwan, singend das Geschäft eines Schwans. Da ich aber ein vernünftiges Wesen bin, so ist das meine: Gott zu loben; es ist mein Beruf, ich will ihn erfüllen.“ [12]

Plato: „Die Hauptsache ist, daß wir von den Göttern recht denkend, fromm leben.“ [13]

Cicero: „Wer sollte nicht fürchten den Gott, der alles vorhersieht, bedenkt und wahrnimmt, alles auf sich bezieht, eifrig und tätig ist?“ [14]

Derselbe: „Das ist der beste, reinste, heiligste und frömmste Dienst der Götter, daß wir sie immer mit reiner, unschuldiger und unverdorbener Seele und Stimme verehren sollten.“ [15]

In dem indischen Werke Mahabharata heißt es: „Erniedrige Deine Seele nicht, indem Du die Mahnung des Richters verachtest, der in Deinem Herzen wohnt. Du hast unabhängig zu sein geglaubt und scheinst den alten himmlischen Geist zu vergessen, der in Dir ist und der die Wege des Sünders aufdeckt. In seiner Gegenwart hast Du übel getan. Da Du ein Verbrechen begingst, glaubtest Du von niemand gesehen zu werden, aber die Gottheit und der innere Mensch entdeckten Deine Tat.“ [16]

4. Daß das Gewissen die Uebertreter des Gesetzes straft.

Cicero: „Groß ist die Macht des Gewissens nach beiden Seiten hin, daß diejenigen nichts fürchten, welche nichts verbrochen haben, und diejenigen, welche gesündigt haben, die Strafe immer vor Augen zu sehen glauben.“ [17]

Derselbe: „Wähnt nicht, daß die, welche frevelhaft ein Verbrechen begingen, von den brennenden Fackeln der Furien verfolgt und geängstet werden, wie ihr das oft im Schauspiel sehet. Jeden quält vielmehr seine eigene böse Tat, der Schrecken vor sich selbst; jeden verfolgt sein Verbrechen und treibt ihn in Wahnsinn; seine bösen Gedanken, sein böses Gewissen schreckt ihn; das sind die Furien, welche dem Gottlosen auf der Ferse folgen und in seinem Innern wohnen.“ [18]

Juvenal: „Das ist die erste Strafe böser Tat, daß kein Schuldiger von seinem richtenden Gewissen freigesprochen wird, daß er Tag und Nacht den eigenen Zeugen im Busen trägt.“ [19]

Seneca sagt, „daß auch die versunkensten Gemüter ein Gefühl von dem, was gut ist, haben, und wohl wissen, was schändlich ist; aber nicht darauf achten; alle verhehlen

ihre Sünden, und wenn sie auch glücklich gelungen sind und sie die Frucht derselben genießen, so verbergen sie doch diese selbst. Verbrecher können wohl sicher sein, ruhig können sie nicht sein. Hierin laßt uns übereinstimmen, daß die bösen Taten vom Gewissen gestraft werden und demselben die meisten Qualen verursachen, weil beständig die Sorge es drückt und plagt, daß es den Bürgen seiner Sicherheit nicht trauen könne." [20]

Plautus: „Habe ich unrecht getan, so muß ich mich quälen; möchte doch, was ich getan habe, ungeschehen gemacht werden können! Es gibt keine größere Pein, als ein böses Gewissen." [21]

5. Daß Gott die Uebertreter des Gesetzes strafen wird.

Sokrates: „Diejenigen, welche die von den Göttern gegebenen Gesetze übertreten, müssen Strafe leiden, welcher auf keine Weise einem Menschen möglich ist, zu entrinnen." [22]

Valerius Maximus: „Langsamen Schrittes schreitet der göttliche Zorn zur Strafe, und holt die Langsamkeit der Vergeltung durch Schärfe wieder ein." [23]

Sophokles:

„Und wenn ihr ehrt die Götter, ehrt und haltet sie
Mit wandelloser Treue hoch, und denkt daran,
Daß sie sowohl auf fromme Menschen niederschaun,
Als auf Verworfne niederschaun, durch Flucht jedoch
Kein Uebeltäter, der da lebt, sich retten kann." [24]

IX.

Die Uebereinstimmung aller Völker im Glauben an das Dasein Gottes.

H. Wenn einem jeden Menschen die Erkenntnis angeboren ist, daß es einen Gott gibt, so folgt daraus notwendig, daß alle Völker darin übereinstimmen müssen. Ist dies wirklich der Fall?

R. Ja. Alle Völker, die es bis jetzt auf Erden gegeben hat, haben ohne Ausnahme das Dasein eines Gottes bekannt. Noch jetzt bezeugen die Tempelruinen Aegyptens, Babylons, Ninives, Griechenlands, Roms und anderer Länder, daß die Völker, welche vor Jahrtausenden daselbst wohnten, ein höchstes Wesen verehrten. Dies beweisen auch die schriftlichen Denkmäler des Altertums, welche sich bis auf unsere Zeiten erhalten haben. Darin finden sich Berichte über die Religion der Alten, Lobgesänge auf die Gottheit und Untersuchungen über ihr Wesen. Ja, es ist fast kein Buch aus der Vorzeit auf uns gekommen, welches uns nicht irgend eine Nachricht von ihren religiösen Vorstellungen überlieferte.

Dabei ist eins sehr merkwürdig. Es ist nämlich schon den Heiden, welche vor Christi Geburt lebten, aufgefallen, daß alle Völker das Dasein eines Gottes glaubten. Dies sprechen sie mit der größten Bestimmtheit aus. Ich will von ihren Aussprüchen nur folgende anführen.

Cicero sagt: „Kein Volk ist so roh und wild, daß es nicht den Glauben an einen Gott hätte, wenn es gleich sein Wesen nicht kennt.“ [1] — „Epikur hat das Dasein der Götter daraus erkannt, daß die Natur selbst die Erkenntnis derselben allen Seelen eingeprägt hat. Denn wo gibt es ein Volk oder ein Geschlecht von Menschen, welches nicht ohne Unterricht einen gewissen vorgefaßten Gottesbegriff hätte?“ [2] — „Dies scheint mir der stärkste Grund zu sein, warum wir das Dasein der Götter glauben, weil kein Volk so wild und von allen Menschen niemand so roh ist, dessen Gemüt nicht mit einem Gottesbegriff erfüllt wäre. Viele denken darüber verkehrt, denn das pflegt durch verderbte Gewohnheit bewirkt zu werden: alle jedoch glauben, daß es eine göttliche Macht und ein göttliches Wesen gebe.“ [3]

Artemidorus: „Kein Volk ist ohne Gott, ohne einen obersten Regenten; einige aber verehren so, andere anders die Götter.“ [4]

Seneca: „Wir pflegen viel auf die vorgefaßte Meinung aller Menschen zu geben. Es gilt bei uns als ein Beweis für die Wahrheit, wenn etwas von allen Menschen geglaubt wird: wie wir das Dasein der Götter unter anderem daraus schließen, weil die Meinung von den Göttern allen eingepflanzt ist, und es niemals irgend ein Volk gegeben hat, welches die Gesetze und Sittlichkeit so weit verworfen hätte, daß es nicht einige Götter glaubte.“ [5]

Plutarch: „Wenn du die Erde durchwandelst, so kannst du Städte ohne Mauern, Wissenschaften, Könige, Paläste, Schätze und Münzen finden, die auch keine Schulen und Schauspielhäuser haben. Aber eine Stadt ohne einen Tempel und ohne einen Gott, die weder Gebete, noch Eidschwüre, noch Götterssprüche, weder Opfer zur Erlangung des Guten, noch Gottesdienste zur Abwendung des Uebels hätte, hat niemand jemals gesehen, noch wird man sie jemals sehen.“ [6]

Maximus Tyrius: „Du findest auf der ganzen Erde ein einstimmiges Gesetz und eine Rede, daß ein Gott sei der König und Vater aller, und viele Götter, Gottes Söhne und Mitregenten. Das sagt der Grieche und der Barbar, der Bewohner des Festlandes und der Inseln, der Gelehrte wie der Ungelehrte.“ [7]

In diesen Aussprüchen ist es freilich verkehrt und falsch, daß die Heiden von vielen Göttern reden, was daher kommt, weil sie den wahren Gott nicht kannten. Allein diese Tatsache steht doch unwidersprechlich fest: es gab im ganzen Altertum kein einziges Volk, welches das Dasein Gottes leugnete. Vielmehr haben alle Völker von Anfang der Welt an darin übereingestimmt, daß es einen Gott gebe. Treffend ist der Ausdruck Ciceros: „Jedes, auch das roheste Volk weiß, daß es einen Gott haben müsse, wenn es auch nicht weiß, wer der wahre Gott sei.“ Hatten also die alten Völker auch noch so verschiedene und noch so falsche Vorstellungen vom Wesen Gottes, so waren sie doch alle darüber einig, daß es einen Gott gebe.

H. Fand sich dieser Gottesglaube schon zu den ältesten Zeiten?

R. Er ist so alt wie die Menschheit. Auch dies war schon den Heiden sehr wichtig. Sie bemerkten, wie die Irrtümer nicht lange währten, sondern bald wieder vergingen. So war z. B. die Fabel von einem dreiköpfigen Höllenhunde eine kurze Zeit Mode, wurde dann aber bald als ein törichter Wahn wieder aufgegeben. Sie erkannten somit, daß der Irrtum sich überlebt und endlich sich selbst verzehrt. Denn wie eine Pflanze, an der ein Wurm nagt, bald verwelken muß, so muß auch der Irrtum an seiner inneren Unwahrheit schließlich zugrunde gehen. Indem nun die Heiden damit den Gottesglauben verglichen, fanden sie, daß derselbe im Laufe der Jahrhunderte nicht abnahm, sondern sich nur mehr befestigte. Darum machten sie den Schluß: Weil der Glaube an das Dasein Gottes den Wechsel der Zeiten siegreich überdauert, so muß er eine unzerstörbare Wahrheit sein.

H. Wie sprachen sie sich hierüber aus?

R. Cicero sagt: „Wenn wir dieses (daß es einen Gott gibt) nicht als etwas Erfahrenes und Erkanntes im Herzen hätten, so würde diese Meinung sich nicht so unveränderlich erhalten, und sich nicht durch die Länge der Zeit befestigen, noch zugleich mit den Jahrhunderten und Zeitaltern der Menschen fortdauern. Denn wir sehen, daß die übrigen erdichteten und erlogenen Meinungen verschwunden sind. Denn wer glaubt noch, daß es jemals einen Hippocentauren und eine Chimäre[8] gegeben habe? Oder welches alte Weib ist so dumm, daß es sich vor den Ungeheuern der Unterwelt fürchtete, welche früher geglaubt wurden? Denn der Tag zerstört die Einbildungen des Wahns, aber die Urteile der Natur bestätigt er.“[9]

H. Diese allgemeine und beständige Uebereinstimmung aller Völker galt wohl schon den Heiden als ein überzeugender Beweis für das Dasein Gottes?

R. Mit vollem Rechte. Sie dachten so: Der Gottesglaube ist jedem Menschen angeboren, hat somit seinen Grund im Innersten der menschlichen Seele. Dies erhellt daraus, daß er sich zu allen Zeiten, an allen Orten und bei allen Völkern findet. Darum ist er kein vorübergehender Wahn, sondern beruht auf ewiger unerschütterlicher Wahrheit. Oder wie Cicero sich ausdrückt: „Worüber die Natur aller Menschen übereinstimmt, das muß notwendig wahr sein."

H. Demnach würde dieser Grund für uns noch eine größere Beweiskraft haben?

R. Allerdings. Seitdem sind etwa zweitausend Jahre verflossen. Neue Völker sind seitdem erstanden und auf den Schauplatz der Geschichte getreten. Ganze Weltteile, wie Amerika, sind in dieser Zeit entdeckt und die unzähligen Inseln Australiens und Ozeaniens aufgefunden. Das Innere Asiens und Afrikas ist gründlicher erforscht. Länder, die uns früher ganz verschlossen waren, wie China und Japan, sind uns erst neuerdings geöffnet. So sind uns schier unzählige Völker bekannt geworden, von denen die Alten nichts wußten.

H. Hat man darunter ein Volk gefunden, welches das Dasein Gottes leugnete?

R. Auch nicht ein einziges. Zwar ist die Bildungsstufe dieser Völker eine sehr verschiedene. Es gibt Wilde, die so roh sind, daß sie nicht bis fünf zählen können. Man kann natürlich nicht erwarten, daß solche ein sehr entwickeltes Gottesbewußtsein haben werden. In der Tat glaubte man auch, solange man einige rohe Völker, wie die Eskimos und Hottentotten, nur oberflächlich kannte, daß sie ohne allen Begriff eines höheren Wesens wären. Als sich jedoch Europäer unter ihnen niederließen, und ihre Sprache lernten, fanden sie, daß auch sie einen Gott glaubten. Bei manchen Völkern ist das religiöse Bewußtsein allerdings sehr verdunkelt. So bei den Fetischanbetern, welche bald diesen, bald jenen Gegenstand zu ihrem Gott

erwählen und ihm göttliche Ehre erweisen. Allein auch die versunkensten Wilden erkennen doch ein höchstes Wesen, von dem sie sich abhängig fühlen. Alle Völker wissen, daß sie einen Gott haben müssen, wenn sie auch nicht wissen, wer der wahre Gott ist. So verschieden und unter sich widersprechend auch ihre Vorstellungen von Gott sind, so glauben sie doch alle ohne Ausnahme, daß ein Gott ist. Darin sind sie alle einig ohne Unterschied der Rasse, des Klimas und der Bildung.

So bleibt denn die geschichtliche Tatsache unerschütterlich feststehen, daß alle Völker in dem Glauben an das Dasein eines Gottes übereinstimmen. Darin sind die Völker des Altertums mit denen der Neuzeit einig. Mögen die Völker der kaukasischen, der mongolischen oder der äthiopischen Rasse angehören, so glauben sie doch alle, daß ein Gott sei. Diese Uebereinstimmung wird durch die größten Unterschiede, welche in anderer Beziehung unter ihnen bestehen, nicht aufgehoben. Verschieden sind die Klimate, in denen sie leben. Einige bewohnen die eisigen Polargegenden, andere die gemäßigte Zone, noch andere die heißen Tropenländer. Verschieden ist ihre äußere Erscheinung. Darin weichen der weiße Kaukasier, der schwarze Neger, der gelbe Mongole, der braune Malaie, der rote Indianer und der olivenfarbige Polynesier bedeutend voneinander ab. Verschieden ist ihre Religion, ihre Begabung, ihre Sprache, Bildung, Verfassung, Sitte und Lebensweise. Trotz all dieser durchgreifenden Unterschiede, welche sich unter ihnen finden, sind doch alle Völker einig in dem Glauben, daß ein Gott sei. Jahrtausende sind seit Erschaffung des menschlichen Geschlechtes verflossen. Seitdem haben in der Geschichte desselben und in der ganzen Natur die bedeutendsten Umwälzungen stattgefunden. Seitdem hat sich alles verändert. Doch in all diesem Wechsel ist sich eines immer gleich geblieben. Das ist der einmütige Glaube der Völker an das Dasein eines Gottes, den sie bis auf diese Stunde

bewahrt haben. In allen anderen Dingen uneinig, sind sie doch einstimmig in dem Glauben: Es ist ein Gott.

H. Fürwahr, diese Uebereinstimmung hat etwas Ergreifendes und Ueberwältigendes. Gegen diese Zeugenwolke aller Völker vermögen die Gottesleugner nichts. Wer nun das Dasein Gottes noch leugnet, der begeht nicht nur eine Lästerung gegen Gott, nicht nur eine Lüge wider sich selbst, sondern auch einen Frevel an der Menschheit, indem er derselben ihr ältestes, ehrwürdigstes und höchstes Heiligtum zu entweihen und zu entreißen sucht.

R. Das Dasein Gottes zu leugnen, ist etwas Unnatürliches, etwas Unmenschliches, weil dadurch eine Wahrheit verworfen wird, die mit der menschlichen Natur auf das innigste verwachsen ist und von allen Völkern anerkannt wird.

X.

Das Zeugnis der Schöpfung.

R. Es gibt zwei Zeugen für das Dasein Gottes, einen inneren und einen äußeren. Der innere ist unser Herz, der äußere die Natur. Denn Himmel und Erde und alle Geschöpfe rufen Dir einstimmig zu: Es gibt einen einigen, allmächtigen und allweisen Gott, der uns erschaffen hat, erhält und regiert.

H. Du glaubst also, die Natur bezeuge uns das Dasein Gottes?

R. Gewiß.

H. Wie beweisest Du das?

R. Aus der Vernunft.

H. Erkläre Dich näher.

R. Wohlan! Wirst du beim Anblicke eines Kindes denken, dasselbe sei wie ein Pilz aus der Erde gewachsen?

H. Nimmermehr, sondern daß es sein Dasein seinen Eltern verdankt.

R. Glaubst du, daß jene Dampfmaschine durch Zufall entstanden sei?

H. Keineswegs; sie ist von verständigen Menschen gemacht.

R. Ist jenes Haus von selbst aus einem Urnebel entstanden?

H. Sonderbare Frage! Es ist von einem Baumeister errichtet.

R. Aber dieses herrliche Gemälde: das hat sich doch wohl selbst hervorgebracht?

H. O Torheit! Es hat einen genialen Künstler zum Urheber.

R. Warum glaubst Du das?

H. Weil meine Vernunft mich nötigt, von jedem Werke auf eine Ursache zu schließen, die imstande ist, das Werk hervorzubringen.

R. Recht. Aus nichts wird nichts. Es ist unmöglich, daß aus dem Nichts von selbst etwas entstehe.

H. Darum zwingt mich meine Vernunft zu dem Schlusse, jenes Haus könne nicht von selbst entstanden sein, sondern es müsse einen Baumeister haben.

R. Es ist also ein Gesetz unseres Denkens, daß jede Wirkung ihre zureichende Ursache habe.

H. Das kann kein Vernünftiger bestreiten.

R. Wer hat demnach diese Welt erschaffen?

H. Ich sehe ein, es kann auf diese Frage nur eine vernünftige Antwort gegeben werden.

R. Welches ist die?

H. Daß nur der allmächtige Gott der Urheber dieser Welt sein könne.

R. Warum glaubst Du das?

H. Mein Inneres bezeugt mir, daß ein Gott ist, und meine Vernunft sagt mir, daß nur Gott diese Welt hervorgebracht haben könne. Jeder Versuch, dies zu leugnen und die Entstehung der Welt anders zu erklären, ist unvernünftig.

K. Was sagt die Bibel über die Entstehung der Welt?

R. Die Bibel beginnt mit den Worten: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde."

K. Wie einfach, wie schön und wie wahr! Diesen Worten muß ich von ganzem Herzen beistimmen.

R. Ihr seht, wenn die Christen für die Bibelwahrheit streiten, daß Gott die Ursache der Welt sei, dann streiten sie für die Vernunft gegen die Unvernunft.

H. Wie unvernünftig erscheint mir jetzt die Lehre der Pantheisten.

R. Die Pantheisten leugnen den persönlichen Gott. Ihr Gott ist die allgemeine Weltseele, worunter sie sich einen bewußtlosen Geist vorstellen. Und dieser bewußtlose Geist, der also weder denken, noch wollen kann, soll die Welt erschaffen haben!

H. In der Tat, eine ganz außerordentliche Behauptung.

R. Der erste Unsinn ist, daß die Pantheisten einen göttlichen Allgeist annehmen, der kein Bewußtsein hat. Ein bewußtloser Geist, ein Geist, der nichts von sich weiß, ist ein offenbarer Widerspruch. Denn einem Geiste ist es wesentlich, Selbstbewußtsein zu haben. Man kann so wenig von einem bewußtlosen Geiste sprechen, wie von einem kalten Feuer oder von einem toten Leben. Ein Geist ist eben ein persönliches Wesen, welches Selbstbewußtsein hat, welches von sich Ich sagt und sich so von anderen Wesen unterscheidet. Jeder weiß, daß die Tierseelen kein persönliches Bewußtsein haben. Es ist ein Vorzug des Menschen, der ihn unendlich hoch über alle übrigen Geschöpfe der Erde erhebt, daß er einen persönlichen, selbstbewußten Geist hat. Indem also die Pantheisten einen unpersönlichen Gott, einen bewußtlosen Geist erdichten, so erdichten sie damit ein Wesen, das unendlich viel geringer ist, als der Menschengeist, ja noch tief unter der Tierseele steht, da er nicht einmal den Instinkt besitzt, welchen jene eignet. Ein solches Wesen kann es nicht

geben, es leidet an einem inneren Widerspruche. Es existiert in Wirklichkeit so wenig, wie der dreiköpfige Höllenhund, von dem die Alten fabelten. Es ist nichts, als eine Ausgeburt der krankhaften Einbildungskraft hirnverbrannter Toren.

H. Wenn die Pantheisten einen ewigen Gott oder Geist annehmen, so ist das ganz recht. Wenn sie aber diesem Geist das Selbstbewußtsein absprechen, so heben sie damit ihre eigene Behauptung wieder auf. Denn ein bewußtloser Geist ist ein Unding, ein Ungeheuer.

R. Und dieses Unding, dieser bewußtlose Geist, der von sich selbst so wenig weiß wie ein Stock oder Stein, soll die Welt erschaffen haben. Ist ein größerer Unsinn denkbar?

H. Ich glaube nicht. Denn ein bewußtloses Wesen kann doch keine selbstbewußten Geister hervorbringen. Es kann überhaupt gar nichts schaffen. Ein Künstler, der ein Meisterwerk hervorbringen will, muß doch in seinem Geiste erst den Plan dazu entwerfen, ehe er es ausführen kann. Allein der Gott der Pantheisten hat gar nicht das Vermögen der Ideen; er kann weder denken, noch wollen, weil er bewußtlos ist, wie die Pantheisten selbst behaupten. Er ist weiter nichts, als ein toter Götze.

R. Ein ebensolches Unding ist der Gott der Materialisten. Bekanntlich schreiben diese die Schöpfung einer ewigen, mit Kraft begabten Materie zu. Nun ist aber die Materie etwas Totes und Ohnmächtiges. Es fehlt ihr das Leben, das Selbstbewußtsein, die Allmacht und die Weisheit. Und diese ohnmächtige Materie soll sich selbst und alle Dinge geschaffen haben! Die tote Materie soll das Leben, der bewußtlose Urstoff soll den Geist hervorgebracht haben!

H. Das ist doch wider alle menschliche Vernunft. Was einer nicht hat, kann er auch nicht geben. Ein bewußtloser Gott und eine tote Materie haben kein Selbstbewußtsein, sie können es also auch anderen Wesen nicht

verleihen. Darum können sie unmöglich die Urheber der Welt sein.

R. Zwischen den Pantheisten, den Materialisten und den Heiden findet nur ein geringer Unterschied statt. Wenn die Kannibalen sich ein Götzenbild schnitzen, es bunt bemalen und dann vor dieser Fratze anbetend niederfallen und sagen: Du bist unser Gott, du hast uns und alle Dinge erschaffen! so lachen wir darüber als über eine heidnische Torheit und einen kannibalischen Aberwitz. Ebenso machen es die Pantheisten und Materialisten. Sie denken sich ein Unding aus, putzen es mit allerlei schönen Worten auf, zieren es mit einigen wissenschaftlichen Redensarten und rühmen dann dies Unding, dies Gemächte ihrer Erdichtung, als den wahren Gott und den alleinigen Schöpfer Himmels und der Erde. Was ist das anders, als heidnischer Aberglaube und abgöttische Finsternis?

H. Die aber natürlich immer als erleuchtete Aufklärung und wissenschaftlicher Fortschritt gepriesen wird.

R. Und deswegen auch immer viele Anhänger findet.

H. Wenn sie freilich ihre Vernunft gebrauchten, so würden sie einsehen, daß nur der allmächtige Gott der Schöpfer der Welt sein kann.

R. Jede Erklärung, welche die Schöpfung der Welt einer anderen Ursache als Gott zuschreibt, ist gegen die Vernunft und darum gegen die Wahrheit. Weshalb Luther mit Recht sagt: „Was der Vernunft entgegen ist, ist's gewiß, daß es Gott noch vielmehr entgegen ist. Denn wie sollte es nicht wider die göttliche Wahrheit sein, was wider die Vernunft und menschliche Wahrheit ist?"

XI.

Die Bewohnbarkeit der Erde.

R. Ein recht deutlicher Beweis für das Dasein Gottes ist die Bewohnbarkeit der Erde.

H. Was verstehst Du darunter?

R. Ich will mich näher erklären. Denke Dir folgendes. Ein Wanderer verirrt sich im Winter in einer wilden, wüsten Gegend. Von Hunger, Durst, Frost und Müdigkeit geplagt, sehnt er sich nach einem schützenden Obdach. Die Nacht überfällt ihn. Schon fürchtet er, verschmachten zu müssen. Da findet er ein Haus, welches zur Aufnahme von Gästen und zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse aufs beste eingerichtet ist. Es ist von Lichtern erleuchtet, die eine angenehme Helligkeit hervorbringen. Ein Kaminfeuer verbreitet eine belebende Wärme. Der Tisch ist mit erquickenden Speisen und Getränken besetzt. An den Seiten stehen Stühle und Betten, welche zur Ruhe einladen. Wenn der Wanderer nun auch keinen Hauswirt sieht, was wird er doch jedenfalls denken?

H. Er wird denken: Dies Haus ist aufs beste zu meiner Aufnahme eingerichtet. Das kann unmöglich das Werk des Zufalls sein. Sondern es muß ein verständiger Hauswirt da sein, der die Bedürfnisse seiner Gäste kennt und aufs weislichste für die Befriedigung derselben gesorgt hat.

R. Nun betrachte die Erde. Sie ist aufs beste zur Wohnung der Menschen eingerichtet. Sie enthält alles, was wir zu diesem Leben bedürfen. Kann die Bewohnbarkeit der Erde ein Werk des Zufalls sein?

H. Wie meinst Du das?

R. Gesetzt, die ganze Oberfläche der Erde bestände nur aus Meer und es gäbe gar kein festes Land?

H. Dann könnte kein Mensch auf derselben leben; dann könnte sie nur den Fischen zum Aufenthalt dienen.

R. Außerdem gehört aber noch unendlich viel dazu, damit die Erde für die Menschen bewohnbar sei. Nun siehe, mit welch wunderbarer Weisheit die Erde zur Aufnahme und Wohnung der Menschen bereitet ist.

Eine der notwendigsten Lebensbedingungen ist die Luft. Kein Mensch könnte auf Erden existieren, wenn die Luft fehlte. Wir bedürfen sie aber nicht bloß zum

Einatmen, sondern auch zum Reden, zur Hervorbringung verständlicher Laute. Denn die Luft ist die Trägerin des Schalles: also auch die Trägerin der Sprache, der Mitteilung der Gedanken, der Geselligkeit der Völker. In einem luftleeren Raum kann nicht der leiseste Ton hervorgebracht werden. Gäbe es keine Luft, so wäre die Erde eine tote, klanglose Einöde, worin nur das schauerliche Schweigen des Grabes herrschte, und worin keine Pflanze, kein lebendes Wesen gedeihen könnte.

Wie reichlich ist aber diesem Bedürfnisse abgeholfen. Die ganze Erde ist von einem mächtigen Luftmeere umgeben. Und zwar hat die Luft gerade die Beschaffenheit, welche der Mensch zum Leben bedarf. Sie ist nämlich ein Gemisch von zwei Luftarten, von Stickstoff und von Sauerstoff. Und dieses Gemisch ist allenthalben so gleichmäßig verteilt, daß stets auf vier Maß Stickstoff ein Maß Sauerstoff kommt. Ueberall ist somit die Luft gerade so zusammengesetzt, wie der Mensch sie zum Atmen nötig hat. Wäre sie anders, so könnte kein Mensch auf Erden leben. Siehst du daraus nicht, wie alles auf den Menschen berechnet ist?

Ebenso nötig ist dem Menschen das Licht. Wenn auf Erden beständig eine dichte Finsternis herrschte, so könnte kein Mensch es darauf aushalten. Nun siehe, wie weislich die Beleuchtung der Erde angeordnet ist. Das Licht, welches wir von der Sonne empfangen, ist weder zu stark, noch zu schwach, sondern hat gerade das rechte Maß. Wäre die Sonne uns zu nahe, so würde alles vor Hitze vergehen und unsere Augen müßten von dem grellen Glanze erblinden. Wäre sie zu ferne, so würde eine vernichtende Kälte eintreten und eine beständige Finsternis uns bedecken. Doch beides ist vermieden. Der Sonne ist gerade eine solche Entfernung angewiesen, daß sie nur wohltätig wirken kann. Wie deutlich tritt uns hier das Walten einer unendlichen Weisheit entgegen, welche alle Möglichkeiten erwogen und von allem dasjenige gewählt

hat, was für das Wohl des Menschen das beste ist. Wenn der Mond und die Sterne ebenso hell schienen wie die Sonne, so wäre eine solche übermäßige Lichtfülle uns verderblich. Der Mensch bedarf des Tages zur Arbeit und der Nacht zu seiner Ruhe. Diesen Bedürfnissen wird beständig abgeholfen durch den Wechsel von Tag und Nacht. Darum ist der Nacht das Dunkel und eine so milde Beleuchtung gegeben, damit der Mensch während derselben sich ausruhen und neue Kräfte sammeln könne. Was erkennst Du aus dieser Anordnung?

H. Die Absicht des Schöpfers, die Beleuchtung der Erde gerade so einzurichten, wie sie dem Menschen heilsam ist.

R. Nicht minder unentbehrlich ist dem Menschen die Wärme. Wäre die Erde der Wärme beraubt und beständig einer eisigen Kälte unterworfen, so wäre sie für Menschen völlig unbewohnbar. Doch wie wunderbar ist dafür gesorgt, daß es der Erde an der nötigen Wärme nicht fehle! Ein himmlisches Gestirn hat die Aufgabe, uns dieses Lebens-Element zuzuführen. Die Sonne muß unsere irdische Wohnung nicht bloß erleuchten, sondern auch erwärmen. Schon seit Jahrtausenden hat sie dieses Geschäft besorgt, und noch immer hat ihr Vorrat nicht abgenommen. Aus weiter Ferne sendet sie uns ihre Strahlen zu, und doch ist die Wärme, die sie uns mitteilt, kräftig genug, um eine reiche Pflanzenwelt und unzählige Früchte hervorzubringen. So oft sie aufgeht, verbreitet sie mit ihrem lieblichen Lichte zugleich eine erquickende Wärme, daß alles, was da lebet auf Erden, sich seines Daseins freut. Auch hier leuchtet uns der Zweck des Schöpfers entgegen, die Erde zur Wohnung für Menschen zu bereiten; darum hat er eine so wunderbare Anstalt zu ihrer Erwärmung getroffen.

H. Im Winter reicht freilich die Sonne zu unserer Erwärmung nicht hin.

R. Wer aber hat die Natur so eingerichtet, daß sie uns all die nötigen Mittel gibt, um uns gegen die Kälte

des Winters zu schützen? Wer ist die Ursache, daß es Stoffe gibt, woraus die Menschen sich warme Kleidung und schirmende Häuser bereiten können? Von wem und zu welchem Zwecke sind das Feuer, das Holz und die unerschöpflichen Steinkohlenlager geschaffen?

H. Ohne diese Mittel wären wir freilich nicht imstande, der vernichtenden Kälte des Winters Trotz zu bieten. Daraus, daß uns der Schöpfer diese Mittel gibt, erkennen wir seine väterliche Sorge, den Menschen auch in solchen Gegenden, die von einem kalten Winter heimgesucht werden, den Aufenthalt möglich zu machen.

R. Hast Du schon einmal den Zweck der Winde bedacht? Ihnen verdanken wir es, daß Luft und Wärme wohltätig wirken. Wenn beständige Windstille herrschte, wenn Luft und Meer von keinem Winde bewegt würde: was wäre die Folge davon? Eine allgemeine Verpestung der Luft und des Meeres, welche unfehlbar den Untergang des menschlichen Geschlechtes herbeiführen würde. Wie verderblich zuweilen schon eine nur kurze Zeit anhaltende Windstille werden kann, geht aus folgenden Tatsachen hervor, die K. v. Raumer in seinem Lehrbuch der allgemeinen Geographie, S. 284, mitteilt: „Bei dreizehntägiger Windstille ward die offene See faul und stinkend; Seewasser, auf Sumatra ausgetreten, faulte in 14 Tagen und verpestete die Luft so sehr, daß dortige Holländer starben. Als Admiral Hawkins 1590 mit einer Flotte vor den Azoren lag, bedeckte sich das Meer bei längerer Windstille mit gallertartigem Stoffe, toten Schlangen, Schnecken; von der Mannschaft starben viele durch den pestilenzialischen Dunst.“ Solchem Verderben wird durch die Winde vorgebeugt. Indem sie beständig die Gewässer des Meeres und die Atmosphäre bewegen, vertreiben sie die schädlichen Dünste und stellen eine gesunde Luft her, die zur Erhaltung unseres Lebens so nötig ist. Du siehst auch hieraus wieder, daß die ganze Natur unter der Leitung eines Gottes steht, der alles weislich zum Wohle des Menschen geordnet hat.

Doch noch eins ist erforderlich, damit die Erde von Menschen bewohnt werden könne, nämlich die Nahrung. Der Mensch ist so eingerichtet, daß er der Speise und des Trankes bedarf, um sein Leben zu erhalten. Böte uns die Erde nichts, um unseren Hunger und Durst damit zu stillen, so müßten wir vergehen. Auch gehört viel dazu, um die 1500 Millionen Menschen, die es gegenwärtig auf Erden gibt, täglich zu sättigen. Wahrlich! wir müssen uns darüber verwundern, wie treulich für den Unterhalt der Menschen gesorgt ist, und wie reichlich unser Tisch gedeckt ist. Während der Mensch so eingerichtet ist, daß er der Nahrung bedarf, ist die ganze Natur so eingerichtet, daß sie ihm die nötige Nahrung liefert. Die Fische des Meeres, die Vögel des Himmels, die Tiere des Feldes, unzählige Gewächse, Getreide- und Obstarten, mit einem Worte: das ganze Pflanzen- und Tierreich ist dazu bestimmt, dem Menschen täglich seine Nahrung darzureichen.

Ebenso weise Anstalten sind getroffen, um uns mit dem nötigen Trinkwasser zu versorgen. Teils ist es der Regen, teils sind es die Seen, Flüsse und Bäche, welche uns dasselbe zuführen. Dazu ist der ganze Erdboden von Quellen durchzogen, so daß es nur der Anlegung von Brunnen bedarf, um dieses unentbehrliche Lebensbedürfnis zu gewinnen.

H. Wahrlich! Die ganze Natur ist mit Rücksicht auf den Menschen eingerichtet. Allen Dingen ist eine solche Beschaffenheit gegeben, daß sie den Menschen zum Nutzen dienen. Ueberall tritt mir eine unverkennbare Absichtlichkeit entgegen, nämlich die Sorge für die Menschen. Ich erkenne, daß überall die besten Mittel gebraucht sind, um einen bestimmten Zweck zu erreichen, die Erhaltung des menschlichen Geschlechtes. Darum nötigt mich meine Vernunft zu dem Schlusse, daß ein allweiser und allmächtiger Gott den Plan zu diesem Weltgebäude gefaßt und so herrlich hinausgeführt habe.

R. Mit Recht sagt schon der heidnische Philosoph Aristoteles: „Zweck und Mittelpunkt der Schöpfung ist der Mensch.“ Dies lehrt uns die Natur selbst. Bei allen ihren Teilen ist es darauf abgesehen, dem Menschen eine bewohnbare Heimat zu schaffen. Darum wurde das feste Land gebildet. Der Mensch sollte auf Erden leben können. Darum wurde für Luft, Licht, Wärme und Schutzmittel wider die Kälte gesorgt. Der Mensch sollte auf der Erde alles finden, was er zu seiner Erhaltung bedarf. Darum wurde das Pflanzen- und Tierreich geschaffen. So ist die Erde gleichsam unser festes, luftiges, wohlerwärmtes und erleuchtetes Wohnhaus, welches alles enthält, was uns zur Befriedigung unserer Bedürfnisse nötig ist. Alles dies beweist, daß es einen denkenden, unendlichen Geist, einen Gott gibt, der voll Macht, Weisheit und Güte die Natur zum Wohle der Menschen geschaffen und geordnet hat.

XII.

Die Schönheit der Natur.

Es war im Frühlinge. Die beiden Freunde hatten einen Berg bestiegen, um dort das Schauspiel des Sonnenaufgangs zu genießen. Noch lag die Welt in Nacht und Schatten versunken. Tiefe Stille herrschte ringsum. Am Himmel glänzte das Heer der Sterne und goß sein sanftes Silberlicht hernieder. Im Westen schimmerte mit mattem Glanz des Mondes Sichel und neigte sich dem Untergange zu. Da ging der Morgenstern auf, der strahlende Vorläufer der Sonne, und verkündigte die Ankunft des jungen Tages. Nun ward es im Osten immer heller, und in demselben Maße erlosch der Glanz der himmlischen Gestirne. Siehe! Da schwebte auf rosigen Schwingen die Morgenröte herbei, und rötete mit wonnigem Glanze die fernen Bergesgipfel. Lieblich war das Spiel der Farben, das sich nun erhob: immer mehr wichen die dunklen

Schatten, und immer heller ward die Dämmerung. Erwartungsvoll schauten die Freunde nach Osten. Sie harrten nur noch einige Augenblicke: da ging triumphierend die Sonne auf, das Auge der Welt, die Königin des Tages, und es ward licht. Mit Blitzesschnelligkeit war die letzte Schattenhülle verschwunden, und Land und Meer erglänzten im heiteren Strahle der Morgensonne. Ueberall ward es nun lebendig. Jauchzend erhoben die Vögel ihre Stimmen, um den Aufgang des Lichtes zu begrüßen; vom Meere wehte ein frischer Morgenwind und feierlich rauschte es in den Wäldern, wie ein frommer Sängerchor.

Sinnend betrachteten die Freunde die herrliche Landschaft, welche in all der Pracht des Frühlingsschmuckes vor ihren entzückten Augen sich ausbreitete.

„O wie schön, wie schön ist doch die Natur!“ unterbrach endlich Konstanze das Schweigen.

„Ja, wahrlich!“ entgegnete Rudolf, „die Himmel erzählen die Ehre Gottes. Wenn schon die Schöpfung so herrlich ist, wie herrlich muß dann der Schöpfer erst selbst sein!“

„Was sind doch“, erwiderte Herbert, „alle menschlichen Kunstwerke gegen das Meisterwerk der Schöpfung!“

Rudolf. So ist es. In jedem Kunstwerke spiegeln sich die Vorzüge und Absichten des Künstlers. Wenn Du z. B. ein Gemälde betrachtest und an der Schönheit desselben dich erfreust, so lobt dasselbe seinen Meister und ruft Dir gleichsam zu: Siehe! wie weise und verständig ist doch der Künstler, der mich hervorgebracht hat! Wenn Du nun das gewaltige und so schön geordnete Weltgebäude betrachtest, wirst Du glauben, daß es von selbst entstanden sein könne?

H. Nimmermehr! Denn dasselbe ruft mir gleichsam zu: Siehe, wie allmächtig und weise ist Gott, der mich geschaffen hat!

R. Gewiß, auch die Schönheit der Natur ist nicht zufällig, sie ist das Werk eines allweisen Schöpfers.

Ueberall bemerkst Du einen berechnenden Verstand und die deutlichste Absicht, uns eine Wohnung so lieblich als möglich zu bereiten. Alle Teile der Welt sind auf das herrlichste gemacht, und stimmen harmonisch zu einem vollkommenen Ganzen zusammen, dessen Pracht wir nicht genug bewundern können.

H. Wie traurig, wenn es anders wäre!

R. Denke Dir einmal, es gäbe auf Erden kein lachendes Grün, keine belaubten Wälder, keine murmelnden Gewässer und außer den Menschen keine lebendigen Wesen, sondern überall starrten Dir nur öde Sandwüsten oder endlose Schneefelder entgegen. Nimm dazu einmal an, es gäbe kein durchsichtiges Licht, keine leuchtende Sonne und keine erquickende Wärme, sondern alles wäre in kalte Nebel und trübe Schatten gehüllt: — wie würde Dir eine solche Welt gefallen?

H. Es wäre ein gräßlicher Aufenthalt, der einen zur Verzweiflung treiben müßte.

R. Wie lieblich ist dagegen die Wohnung, die der Schöpfer uns angewiesen hat! Ueber uns wölbt sich der majestätische Himmelsdom und erglänzt in dem heitersten Blau. Strahlend zieht die Sonne ihre hehre Bahn dahin, und erfüllt alles mit ihrem erquickenden Lichte und belebender Wärme. Klar und durchsichtlich ist die Luft, daß wir darin alle Gegenstände bis zum fernsten Horizonte deutlich wahrnehmen können. Und wie anmutig ist die Abwechselung in der Gestalt der Erdoberfläche! Dort erheben gewaltige Berge ihre schneebedeckten Häupter kühn gen Himmel. Hier zieht ein murmelnder Bach durch stille Täler dem Flusse zu, an dessen Ufern endlose Wälder emporsteigen. Drüben bieten fruchtbare Ebenen den weidenden Herden eine reiche Nahrung, und in der Ferne ziehen sich reizende Hügelketten hin, welche durch ihre sanften Wellenlinien unser Auge ergötzen. Wie? Erkennst Du nicht aus dem allen die Absicht des Schöpfers, dies Weltgebäude aufs herrlichste zu schmücken?

Wie öde wäre die Landschaft, wenn es keine Pflanzen gäbe, wenn uns überall nur das nackte Erdreich entgegen starrte! Wie ermüdend wäre das Einerlei, wenn nur eine Pflanzenart existierte! Wie bald würden wir unser Auge gelangweilt von einer Gegend abwenden, die uns nur immer dieselbe Blattform zeigte! Nun aber betrachte die unendliche, alle Begriffe übersteigende Mannigfaltigkeit der Pflanzenwelt. Schon jenes zarte Moos, das dort den verwitterten Felsblock bekleidet, ist ein staunenswertes, dem Menschen in seiner Entstehung, seinem Wachstum und seiner Fortpflanzung unerklärliches Gebilde. Doch unsere Bewunderung steigt, wenn wir an die unzähligen Arten von Gräsern, Kräutern, Blumen, Gesträuchen, Schlingpflanzen und Bäumen denken, welche sich alle in Wurzel, Stiel und Stamm, in Blättern, Blüten und Früchten voneinander unterscheiden und durch die liebliche Mannigfaltigkeit ihrer Formen unser Auge entzücken. Wie anmutig wechseln jene reizenden Saaten mit dem frischen Wiesengrün ab, welches die Auen der Täler bedeckt! Wie kühn streben seine schlanken Stämme gen Himmel empor und breiten nach allen Seiten hin ihre dichten Laubkronen aus, deren Blätter unabläßlich im Winde säuseln und lispeln! Wir freuen uns des mächtigen Eichenhaines, dessen majestätisches Laubgewölbe uns in seinen kühlenden Schatten ladet. Doch der herrlichste Schmuck der Pflanzenwelt sind die holden Blumen, welche an Pracht der Farben, an Schönheit der Gestalt und an süßem Wohlgeruch miteinander wetteifern. Welch ein Blütenmeer hat der Frühling über die Fluren ausgegossen! Wer nennt alle die Blumen, die Rosen, die Lilien, die Nelken und die übrigen, die gleich schimmernden Sternen und Edelsteinen im grünenden Laube strahlen und mit ihren Wohlgerüchen die Luft erfüllen! So prangt die Erde in einem festlichen Gewande, welches aus den mannigfaltigsten Formen der Pflanzen, Blätter und Blumen gewirkt ist und unser Auge durch die lieblichsten Gestalten

und die schönsten Farben erfreut. Mit welcher Sorgfalt hat doch der Schöpfer alles aufgeboten, um unseren Schönheitssinn auf das angenehmste zu befriedigen!

Und nun das Meer! Wie erhaben ist sein Anblick! Dort liegt er vor uns, der weite Ozean, der alle Länder umringt, in seiner hehren Majestät. Siehe, wie er seine gewaltigen Wassermassen nach allen Seiten hin ins scheinbar Grenzenlose ausdehnt, und so eine weite Fläche bildet, die wie ein mächtiger Spiegel das glänzende Bild der Sonne zurückstrahlt. Und dieses ganze unabsehbare Wogengebiet schwankt in beständiger Bewegung. Unablässig erheben und senken sich seine Fluten; kaum ist ein Wellenberg in der Tiefe verschwunden, so taucht schon im nächsten Augenblicke um so stolzer sein schaumbedecktes Haupt aus dem Abgrunde wieder empor. Vergebens strengen wir uns an, das Ende dieses Wogenspieles zu erblicken. Immer neue Fluten rauschen heran. Immer aufs neue wiederholt sich derselbe Wechsel, bis endlich am äußersten Horizonte sich die Meeresfernen mit den Himmelsräumen zu vermählen scheinen. So ist das Meer ein erhabenes, ergreifendes Abbild der Unendlichkeit und Ewigkeit, die nur in Gott ist. Denn auch dem Meere ist im Ufer eine Schranke gesetzt, da das Machtgebot des Schöpfers ihm zuruft: Bis hieher und nicht weiter! Hier sollen sich legen deine stolzen Wellen!

So bildet das Meer mit seinen schwankenden, schimmernden Gewässern einen prächtigen Schmuck der Erde und einen herrlichen Gegensatz gegen das Festland. Dort die starren unveränderlichen Gestalten der Berge und Hügel, hier die flüssigen, stets wechselnden Gebilde der Wogen. Dort alles Ruhe, hier alles Bewegung. Dort die trauliche Wohnung der Menschen, hier das hehre Bild der Unendlichkeit, welches immerdar in unseren Herzen die Sehnsucht nach Gott, dem höchsten und ewigen Gute, weckt.

Siehst Du denn nicht das Walten eines unendlich weisen Geistes, der mit klarem Bewußtsein beraten hat,

wie er dem einzelnen die höchste Schönheit verleihen und alles zur herrlichsten Einheit verbinden wollte?

Wie lieblich ist doch die Erde mit ihrer heiteren Pflanzenwelt, das Meer mit seinem steten Wellenspiel und der Himmel mit seinen leuchtenden Gestirnen! Und doch, wenn es außer den Menschen keine anderen lebenden Wesen gäbe, wie würde dann die ganze Schöpfung uns so tot erscheinen! Wir wären dann einsame Pilger inmitten einer ausgestorbenen Welt, die uns nur tote Dinge zeigte und in welcher immer das schauerliche Schweigen des Grabes herrschte. Allein der Schöpfer wollte nicht, daß unsere irdische Wohnstätte eine grauenvolle Einöde wäre. Blicke um Dich: Welch eine reiche Fülle des tierischen Daseins! Welch eine große Menge lebender Wesen, die uns durch ihre Schönheit und Mannigfaltigkeit, ihre Stimmen und Bewegungen erfreuen! Hier ertönt um uns das muntere Summen der Bienen, das Schwirren der Käfer und das Zirpen der Grillen. Dort schaukeln von Blume zu Blume sich bunte Schmetterlinge, die, in den prächtigsten Farben schillernd, selbst wie geflügelte Blumen aussehen. Doch horch! was ist das? Welch ein süßer tausendstimmiger Gesang, der aus dem Walde zu uns herüberschallt! Es sind die Vögel, die mit ihrem holden Liede uns ergötzen, während andere mit fröhlichem Getümmel die Luft erfüllen und nach allen Seiten den Himmel mit anmutigem Flügelschlage durchkreuzen. Und, sieh nur, wie die weite Ebene von grasenden Herden belebt wird, wo blökende Schafe, brüllende Rinder und wiehernde Rosse ein heiteres Schauspiel gewähren.

Auch dem Pilger, der das einsame Meer durchfährt, begegnet das Tierleben in der mannigfachsten Gestalt. Ihn ergötzt das Gewimmel unzähliger Fische, das muntere Spiel der Delphine und das Scherzen der Walfische, die das Wasser in glänzenden Strahlen emporspritzen. Quallen treiben gleich lebenden Kristallen durch die dunkle Flut.

Die glashellen, tiefblau gefleckten Velellen erglänzen in den lebhaftesten Farben, wie Schnüre von Edelsteinen. Die Physalien, deren kopfgroße Blasen in den schönsten Regenbogenfarben schillern und die, zu Scharen vereinigt, gleichsam Flotten bilden, schmücken den tropischen Ozean. Und die Segler der Lüfte, die Vögel, geleiten den Pilger vom heimischen Strande durch die öde Wasserwüste bis zu seinem fernen Ziele.

Wohin der Wanderer auch kommt, wohin der Schiffer auch segelt, überall findet er die Welt von lebenden Wesen bevölkert. Im alpinischen Schneegebirge, wo man nur eine tote Einöde erwarten sollte, hüpft der muntere Gletscherfloh umher. In den nächtlichen Grotten erfreuen sich Insekten, ja sogar Fische und Säugetiere eines eigentümlichen Daseins. Aus den tiefsten Abgründen des Meeres holt der Senkapparat Polypen und Seesterne hervor. Und ersteigt man den Rücken der mächtigen Berge, so sieht man den Lämmergeier oder den Kondor hoch über ihren höchsten Spitzen seine majestätischen Kreise ziehen.

Selbst der kleinste Wassertropfen unserer Sümpfe ist belebt. Betrachten wir ihn mit einem Vergrößerungsglase, so zeigt sich uns eine Welt von seltsam sich bewegenden Gestalten. Man bemerkt Tierchen, die mit einem Munde versehen sind, Nahrung zu sich nehmen, sich fortpflanzen und die mannigfachsten Bewegungen ausführen. Von solchen Infusorien ist auch das Meer erfüllt.

Wer spät abends oder bei dunkler Nacht am Meeresstrande verweilt, wird nicht selten von einem prachtvollen Schauspiel überrascht; denn helle Blitze leuchten aus dem Schoß der schwarzen Gewässer hervor, als ob die See an Glanz wetteifern wollte mit den Sternen dort oben. Jeder umstürzende Wellenkamm erglänzt von bläulicher Flamme, und sowie die steigende Flut über den Sand daherrollt, bedeckt sie ihn mit funkelnden Sternen. Jeder Fußtritt über den nassen Sand ruft Lichterscheinungen hervor; jeder ins Wasser geworfene Stein scheint schlummernde Gluten zu wecken.

Derselbe wunderbare Anblick erfreut auch den einsamen Schiffer, der durch die weiten Einöden des Ozeans seine schnellverschwindenden Gleise zieht.

Mit lebhaften Farben schildert uns Humboldt die Herrlichkeit des Meerleuchtens in den tropischen Gewässern. „Wenn ein Kriegsschiff bei frischem Winde die schäumende Flut durchschneidet, so kann man sich an dem Anblick nicht sättigen, welchen der nahe Wellenschlag gewährt. So oft die entblößte Seite des Schiffes sich einlegt, scheinen bläuliche oder rötliche Flammen blitzähnlich vom Kiel aufwärts zu schießen. Unbeschreiblich prachtvoll ist auch das Schauspiel in den Meeren der Tropenwelt, das bei finsterer Nacht eine Schar von sich wälzenden Delphinen darbietet. Wo sie, in langen Reihen kreisend, die schäumende Flut durchfurchen, sieht man durch Funken und intensives (starkes) Licht ihren Weg bezeichnet."

Doch auch in den kälteren Gegenden des Ozeans zeigt sich die staunenswerte Erscheinung in nicht minder herrlichem Glanze. Beim Kap Colborn, einem öden Vorgebirge an der Polarküste Nordamerikas, war während einer dunkeln Septembernacht das Leuchten des Meeres von einem so hellen Glanze, daß Simpson, der mutige Entdecker jener winterlichen Regionen (Gegenden) versichert, kaum je etwas Prachtvolleres gesehen zu haben. Die Boote schienen eine See von geschmolzenem Silber zu durchfurchen, und der Gischt, den sie, vom frischen Windhauch getrieben, vor sich her spritzten, fiel wie ein leuchtender Funkenregen in den dunkeln Schoß der Gewässer zurück.

Unser Staunen mehrt sich, wenn wir erfahren, welches die Ursache dieses prachtvollen Schauspieles ist. Denn nicht durch tote, elektrische oder chemische Kräfte, wie man früher irrtümlich glaubte, sondern durch lebendige Lichtträger wird es bewirkt.

Winzige Tierchen, mit den Amöben nahe verwandt, sind es, welche vor allen diese schimmernden Gluten im Schoße des kalten Ozeans erzeugen, kleine nierenförmige

Bläschen, mit einem Munde und fadenförmig ästigen Scheinfüßen im Innern des hohlen Körperchens versehen, der nach außen einen geißelförmig schwingenden Faden hat. Wohl hundertsiebzig dieser kleinen Noctilucen oder Mamillarien müßte man aneinander reihen, um die Länge eines Zolles auszufüllen, und viele Millionen hätten im Raume eines Bechers Platz. Und doch erhellen sie die weiten Gefilde des Meeres und flammen in nächtlichen Gluten an den Küsten aller Zonen auf: überall in dem empfänglichen Zuschauer Gefühle der Bewunderung und der Andacht erweckend; denn es offenbart sich ihm auch unter dieser leuchtenden Hülle der allmächtige Gott!

Noch sind ganze Länder nicht untersucht, und doch sind den Naturforschern schon über hunderttausend Tierarten bekannt. Die Zahl der unbekannten ist ohne Zweifel noch bei weitem größer. Auf der niedrigsten Stufe des tierischen Daseins stehen die Amöben, deren einfacher Körper ganz aus einer gleichartigen, halbflüssigen Gallerte besteht. Doch von Stufe zu Stufe aufsteigend zeigen die Tierarten immer entwickeltere Formen, bis uns im edlen Rosse die tierische Schönheit in ihrer höchsten Vollendung entgegentritt. „Es stampft auf dem Boden, und ist freudig mit Kraft, und zieht aus den Geharnischten entgegen. Es spottet der Furcht, und erschrickt nicht, und fliehet vor dem Schwert nicht, wenngleich wider dasselbe klinget der Köcher, und glänzet beides Spieß und Lanze. Es zittert und tobet und scharret in die Erde, und achtet nicht der Trompeten Hall. Wenn die Trompete erklinget, spricht es: Hui; und riecht den Streit von ferne, das Schreien der Fürsten und Jauchzen“ (Hiob 39, 21—25).

In allen denkbaren Gestalten, in unzähligen Scharen umgeben uns die Tiere. O! welch eine große Fülle des Lebens hat doch Gott über diese Welt verbreitet! Welch ein Reichtum der göttlichen Gedanken spricht sich in ihnen aus, da jedes lebende Wesen nach einem besonderen Plane angelegt ist, und jedes in seiner Art ein vollendetes Kunst-

werk ist! Wie herrlich ist der Schmuck, welchen Gott der Schöpfung durch die Tierwelt verlieh! schöner als das glänzendste Geschmeide, das doch nur aus toten Juwelen besteht. Sie aber bildet die höchste, die lebende Zierde der Erde.

So ist unsere irdische Heimat mit allem Schönen geschmückt, was nur unser Auge erfreuen und unser Herz erheben kann. Ich frage Dich: Worin kann nur dieses Weltgebäude seinen Ursprung haben? Nur in einem unendlich vollkommenen Geiste, der aller Weisheit höchste Fülle in sich trägt, dessen Verstand unausforschlich und dessen Schöpferkraft unendlich ist. Nur der ewige, allweise Gott kann den Gedanken dieses Meisterwerkes gefaßt, den Plan dazu gemacht und so herrlich hinausgeführt haben.

Alle Geschöpfe weisen über sich hinaus auf den majestätischen Urheber ihres Daseins. So ist das Weltgebäude ein Spiegel seiner Herrlichkeit, ein erhabener Tempel, der seinen Ruhm verkündigt. Durch seine hohen Hallen ertönt wie ein mächtiger Orgelton das Sausen des Windes, das Rauschen des Waldes und das Brausen des Meeres, um unsere Herzen zur Andacht zu stimmen. Die glänzenden Gestirne des Himmels, die mit ihrem süßen Lichte uns erfreuen, fordern uns auf, den zu preisen, der ihnen den Lichtglanz verliehen hat. Alle Geschöpfe, die uns durch ihre Schönheit ergötzen, laden uns zum Lobe dessen ein, der sie so lieblich gestaltet hat. Ja, alle Wesen in der ganzen großen Kette des Daseins bilden gleichsam die einzelnen Steine des Tempels der Natur, und rufen uns einstimmig zu: Wie unendlich viel schöner, herrlicher und vollkommener muß der Schöpfer sein, als das Geschöpf! Betet Gott an und gebet ihm allein die Ehre!

XIII.

Die Ordnung der Welt.

Der Abend fand die Freunde wieder im Garten, wo sie den prächtig glänzenden Sternhimmel betrachteten.

Wie herrlich, sagte Rudolf, ist doch die Ordnung, welche in der Schöpfung herrscht und alle Teile derselben zu einem harmonischen Ganzen verbindet. Diese Ordnung weist auf einen Ordner hin, der voll ewiger Weisheit allen Geschöpfen die Stelle angewiesen hat, die sie im Weltgebäude einnehmen sollen.

Zum Beweise dient die gleichmäßige Verteilung der Sterne. Ueber der ganzen Erde wölbt sich der prächtige Himmelsdom, der des Nachts von glänzenden Gestirnen erleuchtet wird. Oder gibt es etwa ein Land, dessen Bewohner den Anblick des Sternhimmels entbehren müssen? Wie furchtbar würde der Anblick des Nachthimmels sein, wenn derselbe von keinem Sterne erhellt würde, sondern schwarz, wie die Schatten des Todes, uns anstarrte! Es gibt allerdings am Himmel einige dunkle, sternlose Gegenden, wo auch das stärkste Fernrohr keinen Stern zu finden vermag, „Oeffnungen", wie der berühmte Astronom Herschel sagt, „wo wir wirklich durch die Sternenschicht schauen".[1] Dort erscheint der Himmel ganz schwarz. „Der Himmel", sagt Huyppens von einer solchen Stelle im Schwert des Orions, „zeigte sich ganz schwarz; es war daher die Erscheinung, als gäbe es hier eine Oeffnung, eine Unterbrechung." Die merkwürdigste Stelle dieser Art ist der schwarze Flecken im südlichen Kreuz, der sogenannte Kohlensack (coal-bag), welcher in Europa nicht sichtbar ist. Die auffallende Schwärze dieses Raumes ist auch dem bloßen Auge sichtbar. Doch sind diese sternlosen Stellen im Vergleich zum ganzen sternbesäten Himmelsraum nur verschwindend klein. Wohin wir auch blicken, nirgends treten uns große, sternenleere Einöden entgegen, deren trostlose Finsternis uns beängstigte. Die

Schönheit der himmlischen Landschaft wird auch dadurch gar lieblich erhöht, daß einige Gegenden der Himmelsdecke besonders herrlich erglänzen durch die Menge und Pracht der Sterne und durch die Art ihrer Gruppierung, während andere Gegenden ärmer an Sternen sind. In dieser wundervollen Verteilung der Sterne strahlt uns die Weisheit des Schöpfers entgegen, der alles aufs herrlichste geordnet hat.

Dasselbe gilt von der regelmäßigen Bewegung der Gestirne. Wer kann die Millionen von Sternen zählen, die über unseren Häuptern ihre stillen Bahnen dahin ziehen? Für uns ist die Menge derselben eine unermeßliche. Die Astronomen nehmen über 20 Millionen Sterne an, die für die stärksten Fernrohre sichtbar sind. Und alle diese zahllosen Sterne gehorchen dem unwandelbar festen Gesetze, welches ihr Schöpfer ihnen vorgeschrieben hat. So vielfach und künstlich verschlungen auch ihre Bahnen sind, so hemmt und hindert doch keiner den anderen. Keiner weicht weder zur Rechten noch zur Linken von dem Wege ab, welchen der Allmächtige ihnen angewiesen hat. Wie in einer kunstreich aufgestellten Schlachtordnung zieht das himmlische Heer der Sterne dahin, ohne seine Ordnung zu verwirren. Alle wissen die Stunde ihres Aufgangs und vollenden ihren Umlauf in der bestimmten Zeit. Und schon seit Jahrtausenden wandeln die Sterne am Himmel dahin, ohne daß ein einziges Mal ihre regelmäßige Bewegung unterbrochen worden wäre. Freuen wir uns deshalb, daß wir unter dem weisen und festen Regimente Gottes wohnen, der alles so sicher nach dem Rate seines Willens lenkt.

Doch wir sind an diese Ordnung gewöhnt. Denke Dir aber einmal, daß die geregelten Bewegungen der Himmelskörper aus dem Takte kämen, daß die Sterne plötzlich wüst und wirr durcheinander rollten und zusammenstießen, daß Sonne und Mond schnell wie Sternschnuppen über den Himmel zögen, oder vergebens auf

ihren Aufgang warten ließen: welch ein Entsetzen würde die Menschen dann ergreifen! Dann könnte man freilich behaupten, daß der blinde Zufall oder die tote Materie regierte. Nun aber sind alle Bewegungen und Umlaufszeiten der Gestirne nach bestimmten Gesetzen geregelt. Diese Gesetze sind so klar und bestimmt, daß danach Sonnen- und Mondfinsternisse und andere Erscheinungen vorausberechnet werden können. Seit Jahrtausenden hat der regelmäßige Gang dieser Himmelsuhr, wie man die Sternenwelt genannt hat, nie die allergeringste Störung erlitten. Daraus leuchtet es einem jeden ein, der nicht mutwillig die Wahrheit verwirft, daß es einen allweisen Gott gibt, der die Bewegungen der Gestirne leitet und ordnet.

Doch nicht bloß der Himmel, sondern auch die Erde offenbart uns die wunderbarsten Ordnungen, welche uns mit sonnenheller Klarheit das Dasein eines allweisen Gottes verkünden. Ich will jetzt nur auf eine Tatsache aufmerksam machen, die uns am meisten interessiert, weil sie uns selbst betrifft, nämlich die Gleichzahl der beiden Geschlechter. Darüber sagt Hufeland:

„1. Bei den Tieren hat in der Regel das weibliche Geschlecht in der Zahl ein bedeutendes Uebergewicht über das männliche. 2. Bei dem Menschengeschlecht allein steht das Gesetz fest, daß das männliche Geschlecht bei der Geburt einen kleinen Ueberschuß über das weibliche hat, in dem Verhältnis wie 21 zu 20, welches aber schon vor dem vierzehnten Jahre sich wieder aufhebt, daß also die völlige Gleichheit der Geschlechter hergestellt wird. 3. Dieses bestimmte Verhältnis ist über die ganze Erde verbreitet und in allen Himmelsstrichen das nämliche. 4. Bei einzelnen Familien zeigt sich keine Spur davon. 5. Bei mehreren Familien, die zusammen wohnen, tritt es nach einer Reihe von 10 bis 15 Jahren hervor. 6. Bei Massen von 10000 Menschen alle Jahre. 7. Bei Massen über 50000 Menschen alle Monate. 8. Bei Massen von

mehreren 100 000 Menschen alle Wochen. 9. Bei zehn Millionen jeden Tag. 10. Die Ungleichheit in kleineren Zahlen der Geborenen wird durch die Zeit aufgehoben und in das Grundverhältnis verwandelt. 11. Dasselbe geschieht durch die größere Menge bei gleichzeitigen Geburten. 12. Es liegt also ein Gesetz zugrunde, welches an Zeit und Raum zugleich gebunden ist. Denn ohne das letztere wäre die gleichmäßige Verteilung beider Geschlechter in jedem Punkte der Erde unmöglich."

Hier stehen wir vor einer Erscheinung, die uns mit Staunen und Bewunderung erfüllt. Das menschliche Geschlecht existiert seit ungefähr 6000 Jahren. Es hat sich über die ganze Erde ausgebreitet. Es wohnt unter allen Himmelsstrichen und ist dem Einflusse der verschiedensten Klimate ausgesetzt. Es ist seit seinem Beginne von den größten Katastrophen und Umwälzungen betroffen. Erdbeben, Pestilenz, Hungersnot, Kriege und Revolutionen sind über dasselbe dahingegangen. Es finden sich in demselben die größten Unterschiede der Bildung. Viele Völker leben im Zustande der tiefsten Barbarei, während bei anderen Künste und Wissenschaften in der höchsten Blüte stehen. Und doch herrscht immer und überall dasselbe unwandelbare Gesetz, welches beständig die Gleichzahl der beiden Geschlechter bewirkt.

Wie wichtig diese Ordnung sei, bedarf keines Beweises. Darauf beruht der Bestand der menschlichen Gesellschaft. Würden lauter Knaben oder lauter Mädchen geboren, so würde das menschliche Geschlecht in kurzer Zeit aussterben. Wären die Geburten von Knaben oder Mädchen unverhältnismäßig vorherrschend, so wäre die Ehe für viele eine Unmöglichkeit. So liegt in der Gleichzahl der beiden Geschlechter die erste Bedingung, daß Familien gegründet und blühende Staaten gebildet werden können.

Wie erklären wir uns diese Erscheinung? Du sagst vielleicht: Es ist ein Grundgesetz der menschlichen Natur. Recht; aber wer hat dieses Gesetz gegeben? Wer hat diese

Ordnung bis auf diese Stunde erhalten? Die Gottesleugner sagen: der Zufall, die tote Materie, oder ein unbewußter Geist. Diese Antwort ist ein Hohn auf die menschliche Vernunft. So kann nur der reden, der entweder absichtlich lügt oder keinen gesunden Menschenverstand besitzt. Denn auch der schwächste Verstand muß einsehen, daß etwas Totes und Unbewußtes nicht die Ursache einer Ordnung sein kann, welche die Menschen aller Zeiten und Länder umfaßt.

Es gibt auf unsere Frage nur eine Antwort. Anbetend müssen wir ausrufen: Gott hat uns gemacht und nicht wir selbst. Es ist auch nicht wahr, daß Gott, nachdem er die Welt geschaffen, dieselbe nun sich selbst überlassen habe. Gott macht es nicht wie der Künstler, der, nachdem er die Uhr gemacht und aufgezogen hat, davongeht, ohne sich weiter um sie zu bekümmern. Die Natur ist kein totes Uhrwerk, welches nach bestimmten Gesetzen von selbst geht. Sie ist vielmehr die Werkstätte des alles wirkenden und erhaltenden Gottes.

Dies erkennen wir aus der Gleichzahl der beiden Geschlechter. Hier tritt uns zweierlei entgegen: eine bewußte Absicht, welche die Erhaltung des menschlichen Geschlechtes will, und eine unendliche Weisheit, welche diese Absicht durch die zweckmäßigsten Mittel erreicht. Dies zwingt uns zu dem Schlusse, daß es einen Gott gibt, der die Entwicklung des gesamten menschlichen Geschlechtes beständig überwacht, mit Rücksicht darauf das Geschlecht jedes Individuums (Einzelwesens) bestimmt, und so die Gleichzahl der beiden Geschlechter herbeiführt.

Doch wohin wir auch blicken, nirgends herrscht Zufall, Verwirrung und Willkürlichkeit. Auf allen Gebieten der Natur waltet eine vollkommene, weise und heilsame Ordnung. Regelmäßig wechseln Tag und Nacht, Sommer und Winter, Frost und Hitze, Saat und Ernte miteinander ab.

Zur bestimmten Zeit tritt im Meere durch die Anziehungskraft des Mondes bald die Flut, bald die Ebbe ein. Noch immer nehmen die Flüsse ihren Lauf zum Meere und ergießen ihre Gewässer in dasselbe. Noch jetzt, wie vor Jahrtausenden, überschwemmt der Nil in Aegypten alljährlich das Land und verleiht demselben eine große Fruchtbarkeit. Pflanzen und Tiere zeigen noch dieselben Formen und Arten wie vor alters, und ihre Entwicklung, Verbreitung und Erhaltung erfolgt nicht nach den Launen des Zufalls, sondern nach bestimmten und zweckmäßigen Gesetzen.

Solange die Welt besteht, hat in dem ganzen großen Haushalte der Natur ununterbrochen die vollkommenste Ordnung geherrscht. Diese kann nur das Werk eines allweisen und allmächtigen Gottes sein. Mit Recht sagte deshalb der heidnische Philosoph Plato in einem Gespräche: „Ihr urteilet darum, weil ihr Ordnung in meinen Worten und Handlungen bemerkt, daß ich eine vernünftige Seele habe; schließet also, wenn ihr die Ordnung dieser Welt betrachtet, daß ein unendlich vernünftiger Geist vorhanden sei.“

XIV.

Die Welt des Zufalls.

Die Behauptung, daß die Welt durch Zufall entstanden sei und vom Zufall regiert werde, ist die größte Torheit. Dies erkannten schon die Heiden. So sagt Cicero, der berühmte römische Staatsmann, öfters mit der größten Bestimmtheit, daß die Welt nicht durch Zufall geworden sei, sondern durch Gott. Brächte jemand, sagt er, des Posedonius Planetarium, welches den Lauf von Sonne, Mond und Planeten darstellt, nach Skythien oder Britannien, so würde in diesen barbarischen Ländern niemand daran zweifeln, daß die Maschine das Werk eines verständigen Meisters sei. „Diese aber“, bemerkt

er gegen die Gottesleugner, „bedenken sich: ob die Welt durch Zufall entstanden sei, oder nicht vielmehr durch göttlichen Verstand und Geist; sie meinen: es gehöre mehr dazu, wie Archimedes die Bewegungen der Sterne nachzuahmen, als diese Bewegungen zu bewirken. — Sobald die Philosophen beobachtet hatten, daß die Bewegung der Himmelskörper bestimmt und gleichmäßig, daß alles fest geordnet und unwandelbar beständig sei, so mußten sie einsehen, daß dieses himmlische Gebäude nicht bloß einen Bewohner, sondern auch einen Regierer, Lenker und gleichsam einen Baumeister haben müsse."

Dies lehrt auch die folgende bildliche Darstellung von Todd, die wir aus dem Englischen übersetzen, in anmutiger Weise.

Am Fuß eines ansehnlichen Berges in Asien stand eine freundliche Hütte. Rings um dieselbe waren Spaziergänge, Schattenhaine und Früchte, so herrlich, wie man sie sonst nirgends fand. Die Sonne schien auf keine lieblichere oder prächtigere Gegend. Dies war die Heimat des alten und glücklichen Hafed. Er hatte die Hütte errichtet, den Platz verschönert, und hier länger als achtzig Jahre gelebt und geforscht. Während dieser ganzen Zeit hatte die Sonne nie vergessen, ihn täglich zu besuchen, die Ernte war nie mißraten, die Pestilenz hatte ihn nie befallen, und der Bergstrom war nie ausgetrocknet. Das Weib seiner Jugend lebte noch, um ihn zu erheitern, und sein Sohn und seine Tochter waren so wohlerzogen, daß es im ganzen Lande nicht ihresgleichen gab. Doch wer kann sich irdische Glückseligkeit sichern? In einer kurzen Woche wurde Hafed all seiner Freuden beraubt. Sein Weib erkältete sich, ein hitziges Fieber folgte, und Hafed sah, sie mußte sterben. Sein Sohn und seine Tochter kehrten von dem Begräbnis ihrer Mutter erschöpft und krank zurück. Die Wärterin gab ihnen etwas, das sie für eine einfache Medizin hielt. Nach einigen Stunden zeigte es sich, daß es Gift war. Hafed sah, daß sie sterben

müßten, denn die Gesetze der Natur sind bestimmt und Gift ist tödlich. Er begrub sie in einem tiefen, weiten Grabe, und wie es schien, begrub er darin auch seine Vernunft und Religion. Er raufte sein graues Haar, verfluchte das Tageslicht, und wünschte, der Mond möchte sich in Blut verwandeln. Er beschuldigte die Weisheit Gottes in seiner Weltregierung und behauptete, alle Gesetze, die er gegeben, seien unrecht, unnütz und schlimmer als gar keine. Er wünschte, daß der Zufall die Welt regiere, oder wenigstens, daß er bei seinem Tode in eine Welt käme, wo kein Gott sei, um feste Gesetze zu geben.

Mitten in Hafeds Garten stand ein schöner Palmbaum. Unter demselben saß Hafed am zweiten Abend nach der Beerdigung seiner Kinder. Vor ihm lag die liebliche Landschaft, über ihm wölbte sich der herrliche Himmel, und der prächtige Mond zeigte sein helles Antlitz. Doch vergebens sah Hafed dies alles: Grimm erfüllte ihn, seine Zunge murrte, sein Herz war voll lästerlicher Gedanken wider Gott. Als es Nacht wurde, dünkte es Hafed, daß er einschliefe. Wie er zu erwachen glaubte, war er an einem anderen Orte. Alles rings um ihn her war neu. Während er sich darüber wunderte, sah er ein Geschöpf herankommen, welches ihm wie ein Affe erschien, doch bei seiner Annäherung sah er, daß es einem Menschen ähnelte, allein in jeder Beziehung sehr unförmlich und mißgestaltet war. Sobald es zu Hafed gekommen war, ging es um ihn herum, als wenn er ein höheres Wesen wäre, und rief aus: „Schöne, schöne Kreatur!“

„Pfui, schäme Dich!“ sagte Hafed. „Behandelst Du einen Fremden so mit Hohn? Laß Deine Späße und sage mir lieber, wo ich bin und wie ich hierher kam.“

„Ich weiß nicht, wie Du hierher kamst, allein Du bist in unserer Welt, welche wir die ‚Zufallswelt‘ nennen, weil hier alles durch Zufall geschieht.“

„Ach! ist das wahr? Das muß ja herrlich sein! Dies ist gerade die Welt für mich. Ach! hätte ich hier

immer gelebt, meine schönen Kinder würden nicht unter einem närrischen und unnatürlichen Gesetze gestorben sein! Komm, zeige mir diese Welt, denn mich verlangt, sie zu sehen. Aber habt Ihr hier wirklich keinen Gott, noch irgend einen, um Gesetze zu machen und Euch nach Gutdünken zu regieren?"

„Ich weiß nicht, was Ihr unter Gott versteht, wir haben nichts Derartiges hier: nichts als nur Zufall; doch geh mit mir und Du wirst bald alles kennen lernen."

Als sie weiter gingen, bemerkte Hafed, daß alle Dinge seltsam und sonderbar aussahen. Etliches von dem Grase war grün, etliches rot, etliches weiß, etliches jung und etliches verwelkend; alle Arten waren durcheinander gemischt und der ganze Anblick war sehr peinlich.

Er stand still, um einen Obstgarten zu besehen. Hier hatte der Zufall sein Werk getrieben. Auf einem Apfelbaum von edlem Aussehen sah er keine anderen Früchte, als große, zarte Gurken. Ein kleiner Pfirsichbaum wollte unter der Last von Kürbissen niederbrechen. Einige von den Bäumen wuchsen mit ihren Spitzen nach unten und streckten ihre Wurzeln in die Höhe. Hier und da waren große Löcher gegraben, wodurch man versucht hatte, 20 bis 30 Fuß in die Tiefe zu dringen, um die Früchte zu bekommen.

Der Führer sagte zu Hafed, es sei mit diesen Bäumen höchst unsicher, und man könne nie wissen, welche Frucht ein Baum bringen würde. „Der Baum, der dieses Jahr Gurken trägt, mag nächstes Jahr Kartoffeln hervorbringen, und Du mußt vielleicht zwanzig Fuß nach jeder Kartoffel graben, die Du haben willst." Bald darauf begegneten sie einem anderen „Zufalls-Menschen". Seine Beine waren von sehr ungleicher Länge, das eine hatte kein Knie und das andere keinen Schenkel. Seine Ohren saßen auf seinen Schultern, und um seinen Kopf trug er eine dicke, schwarze Binde. Er kam seinen Weg tappend daher, und Hafed fragte ihn, seit wann er sein Gesicht verloren hätte.

„Ich habe es nicht verloren“, sagte er, „sondern als ich geboren wurde, drehten sich meine Augäpfel durch Zufall nach innen, statt nach außen, und da die Rückseite nach außen steht, so ist mir das Licht sehr schmerzlich, weshalb ich eine Decke anlege. Doch bin ich nicht schlimmer daran als andere. Mein Bruder hat ein gutes Auge oben auf seinem Kopfe, aber es sieht gerade in die Höhe und die Sonne löscht es fast aus.“

Sie hielten an, um in einem Hofe etwas „Zufalls-Vieh“ zu besehen. Einige der Tiere hatten drei Beine, andere hatten den Kopf auf der verkehrten Seite des Körpers; einige waren mit Wolle bedeckt, weshalb sie in dem allezeit tropischen Klima vor Hitze vergehen wollten, andere waren halb Pferd, halb Ochs. Kühe hatten junge Kamele, die ihnen statt der Kälber nachfolgten. Es gab da Elefanten mit Schafsköpfen, Pferde mit Klauen wie Löwen, und Gänse, die im Hofe mit Hufen wie Pferde herumtrampelten. Alles war eben ein Werk des Zufalls.

„Dies“, sagte der Führer, „ist eine auserlesene Sammlung von Vieh. Du hast ihresgleichen früher nicht gesehen.“ „Das ist wahr, sehr wahr“, rief Hafed. „Ah! der Eigentümer hat aber auch keine Mühe noch Kosten gespart, um sie zu sammeln. Ich glaube nicht, daß es irgendwo in der ganzen ‚Zufalls-Welt‘ eine andere solche Sammlung gibt.“ „Ich hoffe nicht“, sagte Hafed.

Gerade als sie den Hof verlassen wollten, kam der Eigentümer heraus, um seine Schätze zu bewundern, zu zeigen und darüber zu reden. Er wünschte Hafed zu sehen, allein zufällig war sein Kopf dem Boden so nahe, zwischen seinen Füßen, so daß er eine Mauer besteigen mußte, um den Fremden gut sehen zu können. „Halte mich nicht für glücklich“, sagte er, „weil ich so viele und so vollkommene Tiere habe. Ach, selbst in dieser vollkommenen und glücklichen Welt gibt es noch mancherlei Mängel! Jene schöne Kuh da gibt statt der Milch zufällig nichts als laues Wasser, und ihr Kalb, das arme Ding, starb, ehe es eine

Woche alt war. Einige davon sind stockblind, andere können nicht im Lichte leben und nur wenige von ihnen können hören. Nicht zwei davon fressen dasselbe Futter, und es kostet viele Arbeit, um sie zu versorgen. Ich wünsche öfters, ich möchte lieber ein armer Mann sein."

„Ich denke, das wäre ich auch lieber", sagte Hafed.

Während sie so sprachen, befanden sie sich plötzlich in mitternächtlicher Finsternis. Die Sonne war verschwunden und Hafed konnte eine Zeitlang seinen Führer nicht sehen. „Was ist geschehen?" sagte er.

„O, nichts Ungewöhnliches", antwortete der Führer. „Die Sonne ist zufällig eben untergegangen. Sie hat keine regelmäßige Zeit, worin sie scheint, sondern sie geht und kommt, wie es der Zufall gerade will, und verläßt uns plötzlich, wie Ihr seht."

„Wie ich nicht sehe", sagte Hafed; „allein ich hoffe, sie kommt auf jeden Fall zur bestimmten Zeit wieder."

„Das, mein Herr, kommt allein auf den Zufall an. Zuweilen ist sie schon auf Monate untergegangen, zuweilen auf Wochen, und zuweilen nur auf einige Minuten. Ganz wie es dem Zufall beliebt. Es ist möglich, daß wir sie erst in einigen Monaten wiedersehen, doch vielleicht kehrt sie schon bald wieder zurück."

Als der Führer weiterging, erschien mit einem Male zur unaussprechlichen Freude aller die Sonne wieder. Das Licht war indes so plötzlich, daß Hafed zuerst meinte, er müßte vom Blitz getroffen sein, und in der Tat mit den Händen nach den Augen fuhr, um zu sehen, ob sie noch gesund seien. Dann legte er seine Hände auf seine Augen, bis er das Licht allmählich vertragen konnte. Da war ein Glanz um die Sonne, welchen er vorher nie gesehen hatte, und es war drückend heiß. Die Luft erschien wie ein feuriger Ofen. „Ach", sagte der Eigentümer der Viehherde, „wir müssen jetzt vor Hitze verbrennen. Mein armer Wollochse muß augenblicklich sterben. Schlechtes Glück, schlechtes Glück für uns! Die Sonne ist uns jetzt

viel näher gekommen, als sie vorher war. Doch wir hoffen, daß der Zufall sie bald wieder weiter führt, und daß sie das nächste Mal in gehöriger Entfernung bleibt."

Die Sonne schüttete jetzt ihre Hitze in so furchtbarem Grade herab, daß sie froh waren, in einem Hause Schutz davor zu finden. Es war jedoch ein erbärmlich aussehendes Gebäude. Hafed konnte nicht umhin, seine eigene schöne Hütte damit zu vergleichen. Etwas Holzwerk war schon verfault, denn der Baum war zufällig nicht in allen seinen Teilen von gleicher Beschaffenheit. Einige Bretter waren wie Papier, weshalb die Nägel ausrissen, und sie lose wurden und herabhingen. Man lud Hafed zum Essen ein. Als er bei Tische saß, bemerkte er, daß jeder eine besondere Speise hatte und daß nicht zwei von demselben Gericht essen konnten. Man erklärte ihm, der Zufall wolle es so, daß die Nahrung, die der eine essen könne, für den anderen Gift sei, und daß dasjenige, was dem einen ein Leckerbissen sei, den anderen mit Ekel erfülle.

„Ich vermute, daß jenes Kaffee ist", sagte Hafed, „und ich bitte um eine Tasse." Sie wurde ihm gebracht. Er hatte seit einigen Stunden an Zahnweh gelitten, und wie erschrak er, als er trank und merkte, daß es Eis war, in kleinen Stücken ungefähr so groß wie Taubenhagel. „Nennt Ihr Eiswasser hier Kaffee?" sagte Hafed, indem er seine Hand an die Wange drückte, während seine Zähne vor Schmerzen zuckten. „Das ist gerade, wie es sich zufällig trifft. Wir setzen Wasser über das Feuer, und zuweilen wird es heiß, zuweilen gefriert es. Es ist alles das Werk des Zufalls."

Hafed stand mit großer Betrübnis vom Tische auf. Er gedachte der Welt, worin er gelebt hatte, und der Vergangenheit. Er hatte gewünscht, in einer Welt zu leben, wo kein Gott wäre und der Zufall alles regierte. Hier war er nun, und hier mußte er leben. Er warf sich auf ein Bett und rief die Vergangenheit zurück, die schöne Welt, worin er einst gelebt, seine Undankbarkeit,

sein Murren gegen die Weisheit und Güte Gottes. Er weinte wie ein Kind. Er wollte beten und begann ein Gebet, aber dann erinnerte er sich daran, daß es dort keinen Gott gebe, nichts, um die Ereignisse zu regieren, nichts als nur blinder Zufall. Er vergoß viele und bittere Reuetränen. Zuletzt weinte er sich in Schlaf.

Als Hafed wieder erwachte, saß er unter seinem Palmenbaume in seinem eigenen schönen Garten. Es war Morgen. Zur bestimmten Zeit erhob sich die prächtige Sonne im Osten, die Felder waren alle grün und frisch, die Bäume standen alle mit dem rechten Ende in die Höhe und waren mit Blüten bedeckt, und die Vögel sangen ihr Morgenlied. Hafed stand auf, rief den gräßlichen Traum in sein Gedächtnis zurück und weinte vor Freude. Er war wieder in einer Welt, wo kein Zufall regierte. Er blickte auf und wandte sich zu dem Gott des Himmels, dem Gott des Gesetzes, der Ordnung und gab ihm die Ehre, und bekannte, daß seine Wege uns zwar unerforschlich, doch voll Weisheit seien. Fortan war er ein neuer Mensch; nichts bewegte ihn mehr zur Dankbarkeit, wenn er betend niederkniete, als die Gewißheit, daß er in einer Welt lebte, worin Gott nach bestimmten Gesetzen weise und barmherzig regiert.

XV.

Des heidnischen Philosophen Sokrates Beweis für das Dasein Gottes.

Wer die Welt betrachtet, und dabei sich von dem Lichte seiner natürlichen Vernunft und der Stimme seines Gewissens leiten läßt, der wird dadurch genötigt, zu erkennen, daß es einen allmächtigen, weisen und gütigen Gott gibt, der diese Welt erschaffen hat, erhält und regiert. Dies sehen wir an dem Beispiele des heidnischen Philosophen Sokrates, von dem sein Schüler Xenophon folgendes Gespräch erzählt:

„Sollte jemand die Meinung hegen, wie auch etliche dieselbe mündlich und schriftlich als Mutmaßung ausgesprochen haben, Sokrates habe wohl eine große Fähigkeit gehabt, die Menschen zur Tugend zu ermahnen, sei aber keineswegs imstande gewesen, sie durch sein eigenes Beispiel zu derselben zu führen: der möge nicht nur die Fragen erwägen, die er solchen, die alles zu wissen meinten, vorlegte, um sie ihrer Unwissenheit zu überführen und durch solche Beschämung zu züchtigen, sondern auch die Reden, die er im täglichen, vertrauten Privatumgang mit seinen Schülern und Freunden führte, so wird er imstande sein, zu urteilen, ob er tüchtig dazu war, dieselben zu besseren Menschen zu machen.

Zu diesem Zweck will ich jetzt ein Gespräch von ihm mit Aristodemus, der Kleine benannt, über das göttliche Wesen, das ich selbst mit angehört habe, mitteilen. Denn, da er wahrnahm, daß Aristodemus weder betete zu den Göttern, noch ihnen opferte, noch auch irgend ein Orakel befragte, sondern im Gegenteil diejenigen, die dieses taten, verlachte, so sprach er zu ihm:

Sage mir, Aristodemus, gibt es Menschen, die Du um ihrer Weisheit willen bewunderst?

Allerdings, sprach Aristodemus.

So sage uns ihre Namen, sprach Sokrates.

A. Um seiner Vortrefflichkeit willen in der epischen Poesie bewundere ich wenigstens besonders den Homer, um seiner Dithyramben willen den Melanippides, wegen des Trauerspiels den Sophokles, in der Bildhauerkunst den Polykletes, und in der Malerkunst den Zeuxis.

S. Welcher von beiden scheint Dir mehr Bewunderung zu verdienen: einer, der Bildnisse ohne Sinn, Empfindung und Bewegung verfertigt, oder einer, der lebendige Wesen hervorbringen kann, die mit Verstand und Tatkräften begabt sind?

A. Vielmehr doch der, welcher lebendige Wesen hervorbringt: wenn anders dieselben nicht durch Zufall ent-

standen, sondern das Werk einer ordnenden und schaffenden Weisheit sind.

S. Da es aber viele Dinge gibt, von denen es offenbar ist, daß sie zum Nutzen des Menschen da sind, während wir wieder von anderen nicht so genau und bestimmt nachweisen können, warum sie vorhanden sind: — welche von beiden Gattungen hältst Du für das Werk des Zufalls, und welche für das Werk der Weisheit?

A. Es will sich ziemen, solche Dinge für Werke der Weisheit zu halten, deren Nutzen und Zweckmäßigkeit so augenscheinlich ist.

S. So scheint Dir also, daß der, welcher im Anfang den Menschen schuf, ihn zu seinem Nutzen mit Sinnen begabt habe, wodurch er Empfindungen und Eindrücke von der Außenwelt bekäme; mit Augen, um zu sehen, was sichtbar ist; mit Ohren, um zu hören, was hörbar ist. Was könnten ferner die wohlriechenden Blumen, Kräuter und Spezereien dem Menschen nützen, wenn ihm nicht ein Geruchsinn verliehen wäre? Und was hätte er für Empfindung und Genuß von Süßem und Scharfem und allem anderen, das dem Geschmack angenehm ist, wenn ihm nicht eine Zunge erschaffen wäre, die den Unterschied dieser Dinge empfände? Scheint Dir nicht ferner auch dieses ein Werk der Vorsehung zu sein, daß das Auge, weil es so zart und empfindlich ist, mit Augenlidern wie mit Türen beschützt und verwahrt ist, welche sich, wenn man das Auge brauchen will, wie ein Vorhang aufziehen und im Schlaf wieder schließen? Daß diese mit den Augenwimpern wie mit einem Schleier versehen sind, daß die scharfe Luft den Augen nicht schade? Daß die Augen oberhalb durch die Augenbrauen wie durch Schutzdächer verwahrt sind, daß nicht der vom Haupt herabfließende Schweiß sie verletze? Ist es nicht bewunderungswürdig, daß das Ohr alle Arten Töne aufnimmt und doch nie derselben voll wird? Daß die Vorderzähne bei allen Tieren zum Schneiden der Nahrungs-

mittel eingerichtet sind, die Backenzähne aber, welche die Speise von jenen aufnehmen, zum Zermalmen derselben? Daß der Mund, durch welchen die Tiere zu sich nehmen, was sie begehren, so nahe an den Augen und der Nase sich befindet, wodurch sie empfinden und unterscheiden, was zur Nahrung tauglich sei? Daß die natürlichen Ausgänge, durch welche die widerlichen Exkremente ausgeschieden werden, von den Sinneswerkzeugen soweit als möglich abgewandt und entfernt sind? Da dieses alles so vorsorglich und zweckmäßig gemacht und eingerichtet ist, zweifelst Du da noch, ob es das Werk des Zufalls oder einer weisen Vorsehung sei?

A. Nein, wahrhaftig, ich zweifle nicht mehr: und in der Tat, je mehr ich es betrachte, desto deutlicher wird mir es offenbar, daß der Mensch das Meisterstück eines weisen Meisters und Liebhabers des Menschen sei.

S. Ferner, was sagst Du dazu, daß allen lebendigen Geschöpfen ein solcher Trieb zur Fortpflanzung ihrer Gattung, daß den Müttern jeder Gattung eine solche Liebe zu ihren Jungen, und eine Sorgfalt für ihre Ernährung und Erhaltung, sowie dem Erzeugten eine so große Liebe zum Leben und eine so große Furcht vor dem Tode eingepflanzt ist?

A. Ohne Zweifel ist das alles das Werk eines weisen Schöpfers, welcher gewollt und beschlossen hat, daß lebendige Geschöpfe sein und fortbestehen sollen.

S. Betrachtest Du Dich selbst, so erkennst Du in Dir und bist Dir bewußt einer vernünftig denkenden Kraft: außer dem Menschen aber, meinst Du, sei nirgends weiter ein vernünftiges Wesen vorhanden? Und solche Meinung hegst Du, obwohl Du siehst und weißt, daß Dein Leib aus den Elementen besteht, ja daß Du von der großen Masse dieser Erde nur einen kleinen Teil in Deinem Leibe hast, wie auch nur sehr wenig von der großen Menge Flüssigkeiten, die in der Natur sind; daß

überhaupt der, der Deinen Leib aus der Materie und den verschiedenen Elementen zusammenfügte, nur einen kleinen Teil von jedem dazu nahm. Also Deinen Geist allein, meinest Du, habest Du durch irgend einen glücklichen Zufall irgendwoher erhascht, obwohl sonst nirgends außer dem Menschen ein vernünftiger Geist vorhanden sei? Und dieses unbegreiflich große und unermeßliche Weltall mit allen seinen bewunderungswürdig großen, mannigfachen und zahllosen Körpern meinst Du, sei durch Zufall ohne eine weise Vorsehung so wohl geordnet und so schön geschmückt?

A. Wie kann ich anders? beim Jupiter? Ich sehe ja die Herren und Meister dieses Weltgebäudes nicht, so wie ich die Baumeister der Gebäude sehe, die hier auf dieser Erde von Menschen gebauet werden?

S. Du siehst ja aber auch Deine Seele nicht, welche die Meisterin und Regiererin Deines Leibes ist: ja wenn diese Deine Einwendung etwas bewiese, müßtest Du auch sagen, daß Du selbst nichts mit Sinn und Verstand, sondern alles durch Zufall tust.

A. Ich verachte ja das göttliche Wesen nicht, mein Sokrates, sondern glaube vielmehr, daß es viel zu hoch über uns erhaben sei, als daß es meines Dienstes und meiner Verehrung bedürfe.

S. Umgekehrt: Je höher und erhabener das Wesen ist, welches sich so weit herabläßt, sich um Dich zu bekümmern, und Dich seiner Vorsorge zu würdigen, desto mehr bist Du ihm Dank und Ehre schuldig.

A. Sei versichert, wenn ich glauben könnte, daß die Götter sich um die Menschen bekümmern, ich würde ihren Dienst und Verehrung nicht vernachlässigen.

S. Du glaubst also nicht, daß die Götter für die Menschen sorgen? So bedenke doch die großen Wohltaten und Vorzüge, die sie dem Menschen vor anderen Geschöpfen verliehen haben: ihm allein haben sie aufrechte Stellung und Gang gegeben; diese aufrechte Stellung ge-

währt ihm den wichtigen Vorteil, daß er weiter in die Ferne hinausschauen, auch besser betrachten kann, was über ihm ist, und vor Schaden und Gefahr sich besser vorsehen kann. Ferner: anderen Tieren, welche den Blick zur Erde senken, hat die Vorsehung Füße gegeben, welche ihnen allein zum Gehen dienen: den Menschen aber hat sie auch noch Hände beigegeben, mit welchen er sich so viele Dinge bereiten und verschaffen kann, wodurch er angenehmer lebt, als die übrigen Tiere. Und während andere Tiere ja allerdings auch eine Zunge haben, so hat sie doch allein des Menschen Zunge also gebildet, daß sie bald da, bald dort, bald diese, bald jene Stelle des Mundes berühren kann, wodurch der Mensch seine Stimme und Ton artikulieren, und einer dem anderen zu verstehen geben kann, was er will. Indessen war es Gott nicht genug, allein den Leib so wohl zu beraten und auszustatten, sondern, was das Größte ist, er hat ihm auch eine so vortreffliche Seele mit so herrlichen Kräften bei seiner Erschaffung verliehen. Denn welches anderen Geschöpfes Seele erkennt und empfindet das Dasein dieses Gottes, der solche große und schöne Dinge geschaffen und geordnet hat: welches andere Geschlecht, als der Mensch, ehret und dienet Gott? welch' andere Seele, als die menschliche, ist fähiger, den Leib gegen Hunger und Durst, gegen Kälte und Hitze zu verwahren und zu schützen; Krankheiten zu heilen, oder die Kraft zu üben, oder durch Fleiß und Mühe mancherlei zu lernen, und sich in Künsten und Wissenschaften auszubilden, oder im Gedächtnis fest zu halten, was sie gesehen, gehört und gelernt hat? Leuchtet es Dir nicht völlig ein, daß die Menschen im Vergleich zu anderen Geschöpfen ein Leben führen wie Götter, indem sie durch die Vortrefflichkeit ihrer Natur nach Seele und Leib so große Vorzüge vor jenen besitzen? Denn keineswegs würde eine vernünftige Menschenseele, wenn sie mit dem Leibe eines Ochsen vereinigt wäre, ausrichten können, was sie wollte, noch würde es irgend einem un-

vernünftigen Geschöpfe viel nützen, Hände, aber keinen Verstand zu haben. Da Du nun dieser beiden Gaben, die von so hohem Werte sind, nämlich einer vernünftigen Seele und eines solchen Leibes, durch den sie bequem wirken kann, teilhaftig worden bist, glaubst Du nicht, daß die Götter für Dein Bestes sorgen? Oder was sollen sie tun, um Dich zu überzeugen, daß Du ein Gegenstand ihrer Vorsorge seist?

A. Ich würde es glauben, wenn sie mir Ratgeber sendeten, die mir sagten, was ich tun oder nicht tun sollte; wie Du sagst, daß sie Dir senden.

S. Meinst Du, die Götter würden den Menschen den Glauben, daß sie vermögend seien, ihnen Gutes zu tun, oder auch sie zu strafen, eingepflanzt haben, wenn sie dieses nicht wirklich vermöchten? Oder, wenn dieser Glaube aus einer Täuschung käme, meinst Du, die Menschen würden in so langer Zeit diese Täuschung nicht bemerkt oder entdeckt haben? Siehst Du nicht, daß die ältesten und weisesten Einrichtungen und Anstalten der Menschen, Volks- und Staatsverfassungen am meisten auf Religion gegründet und am innigsten mit Religion verbunden sind: daß die ältesten und weisesten Völker die religiösesten sind, und daß der Mensch in seinem gereifteren Lebensalter auch mehr und ernstlicher nach Gott fragt? Betrachte doch, mein lieber Freund, wie Dein eigener Geist, der in Deinem Leibe wohnt, denselben braucht und regieret, wie er will: sollte nicht der allweise Geist, der das Weltall erfüllet, nach seinem Wohlgefallen über dasselbe verfügen können? Dein Auge kann große Strecken weit sehen; sollte nicht das Auge Gottes alles zugleich auf einmal schauen? Deine Seele kann für Dinge in Athen, Aegypten und Sizilien sorgen; Gottes Vorsorge aber sollte sich nicht über die ganze Welt zugleich erstrecken können? Zu dieser Ueberzeugung können Dich schon führen die Wahrnehmungen und Erfahrungen, die Du im Umgang mit Menschen machst. Beweisest Du Aufmerksamkeit und Ehrerbietung

gegen Menschen, erzeigst Du Dich dienstfertig und gefällig gegen sie, so siehst Du, daß sie hinwiederum auch gegen Dich sich gern auf gleiche Weise erzeigen. Fragst Du sie um Rat, so kannst Du von ihrer Gesinnung und ihrem Verstande Erfahrung machen: ebenso kannst Du auch erfahren, ob die Götter Willen und Neigung haben, den Menschen in dunkeln und schweren Sachen Rat und Aufschluß zu erteilen; nämlich, wenn Du ihnen Verehrung und Dienst erweisest; wirst Du dieses tun, so wirst Du erfahren und erkennen, daß es ein göttliches Wesen gibt, und zwar von unendlicher Größe, Macht und Herrlichkeit, das alle Dinge zugleich schauet, alles hört, überall gegenwärtig ist, für alle Geschöpfe ohne Ausnahme sorgt, und stets ein wachendes Auge auf sie hat.

Unterredungen, wie diese mußten einen sehr heilsamen Einfluß auf Sokrates Freunde und Schüler haben; daß sie nicht nur, wenn sie von Menschen gesehen würden, ruchlose, ungerechte und schändliche Handlungen mieden, sondern auch, wenn sie allein waren, weil sie glaubten, daß von allem, was sie täten, den Göttern nichts verborgen bleiben werde."

XVI.

Bekenntnis armer Heiden.

Als einst der Propst Ziegenbalg auf seiner Reise nach Ostindien an der afrikanischen Küste landete und hier einen Hottentotten frug: „Glaubt ihr denn auch einen Gott?" da empfing er die Antwort: „Herr, wer will nicht glauben, daß ein Gott sei? Wer es nicht glaubt, der kann nur über und unter sich sehen, so wird er ja wohl befinden, daß ein Gott sei." (Siehe Malabar. Nachr., Bd. 1, Seite 651.) — Sehet da, ihr Aufklärer und Fortschrittsmänner in der Christenheit, dahin seid ihr gekommen, daß selbst der stumpfste Hottentott eurer Unvernunft

lacht. Wahrlich, der Hottentott wird an jenem Tage wider euch auftreten und durch seinen Glauben euern Unglauben verdammen!

XVII.

Geschlagener Unglaube.

Der berühmte Astronom Athanasius Kirchner überzeugte einen seiner Bekannten, der an dem Dasein Gottes zweifelte, von diesem recht schlagend. Er setzte zu einer Zeit, da sein Freund zu ihm kommen wollte, einen schönen Himmelsglobus in einen Winkel seines Zimmers. Dieser kam, indem Kirchner sich eben mit astronomischen Berechnungen zu beschäftigen schien, welches seinen Freund nötigte, sich während der Zeit in dem Zimmer umzusehen. Er bemerkte bald den Globus und fragte Kirchnern nach einer kleinen Pause, ob er ihm gehöre? wer ihn gemacht habe? usw. Kirchner antwortete, er gehöre ihm nicht, es habe ihn niemand gemacht, und er müsse von ungefähr dahin gekommen sein. „Sie scherzen", sagte der Freund, und schien unwillig zu werden, als Kirchner bei seiner Behauptung blieb. Sogleich ergriff Kirchner diese Gelegenheit und sagte: „Sie wollen nicht glauben, daß dieser kleine und schlechte Körper von selbst entstanden sei, wie können Sie denn glauben, daß das viel größere und schönere Original, der Himmel mit allen seinen Planeten und Sternen, von selbst, durch einen bloßen Zufall so geworden sei, wie wir es jetzt sehen?" Der Ungläubige schwieg.

XVIII.

Wie die Gottesleugner die Entstehung der Menschen erklären.

Benedikt de Maillet sagt darüber: „Die Menschen waren zuerst Fische, die Schuppen und Floßfedern hatten.

Sobald sie von der Sonne beschienen wurden, so veränderten sie sich. Die Schuppen fielen ab, und aus den Floßfedern wurden Arme und Füße. Da so viele Arten von Fischen waren, so entstanden auch so viele Arten von Menschen.“ [1]

Nach anderen hat der Mensch sich selbst erschaffen.

Schelver, Professor der Botanik zu Heidelberg, läßt sich darüber also vernehmen: „Der Mensch wird nur Mensch. Er muß sich selbsttätig zur Menschheit erheben. Was er als Mensch geworden ist, konnte er ursprünglich, als er aus dem Schoße der Natur hervorging, nicht sein. Um Mensch zu werden, mußte er sich mit der Natur entzweien, von der Natur sich losreißen, um sich selbst zu ergreifen. Je mehr er sich selbst und also auch die Natur um ihn her sich unterworfen hat, desto mehr ist er zur Menschheit veredelt, aber als Tier ausgeartet.“ Wem fällt hierbei nicht unwillkürlich das Münchhausensche Bravourstück ein, wie er sich an seinem eigenen Zopf aus dem Schlamme zieht? — Der Mensch faßte also den Entschluß: Ich will mich selbsttätig zur Menschheit erheben, und darauf hat er sich selbst ergriffen, d. h. er ist durch seine eigene Kraft aus dem Nichts in das Dasein getreten.

Und so sind denn die muntern Jungen,
Aus Nichts von selbst ins Sein gesprungen.

Andere lassen den Menschen aus der Rafflesia, einem Menschenpilze oder einem Menschenei, entstehen.

So Ritgen, Professor in Gießen. „Vielleicht“, sagt er, „ist das Bild des Erwachens des ersten Kindes in dem Kelche einer riesenhaften Blume voll Nektarien mit süßem Milchsafte am wenigsten anstößig. Sieht man doch oft aus der Mitte einer üppig blühenden Blume eine zweite hervorwachsen, warum auch nicht statt der

zweiten Blume ein erstes Tier? Bei dem Anblick einer Rafflesia mit ihrem mächtigen Kelche voll Keimzitzen kann man wohl auf den Gedanken kommen, hier habe unter einem südlichen Himmel ein menschlicher Embryo (ungeborenes Kind) und Säugling Lager und Nahrung finden können. Auch befreundet man sich durch die Kenntnis dieser riesenhaften Pilzpflanze leicht mit der Idee eines aus der Erde hervorwachsenden großen Menschenpilzes, den man am Ufer eines Baches, wo das Wasser zu Trank und Bad nicht fehlt, aufgegangen sich denken mag. Indes kann ein Gewächs, welches einmal Pflanze ist, ein Tier nur als einen Schmarotzer aus seinem zerfallenden Pflanzenstoffe entstehen lassen, nie aber selbst hervorbringen. Richtiger dürfte es daher sein, ein im Uferschlamm sich entwickelndes Menschenei anzunehmen, und so die ersten Menschen aus Eiern entstehen zu lassen. Denkt man nun ein solches Menschenei in einige dicke lederartige Hüllen gelegt, welche wie die Außendecke der Rafflesia sich entfalten, so schmilzt das Pflanzliche und Tierische ziemlich gut zusammen. Man wird auf diese Weise eine Pilzknospe und ein Menschenei für weniger fremdartig halten, und das Hervorwachsen des letzteren wie des ersteren aus der Erde nicht als ganz ungereimt abweisen." (Probefragment einer Physiologie des Menschen, 1832. S. 46.) Es gehört in der Tat eine entsetzliche Blindheit dazu, um diese lächerlichen Fabeln von „Menschenpilzen" und „Menscheneiern" nicht „ganz ungereimt" zu finden.

Noch andere, wie der berüchtigte Strauß, Verfasser eines Schandbuches über das Leben JEsu, lehren, daß der Mensch, wie anderes Ungeziefer, aus dem fetten chaldäischen Urschlamm entstanden sei. Dies war doch dem berühmten A. v. Humboldt zu toll, weshalb er schreibt: „Was mir am Strauß gar nicht gefallen hat, ist der naturhistorische Leichtsinn, mit dem er in Entstehung des Organischen aus dem Unorganischen, ja in Bildung des

Menschen aus chaldäischem Urschlamm keine Schwierigkeit findet."

Wieder anders denkt sich Oken die Entstehung des ersten Menschen. Er spricht hiervon mit einer Sicherheit, als hätte er den Vorgang mit angesehen. „Ohne Zweifel", sagt er, „war der erste Mensch ein Embryo, nicht sogleich eine Mutter. Ein Kind von zwei Jahren wäre ohne Zweifel imstande, sein Leben zu erhalten, wenn es Nahrung um sich fände, Würmer, Schnecken, Kirschen, Aepfel, Rüben, Kartoffeln, endlich gar Mäuse, Ziegen, Kühe; denn das Kind saugt ohne Unterricht, und um diese Zeit hätte es Zähne und könnte gehen." Jedenfalls hatte dies erste Menschenkind einen vortrefflichen Appetit, da es sogar Ziegen und Kühe aussog, nur scheint sein Geschmack etwas chinesisch gewesen zu sein, da es auch Würmer, Schnecken und Mäuse nicht verschmähte.

Weiter sagt Oken: „Damit also ein Kind sich selbst ohne Mutter forthelfe, wäre erforderlich, daß es erst nach zwei Jahren geboren würde. Ein solch Kind würde ein Junge sein" (warum nicht ein Mädchen?) „der etwa aussähe, wie der Fig. 5" (Oken hat ihn sogar abgebildet, nun muß es doch wahr sein,) „welcher Gelegenheit hätte, sich im Schwimmen zu üben und die Zähne weisen kann" (der Urjunge war also schon sehr bösartig). „Zwar hängt er noch an der Nabelschnur, weil er im Wasser verschlossen noch kiemenartig atmet, allein wie ein Fisch ist er hurtig in den Bewegungen, öffnet die Augen und sucht, was er verschlinge." (Dieser Urjunge konnte also nicht singen: Was ist der Mensch? halb Tier, halb Engel, da er so frei war, mehr als Tier aufzutreten.) „Daß dieser also fortleben könnte, ist außer allem Zweifel." (Während Oken seine lächerliche Fabel für zweifellose Wahrheit ausgibt, verachtet er die Bibel als Torheit.)

Welches ist nun der Mutterschoß, der diesen Urjungen beherbergt und geboren hat? Oken antwortet: „Dieser Uterus (Mutterschoß) ist das Meer. Daß aus

dem Meere alles Lebendige gekommen" (daß daraus eines schönen Morgens nicht bloß die Urjungens, sondern auch alle Tiere wohlgemut herausspaziert sind, natürlich immer nach den Gesetzen wissenschaftlicher Entwickelung), „ist eine Wahrheit, die wohl niemand bestreiten wird, der sich mit Naturgeschichte und Philosophie befaßt hat. Auf andere nimmt die jetzige Naturforschung keine Rücksicht." (Daß die jetzige Naturforschung eines Oken, Karl Vogt und Konsorten auf Gottes Wort und gesunden Menschenverstand keine Rücksicht nimmt, geben wir zu.)

„Das Meer hat Nahrung für den Fötus (die ungeborene Leibesfrucht); es hat Schleim, Sauerstoff, ist nicht beengt, daß dessen Hüllen sich nach Belieben ausdehnen können, und wenn er auch länger als zwei Jahre darin herumschwämme. Solche Embryonen entstehen ohne Zweifel zu Tausenden im Meere, wenn sie einmal entstehen" (wenn? Hier scheint dem Oken seine eigene Lehre etwas zweifelhaft). „Die einen werden unreif auf den Strand geworfen und verkommen; andere werden am Felsen zerquetscht, andere von Raubtieren verschlungen. Was tut das? Sind ja noch Tausende übrig, welche sanft und reif an den Strand getrieben werden, welche daselbst Würmer ausscharren" (wünschen guten Appetit), „die Muscheln und Schnecken aus den Schalen ziehen; wenn wir Austern roh essen können, warum nicht Meeresmenschen? Kommt die Flut, so kann der Junge entfliehen; er kommt auf höheres Land und geht auf Pflanzenfrüchte in Menge, sollten es nur auch Pilze sein. An Nahrung also fehlt es nicht, auch nicht an Zeitvertreib; denn mit ihm sind wohl an derselben Küste Dutzende angetrieben worden" (wünschen viel Vergnügen). „Warum soll dieser Junge nicht Töne ausstoßen? ... Wer kann an alle diesem einen Augenblick zweifeln?"

Oken wagt es nicht bloß, seine albernen Kindermärchen für Wahrheit auszugeben, sondern hat auch die

beispiellose Frechheit, seiner Abhandlung die Worte vorzusetzen: „Lasset uns Menschen machen!“

Außerdem gibt es auch solche, die den Frosch als Stammvater des menschlichen Geschlechtes betrachten. Der Frosch hat nämlich, ebenso wie der Mensch, einen hohen Vorzug vor allen übrigen lebendigen Geschöpfen: Er ist im Besitze einer Wade. Dazu hat man in dem roten Sandstein von Hildburghausen die Fußspuren aufgefunden, die ein antediluvianischer (vorsündflutlicher) riesenhafter Frosch daselbst zurückgelassen hat. „Seht da!“ — rufen sie aus, „die Froschwade und die Froschspuren als unwiderlegliche Beweise, daß der Mensch vom Frosche abstamme!“

Hierdurch nicht befriedigt, lehrt Carl Snell, Professor an der Universität zu Jena, in seinem Werk: „Die Schöpfung des Menschen“, daß der Mensch von den Kaulquappen abstamme. Das ging so zu. Im Anfang gab es eine Urform, eine mit Vernunft begabte Kaulquappe, von welcher Menschen und Tiere gleichmäßig abstammen. Das Verhältnis des Menschen zur Tierwelt und beide zu diesem „Urahnen“ hat sein treffendes Bild in einer Majoratsherrschaft. Diese besteht darin, daß allemal der Erstgeborene die sämtlichen Güter erbt, während die jüngeren Brüder nichts kriegen. Wir Menschen stehen nun in der Reihe der Erstgeborenen, auf welche der Majoratsherr, besagte vernünftige Kaulquappe, das Majoratsgut der Vernunft vererbt hat. Die Tiere sind unsere jüngeren Brüder, die mit uns zwar von einem Stamme entsprossen sind, aber von dem Erbe der Vernunft ausgeschlossen und verkommen sind. „Aus dieser Stellung des Menschen zu den Tieren erklärt sich die große äußere Familienähnlichkeit beider“ (sind denn die Menschen den Fischen, Schlangen, Vögeln 2c. so ähnlich?).

Es ist nun „möglich und sogar höchstwahrscheinlich, daß diejenigen Geschöpfe, welche zu weiterer Entwickelung auf dem Lande bestimmt waren, wie weiche

Kaulquappen im Wasser lebten, und erst beim allmählichen Heraustreten an Luft und Land ihre Knochen- und Gliederbildung annahmen, wie der Froschembryo es gegenwärtig auch macht."

Es könnte einem nun etwas widerlich vorkommen, von „weichen Kaulquappen" abzustammen, allein auch darüber sucht Snell uns freundlichst hinwegzuhelfen. Möge der Stammvater der Menschen noch so kurios ausgesehen haben, sicherlich wird der „innere und feinere physiognomische (Gesichts-) Ausdruck die Voreltern des Menschen von denen der Tiere hinlänglich unterschieden haben; und wie aus den Augen des Kindes die keimende Seele desselben oft mit wunderbar rührendem Tiefsinn uns anblickt, so wird auch das unenthüllte verschwiegene Geheimnis der schlummernden Menschenseele dem Blick und Ausdruck dieser Wesen" — besagter urweltlicher Kaulquappen — „etwas Ergreifendes, Achtungsvolles und Tiefes verliehen haben." Die jetzige Gestalt des Menschen ist „kein Geschenk der Natur oder Gottheit", sondern der Erwerb einer äonenlangen (viele Weltalter langen) Entwickelung.

Die Sache ist also nach Snell ganz einfach, natürlich, wissenschaftlich und philosophisch zugegangen. Nachdem unser Stammvater als vernünftige Kaulquappe lange genug in den Urgewässern herumgeschwommen war, so wurde ihm die Geschichte doch zuletzt langweilig, und er beschloß „mit einem wunderbar rührenden Tiefsinn" sich nun zu „entwickeln". Da nun mittlerweile auch — natürlich ohne die Gottheit, ganz von selbst, aber immer wissenschaftlich — Land entstanden war, so wandelte er einst „achtungsvoll" auf seinem „weichen" Schwanze aus dem Wasser und „trat allmählich an Luft und Land heraus". Diese Veränderung bekam ihm ganz ausgezeichnet und er „nahm nun seine Knochen- und Gliederbildung an". Als „tiefsinnige" Kaulquappe übereilte sich unser Stammvater nicht, sondern nahm sich Zeit und bediente

sich einer „äonenlangen Entwickelung". In dem ersten „Weltalter" „entwickelte" er „höchstwahrscheinlich" aus seinem „weichen" Schwanze das rechte Bein und führte damit „ergreifende" Sprünge aus. Indessen auf einem Beine kann man nicht stehen, darum war unser „Urahne" so frei, „achtungsvoll" auch das linke Bein zu „entwickeln", natürlich immer nach wissenschaftlichen Grundsätzen und den ewigen Gesetzen der Natur: — nie ohne diese!

Ein anderer Naturforscher, Burmeister, sagt: „Wollen wir nicht zu Wundern und Unbegreiflichkeiten unsere Zuflucht nehmen, so müssen wir die Entstehung der ersten organischen Geschöpfe auf der Erde durch die freie Zeugungskraft der Natur selbst einräumen." Die tote Materie, die aus solchen Grundstoffen, wie Kiesel, Nickel, Schwefel 2c. besteht, hat also den Menschen erschaffen, das scheint den Gottesleugnern ganz begreiflich.

Doch an gotteslästerlicher Frechheit und Gemeinheit hat es der berüchtigte Karl Vogt allen zuvorgetan. Derselbe wird nicht müde, in seinen Schandschriften und öffentlichen Vorträgen die Bibel zu verspotten und als höchste Weisheit anzupreisen, daß Adam ein „Schiefzähner" gewesen sei, und der Mensch von den Affen abstamme. Noch kürzlich erklärte er, daß die Menschheit nichts Besseres tun könne, als dem Tierreich und zunächst dem Affen, der ja doch einen gemeinsamen Ursprung mit ihm habe, „die Bruderhand zu reichen".

Um diesen Unsinn zu widerlegen, ist es genug, wenn man ihn nur anführt. Greulicher kann die menschliche Vernunft nicht geschändet werden, als durch solche aberwitzige Behauptungen der Atheisten. Wahrlich, da sie sich für Weise hielten, sind sie zu Narren geworden.

XIX.

Urteile der Heiden über den Ursprung des Menschen.

Die heutigen Gottesleugner stehen tief unter den Heiden. Diese urteilen viel verständiger über den Ursprung des Menschen als jene.

Zunächst nämlich leugnen sie, daß der Mensch durch Zufall entstanden sei. Cicero sagt: „Ich glaube hinreichend gezeigt zu haben, wie weit die Natur des Menschen alle übrigen Geschöpfe übertrifft. Daraus muß einleuchten, daß weder die Gestalt und der Bau seiner Glieder, noch die Kraft seines Geistes und Verstandes so durch Zufall habe hervorgebracht werden können.“ [1]

Interessant ist es nun, zu sehen, mit welchen Gründen Cicero beweist, daß die Seele des Menschen nur von Gott geschaffen sein könne. Er schließt so: „Auf der Erde kann kein Urheber der Seelen gefunden werden. Denn es ist in den Seelen nichts Vermischtes und Zusammengesetztes; oder was sonst der Erde entstammt: nichts Feuchtes, Festes oder Feuriges. Jedenfalls ist in diesen Dingen nichts, was das Vermögen der Erinnerung, des Denkens und Ueberlegens hätte, was das Vergangene behalten, das Zukünftige bedenken, und das Gegenwärtige begreifen könnte, welches einzig etwas Göttliches ist; darum wird niemals etwas anderes gefunden werden, von dem dies dem Menschen zuteil werden könnte, als von Gott. Mithin gibt es ein besonderes Wesen und eine Geisteskraft, welche von diesen gewöhnlichen und bekannten Dingen verschieden ist. Was demnach jenes auch ist, was in uns fühlt, denkt, will und lebt: so ist es doch etwas Himmlisches und Göttliches, und muß deshalb unsterblich sein!“

Dieser Beweis ist unwiderleglich. Die Gottesleugner machen Blumen, Tiere, Urschlamm, Meer, mit einem Worte die Materie, d. h. den sichtbaren Stoff zum Ur-

heber des Menschen, und somit auch seiner Seele. Nein, sagt Cicero, das ist nicht möglich. Denn einmal ist die Seele immateriell, unkörperlich, von allem Sichtbaren verschieden, oder, wie er sich ausdrückt: es ist in den Seelen nichts, was der Erde entstammt, nichts Feuchtes, Festes oder Feuriges. Sodann besitzt die Materie keinen Geist, keine Vernunft. Was sie aber nicht hat, das kann sie auch nicht geben. Darum ist es unmöglich, daß die Materie den vernünftigen Menschengeist hervorgebracht haben sollte. Mithin bleibt vernünftigerweise nur die Annahme übrig, daß Gott der Urheber der menschlichen Seele sei.

Noch entschiedener spricht sich Cicero an einer anderen Stelle mit den Worten aus: „Wer nicht erkennt, daß auch die Seele des Menschen, seine Vernunft, Verstand, Einsicht und Klugheit von einem göttlichen Wesen so vollkommen bereitet worden sei, dem fehlen diese Dinge selbst, wie mir scheint.“ [3]

Ebenso sagt Seneca: „Woher hast Du den Atem, den Du schöpfest? .. Woher das Blut, durch dessen Umlauf die Lebenswärme erhalten wird? Wirst Du nicht sagen, wenn Du dankbar bist, Gott hat uns dieses gemacht?“ [4]

Bei den Griechen herrschte der Glaube, daß die Menschen ihr Dasein dem höchsten Gott, Zeus, verdankten, weshalb er beim Homer der Vater der Menschen heißt.[5] So singt auch der Dichter Aratus: „Wir sind göttlichen Geschlechts.“ Sokrates sagt: „Im Anfang schuf Gott den Menschen.“ [6]

XX.

Torheit des Materialismus.

1. Die tote Materie kann den vernünftigen Menschengeist nicht hervorgebracht haben.

„Sie sind, Doktor, sonst ein aufgeklärter Mann, besitzen schöne Kenntnisse und viel Erfahrung. Aber eins

begreife ich nicht, nämlich, daß Sie so regelmäßig zur Kirche gehen. Sie müssen doch wissen, daß sich die Welt von selbst aus dem Urstoffe entwickelt hat, daß es keinen Gott gibt und alle Religion somit etwas höchst Ueberflüssiges ist. Doch vielleicht bringt Ihnen das Kirchengehen unter den Frommen eine gute Kundschaft ein; vielleicht gehört es mit zum Geschäft."

So sprach der reiche Gutsbesitzer Welland zum Doktor Otto, als dieser bei ihm sich auf Besuch befand.

„Wenn ich", erwiderte der Angeredete, „nur aus Gewinnsucht in die Kirche ginge, so wäre das die infamste Heuchelei. Daß ich aber in das Geschrei der Gottesleugner nicht einstimme, dafür habe ich meine triftigen Gründe."

W. Da so viele Gebildete und Gelehrte dem materialistischen System huldigen, so scheint es mir sehr verkehrt, wenn Sie es trotz alledem nicht annehmen.

O. Die Lüge wird nie zur Wahrheit, und wenn sie auch von allen Klugen und Weisen dieser Welt angenommen würde.

W. Ich bedaure unendlich, daß Sie so weit hinter den neuesten Fortschritten des Zeitgeistes zurückgeblieben sind.

O. Was Sie als neuesten Fortschritt bewundern, ist nichts als eine alte Lüge.

W. Nur darum verwerfen Sie den Materialismus, weil Sie von kirchlichen Vorurteilen eingenommen sind.

O. Wenn ich auch kein Christ wäre, so würde ich dennoch den Materialismus verwerfen, weil er der gesunden Vernunft widerstreitet, und nichts als lächerlicher Blödsinn ist.

W. Das behaupten Sie, ohne es beweisen zu können.

O. Ihr Gottesleugner glaubt, es gebe eine ewige Materie und diese sei die Ursache der Welt. Was verstehen Sie unter dieser ewigen Materie?

W. Allerdings ist die Materie oder der Stoff, wie Büchner sagt, „die alles gebärende und alles wieder in sich zurücknehmende Mutter alles Seienden“. Dieser Stoff besteht aus Atomen, kleinsten Teilen, welche ewig und unveränderlich sind. „Ein Sauerstoff-, ein Stickstoff-, ein Eisen-Atom ist überall und unter allen Umständen ein und dasselbe Ding, begabt mit denselben und ihm immanenten (inwohnenden) Eigenschaften, und kann nie und in alle Ewigkeit nicht etwas anderes werden.“ „Der Stoff ist ewig, es wechseln nur seine Formen.“

O. Die neuere Chemie nimmt etwa 70 Elemente oder Grundstoffe an, als Nickel, Eisen, Silber, Gold, Wasserstoff, Sauerstoff ꝛc. Sind alle diese Grundstoffe ewig?

W. Gewiß. Büchner sagt von den Grundstoffen, daß ihre „Menge und Qualität an sich stets dieselbe und für alle Zeiten unabänderliche bleibt“. „Der Kohlenstoff“, sagt Vogt, „ist unvergänglich, ewig und ebenso unzerstörbar, als der Wasserstoff und Sauerstoff ꝛc.“

O. Gibt es bloß einen ewigen Stoff?

W. Nein, es gibt auch eine ewige Kraft. „Die Wissenschaft macht uns mit acht verschiedenen Kräften, Schwere, mechanische Kraft, Wärme, Licht, Elektrizität, Magnetismus, Affinität, Kohäsion bekannt, welche an den Stoffen haftend und unzertrennlich an dieselben gebunden, bilden und bauen die Welt.“

O. Und von dieser kraftbegabten Materie ist diese Welt mit allen ihren Wesen, auch der Mensch, gebildet und gebaut?

W. Ja! „Aus eigener Kraft brachte sie den Menschen hervor“, wie Büchner sagt.

O. Sie haben, Herr Welland, damit einen Unsinn ausgesprochen, der so riesig ist, daß er schwerlich übertroffen werden kann. Und doch scheinen Sie diesen Unsinn ganz vergnüglich für eine besonders hohe Weisheit zu halten. Zunächst möchte ich Ihnen wenigstens eine

Ahnung davon beibringen, wie groß der Unsinn ist, dem sie huldigen. Erlauben Sie mir deshalb die Frage: was halten Sie von der Meinung der Crow-Indianer, daß eine Krähe die Welt erschaffen habe?

W. Daß das ein heidnischer Aberglaube ist. Denn die Krähe ist ein zufälliges, vergängliches Wesen, welches weder Allmacht, noch Weisheit besitzt; darum ist es unmöglich, daß sie diese Welt erschaffen haben könnte.

O. Mit Recht verdammen Sie die Torheit der Heiden. Allein nehmen Sie mir eine Bemerkung nicht übel: Ihr Materialismus ist um kein Haar breit vernünftiger, als der Aberglaube der Crow-Indianer. Sie sind ebenso blind und töricht, wie jene abgöttischen Heiden.

W. Ich weiß, Herr Otto, warum Sie sich so ereifern. Sie müssen einsehen, daß der Materialismus die Wahrheit ist, und daß damit zugleich die Sterbeglocke für die christliche Kirche geschlagen hat. Das tut Ihnen leid, mich aber kümmert es nicht. Ich halte es mit der Bildung, die auf der Höhe des neunzehnten Jahrhunderts steht. Ich folge der Vernunft.

O. Das wollen wir jetzt sehen. Sie haben nicht bewiesen, sondern nur behauptet, es gebe einen ewigen, kraftbegabten Stoff. Ich will einmal annehmen, es existiere wirklich ein solches Ding. Dieser Stoff soll nun die Welt und den Menschen hervorgebracht haben. Allein, das ist unmöglich. Der Mensch hat einen denkenden, vernünftigen Geist. Der Stoff dagegen ist vernunftlos und geistlos. Darum kann er den denkenden Menschengeist nicht hervorgebracht haben.

W. Ich glaube mit Büchner, „daß die Seele Produkt einer eigentümlichen Zusammensetzung der Materie sei".

O. Dann müssen Sie auch annehmen, daß die Materie mit Geist und Vernunft begabt sei. Wenn Sie dieses behaupten, dann hat freilich die Sterbeglocke geschlagen, aber nicht für die christliche Kirche, sondern für

Ihre Vernunft. Sie wissen, daß Nickel, Eisen, Wasserstoff und die übrigen Elemente vernunftlose Stoffe sind. Sie wissen ferner, daß Licht, Wärme, Magnetismus ꝛc. vernunftlose Kräfte sind. Deshalb ist es absolut unmöglich, daß diese vernunftlosen Stoffe und Kräfte durch eine eigentümliche Zusammensetzung den vernünftigen Menschengeist hervorgebracht haben. Diese Dinge haben selbst keinen Geist, darum können sie ihn auch nicht geben. Das müssen Sie einsehen. Statt dessen handeln Sie ebenso unsinnig, wie der Crow-Indianer, welcher einer elenden Krähe die Schöpfung der Welt zuschreibt. Sie vergöttern die vernunftlose Materie, indem Sie dieselbe als den Urheber des vernünftigen Menschengeistes verehren. Sie schreiben ihr damit etwas zu, was sie nicht besitzt und auch nicht bewirken kann. Ob Sie mutwillig lügen, oder aus Unverstand irren, werden Sie selbst am besten wissen. Natürlich wäre es ganz umsonst, wenn ich mit Ihnen darüber noch weiter reden wollte. Ein Mensch, der allen Ernstes behauptet, die vernunftlose Materie habe den vernünftigen Menschengeist produziert, verzichtet damit auf den gesunden Menschenverstand. Mit demselben Recht könnten Sie auch behaupten, jener Düngerhaufen habe die menschliche Seele hervorgebracht.

W. Sie schätzen die Kraft und Würde des Stoffes viel zu gering und trauen ihm deshalb auch viel zu wenig zu. Hören Sie aber, was Büchner darüber sagt: „Welche Wirkungen gäbe es, die wir dem Stoff nach dem, was wir bereits durch ihn geleistet sehen, nicht zutrauen könnten! Nicht nur physikalische, sondern auch geistige Kräfte wohnen ihm inne, und wie er nach und nach in einer aufsteigenden Stufenleiter Erzeugnisse immer höherer Art bis zu dem Menschen selbst aus sich hervorgebracht hat, so werden seinem Schoße vielleicht dereinst Wesen entsteigen, welche uns an geistiger Kraft so weit überragen, wie wir die unter uns stehende Tierwelt.“ (Natur und Geist, S. 10.)

O. Daß Büchner mit diesen Worten Wahnsinn ausspricht, ist noch von keinem vernünftigen Menschen bezweifelt. Allein, wenn Büchner und andere Narren rasen, sind Sie darum auch verpflichtet zu rasen?

W. Gewiß nicht.

O. Ich behaupte, daß Sie rasend, toll und töricht handeln, wenn Sie sagen, daß der Stoff geistige Kräfte besitzt. Diese Behauptung nehme ich nicht eher zurück, als bis Sie mir beweisen, daß dem Stoffe geistige Kräfte inne wohnen. Können Sie das?

W. Darauf bin ich jetzt nicht vorbereitet.

O. Sie haben ja die Natur schon lange beobachtet. Haben Sie jemals wahrgenommen, daß mit dem Nickel, Eisen, Gold oder einem anderen Elemente geistige Kräfte verbunden sind? Oder haben Sie jemals gehört oder gelesen, daß andere am Stoffe geistige Kräfte bemerkt hätten?

W. Keineswegs.

O. Alle menschliche Beobachtung und alle wahre Naturforschung hat bis jetzt festgestellt, daß der Stoff etwas Vernunftloses ist. Wenn Sie dennoch behaupten, daß der vernunftlose, geistlose Stoff den vernünftigen Menschengeist hervorgebracht habe, dann sprechen Sie eine offenbare Lüge aus, die ebensowohl aller Erfahrung, wie aller menschlichen Vernunft Hohn spricht, und machen sich selbst zu einem elenden Stoffvergötterer.

W. Ich vergöttere den Stoff nicht.

O. Das tun alle Materialisten. Büchner, dessen Schriften Sie als die höchste Wahrheit verehren, sagt buchstäblich: „Das Atom oder der kleinste einfache Grundbestandteil der Materie ist der Gott, dem alles Dasein, das niederste, wie das höchste, seine Entstehung verdankt.“ (Natur und Geist, S. 7.) Uebrigens würde ich mich freuen, wenn noch soviel Vernunft und Gewissen in Ihnen ist, daß Sie anfangen, einer solchen verruchten Stoffvergötterung sich zu schämen. Doch genug. Sie werden

begreifen, daß der Gottesglaube von dem Materialismus ebensowenig zu fürchten hat, als von irgend einem anderen heidnischen Blödsinn. Der ebenso einfache als unumstößliche Satz, daß der vernunftlose Stoff den vernünftigen Menschengeist nicht hervorgebracht haben kann, stößt das ganze materialistische System über den Haufen. Das müssen auch Sie erkennen, wenn Sie fähig und willig sind, Ihre Vernunft recht zu gebrauchen.

W. Sie machen sich die Sache doch zu leicht. Es gibt wirklich einen Stoff, der das Denken bewirkt, das ist der Phosphor. Dies erkannte schon der berühmte Feuerbach und sagte: Ohne Phosphor im Hirn sei kein Gedanke, der Phosphor eigentlich denke in uns. Diese Entdeckung wird von dem ausgezeichneten Naturforscher Moleschott bestätigt, welcher bezeugt: „Der Gedanke ist eine Bewegung des Stoffes, eine Versetzung des Hirnstoffes, . . . ohne Phosphor kein Gedanke.“ Das Denken ist demnach nichts anderes als das Phosphorezieren des Gehirns.

O. Wenn der Phosphor das Denken besorgt, dann müssen auch die Schwefelhölzer und Knochen, welche bekanntlich viel Phosphor enthalten, denkende Wesen sein. Indessen ist ja, wie die Materialisten sagen, nur dasjenige wahr, was sinnlich wahrnehmbar ist. Sie müssen mir also aus der sinnlichen Erfahrung beweisen, daß der Phosphor oder irgend ein anderer Stoff das Vermögen, zu denken, besitzt.

W. Das ist freilich unmöglich.

O. Damit geben Sie selbst zu, was ich behaupte: Die Materie ist geistlos, darum kann sie den denkenden Menschengeist nicht hervorgebracht haben.

2. Aus dem Unorganischen kann von selbst nichts Organisches entstehen.

Otto. Wie sind die lebenden Wesen auf Erden entstanden? Dieses zu erklären, haben sich die Gottesleugner

und Materialisten die größte Mühe gegeben. Allein alles, was sie bis jetzt auf diese Frage geantwortet haben, erwies sich vor dem Richterstuhl der Vernunft als lächerlicher Unsinn.

Welland. Sie irren, Doktor. Sie scheinen nicht zu wissen, welch ein helles Licht die neuere Naturforschung gerade hierüber verbreitet hat. Nur Finsterlinge und Unwissende glauben noch, daß die lebenden Wesen ihr Dasein einem Schöpfer zu verdanken haben. Denn die Wissenschaft hat entdeckt, daß der Ursprung aller lebenden Wesen und somit auch des Menschen ein rein natürlicher ist. Dieser Fortschritt ist so groß, daß er, wie Büchner treffend sagt, „den größten wissenschaftlichen Entdeckungen aller Zeiten an die Seite gesetzt, wenn nicht gar vorangestellt zu werden verdient". (In seiner Schrift: „Woher kommen wir?" S. 6.) Und Professor Häckel sagt: „Die Erkenntnis von dem natürlichen und speziell tierischen Ursprung des Menschen muß früher oder später eine vollständige Umwälzung in der ganzen Weltanschauung der Menschheit hervorbringen." (Natürliche Schöpfungsgeschichte, S. 487.)

Otto. Da haben Sie Recht. Wenn die Menschheit erst glaubt, daß sie von Tieren abstammt, dann wird eine „vollständige Umwälzung" erfolgen, und ein vollständig bestialischer Zustand eintreten. Wird das Göttliche geleugnet, dann muß auch alle Humanität, alles edlere menschenwürdige Dasein untergehen. Das folgt notwendig. Allein Sie haben noch immer meine Frage: Wie sind die lebenden Wesen auf Erden entstanden? nicht genügend beantwortet. Sie sagten nur, ihr Ursprung sei ein natürlicher. Was verstehen Sie darunter?

Welland. Sie sind durch die sogenannte generatio aequivoca, d. h. die unfreiwillige oder ungleichartige Zeugung, entstanden. Darunter verstehe ich mit Büchner „eine Zeugung organischer Wesen ohne vorher dagewesene gleichartige Eltern oder Keime, bloß durch das zufällige oder

notwendige Zusammentreffen unorganischer Elemente und Naturkräfte, oder auch aus einer organischen, aber nicht von gleichartigen Eltern gelieferten Materie." (Kraft und Stoff, S. 66.)

O. Sie behaupten damit einen zwiefachen Unsinn. Bedenken Sie doch, wie himmelweit der Unterschied zwischen organischen und unorganischen Wesen ist. Organisch heißen solche Geschöpfe, welche einen gegliederten Leib besitzen und dadurch des Wachstums fähig sind, wie Pflanzen, Tiere und Menschen. Anorganische dagegen sind alle diejenigen Geschöpfe, welchen solche leibliche Gliederung fehlt, wie die Mineralien und Naturkräfte. Schon eine oberflächliche Vergleichung zeigt, wieviel vollkommener die organischen, namentlich die lebenden Wesen sind. Denn diese besitzen Gefäße zur Aufnahme von Nahrung, entwickeln sich aus keimartigen Anfängen zu immer bedeutenderer Größe und Schönheit, und können sich bewegen und fortpflanzen. In der anorganischen Welt dagegen, wie z. B. im Mineralreiche, hört alles Leben auf, da herrscht der starre Tod. Trotzdem lehrt ihr blinden Materialisten, daß das Anorganische, der tote, lebloſe Stoff, das Lebendige hervorgebracht habe, was eine absolute Unmöglichkeit ist.

W. Sie übersehen, daß die Materie eine ewige Bewegung besitzt. Darüber sagt Bücher: „Somit ist das, was wir den Kreislauf des Stoffwechsels nennen, das Grundprinzip aller Dinge, ja das Wesen der Welt selbst, und bewegte Materie heißt der letzte Begriff, in den sich alle Erscheinungen der Natur auflösen." (Natur und Geist, S. 7.) Wenn wir nun noch dazu nehmen, daß unendlich lange Zeiträume verflossen sind, in denen sich das Organische aus dem Anorganischen entwickelte, so hat eine solche Urzeugung oder generatio aequivoca gar keine Schwierigkeit.

O. Eine Lüge wird dadurch nicht wahrscheinlich, wenn man sie mit anderen Lügen zu stützen sucht. Der ewige Kreislauf des Stoffwechsels, sowie die ewige Bewegung

und Dauer des Stoffes sind lauter unbewiesene Dinge, lauter Hirngespinste, von den Gottesleugnern ersonnen, um ihrem nichtigen Götzen, der Materie, einen einigermaßen erträglichen Anstrich zu geben. Doch alles vergeblich. Und selbst gesetzt, es gäbe eine ewig bewegte Materie, so kann sie doch nichts Lebendiges erzeugen. Der tote Stoff kann von selbst nichts Lebendiges hervorbringen. Dieser Satz, den jeder vernünftige Mensch für wahr erklärt, versetzt dem Materialismus den Todesstoß. So urteilen auch alle vernünftigen Naturforscher. Der berühmte A. von Humbold sagt: „Was mir am Strauß gar nicht gefallen hat, ist der naturhistorische Leichtsinn, mit dem er die Entstehung des Organischen aus dem Unorganischen annimmt, ja in Bildung des Menschen aus chaldäischem Urschlamm keine Schwierigkeit findet."

W. Nun wohl. Ich sehe ein, daß diese Art der generatio aequivoca allerdings vor der Vernunft nicht bestehen kann. Allein mir bleibt noch eine andere Annahme übrig, nämlich eine Zeugung organischer Wesen aus einer organischen, aber nicht von gleichartigen Eltern gelieferten Materie. Diese Annahme liegt auch der berühmten Darwinschen Entwickelungslehre zugrunde, wonach alle Arten organischer Wesen sich allmählich aus einer Urform gebildet haben. Diese Lehre erfreut sich bereits allgemeiner Anerkennung und ist unumstößliche Wahrheit.

O. Sie scheinen nicht zu wissen, daß Darwin selbst seine Lehre nur für „wahrscheinlich" hält und daß sie von vielen berühmten Naturforschern verworfen wird. So nennt der ausgezeichnete Naturforscher Professor Agassiz die Darwinsche Theorie einen wissenschaftlichen „Mißgriff, unwahr in seinen Tatsachen, unwissenschaftlich in seiner Methode und verderblich in seiner Tendenz."

W. Indes ist die Darwinsche Lehre so einleuchtend, daß auch Sie derselben gewiß beistimmen werden. Bekanntlich zeigt sich bei den organischen Wesen eine Stufenfolge, wonach sich an die unvollkommeneren Arten immer

vollkommenere schließen. So folgt auf das Reich der Fische das Reich der Amphibien, auf dieses das Reich der Vögel, hierauf das Reich der Säugetiere und des Menschen. Offenbar sind nun die vollkommeneren Arten aus den zunächst unter ihnen stehenden unvollkommeneren entstanden. Nun ist es Tatsache, daß jede Art innerhalb gewisser Grenzen in ihren einzelnen Individuen verschieden und veränderlich ist. Selbst unter den Abkommen eines Paares herrscht nie absolute Gleichheit, sondern stets Verschiedenheit in Form, Farbe, Haltung 2c. Indem nun derartige Abweichungen und Eigentümlichkeiten sich forterben, so entstehen Varietäten oder Abarten. Nun hat in jeder Spezies (Art) das einzelne Individuum (Einzelwesen) am anderen gleichsam einen Konkurrenten (Mitbewerber) hinsichtlich seiner Lebensbedingungen. So findet zwischen allen ein Kampf ums Dasein statt, in welchem natürlich die am besten mit eigentümlich günstigen Kräften ausgerüsteten Individuen Sieger bleiben. Hierfür spricht die bekannte Erfahrung, daß durch die künstliche Züchtung sich neue Arten von Nutzpflanzen und Haustieren bilden. Dasselbe findet nun auch in der Natur statt, und das nennt Darwin die natürliche Züchtung oder Auswahl, natural selection. Das ist der eigentliche Schwerpunkt seiner Lehre. Die Natur wählt nämlich auf jeder Stufe, in jeder Art die günstigsten Abarten aus, die sich geschickter im Kampf ums Dasein erweisen. Sie nimmt die unscheinbarsten, vorteilhaften Veränderungen wahr, und bildet mit der Zeit, die Darwin ihr nicht fehlen läßt, neue Arten. So ist endlich aus der Zelle, der einfachsten organischen Urform, durch unendlich viele immer mehr sich bessernde und vollkommener ausgewählte Zwischenstufen das höchst organisierte Wesen, der Mensch, hervorgegangen.

O. Vortrefflich! Was doch die gute Mutter Natur nicht alles vermag! Sie hat so lange gezüchtet, gewählt und entwickelt, bis aus dem Fische ganz von selbst ein Krokodil, aus dem Krokodil ein Affe und daraus ein

Mensch wurde — und das alles natürlich durch unendlich viele Zwischenstufen hindurch in unendlich langen Zeiträumen — nie ohne diese!

W. Ich erwarte von Ihnen Gründe zu hören, keinen Spott.

O. Darwin selbst erklärt seine Lehre nur für eine wahrscheinliche Hypothese (Vermutung). Sie aber haben dieselbe mit einer so ernsthaften und feierlichen Miene vorgetragen, daß es mir scheint, Sie halten dieselbe für eine bereits bewiesene Tatsache. Aber so seid Ihr Gottesleugner. Unbedingt glaubt Ihr die unsinnigste Vermutung, wenn sie Euch nur dazu dient, den Weltschöpfer überflüssig zu machen.

W. Es scheint, Sie wissen gegen die Darwinsche Lehre keine Gründe vorzubringen.

O. Mein Hauptgrund gegen die Darwinsche Lehre ist die Unveränderlichkeit oder Beständigkeit der Arten. Zwar läßt jede Art einen gewissen Spielraum frei, so daß nicht bloß die Individuen einer und derselben Art große Verschiedenheit zeigen, sondern selbst neue Rassen entstehen. Dies sehen wir an den Nutzpflanzen, Haustieren und an den Menschen. Allein diese Veränderlichkeit ist in ganz bestimmte und feste Grenzen eingeschlossen, welche nie überschritten werden können. Nie hat sich eine Art aus einer anderen Art entwickelt. Kein Uebergang, keine Zwischenstufe, keine Veränderung gibt es, wodurch aus einer bestimmten Art eine andere hervorgehen könnte. Aus einer Ente wird nie ein Schwan, aus einem Esel nie ein Pferd, aus einem Vogel nie ein Säugetier, aus einem Affen nie ein Mensch. Gleiches erzeugt immer wieder nur Gleiches. Art läßt nicht von Art. Oder ist Ihnen ein Fall bekannt, daß aus einem Hühnerei eine Gans geworden wäre, oder daß Katzen einen Hund erzeugt hätten?

W. Das nun gerade nicht. Allein Sie unterschätzen zu sehr die Veränderlichkeit der Arten. Und doch ist die-

selbe erstaunlich groß. Vergleichen Sie z. B. einen Schoßhund mit einem Bullenbeißer, so zeigt sich ein so bedeutender Unterschied, daß es scheint, sie gehörten ganz verschiedenen Arten an. Wenn nun eine Varietät (Abart) sich immer mehr verändert, im Laufe der Zeit immer neue Eigentümlichkeiten annimmt und forterbt, und wenn dazu noch besondere klimatische Einflüsse mitwirken, so ist es sehr wahrscheinlich, daß endlich eine ganz neue Art entsteht. Mit Recht nennt deshalb Darwin die Varietäten werdende Arten.

O. Eure Verwandlungslehre hat allerdings einen Nutzen, nämlich den, daß sie Stoff zur Unterhaltung und zum Lachen gibt. Auch war sie dem Altertum nicht unbekannt. So fabelt schon der römische Dichter Ovid ganz allerliebst, wie Steine in Menschen, Menschen in Bäume verwandelt wurden. Ebenso ergötzlich fabeln Demaillet, Buffon, Lamarck, Geoffroy St. Hilaire und andere Vorläufer der Darwinschen Theorie (Lehre). Nach ihnen entstanden in der Urzeit zuerst Kräuter, die sich allmählich in Sträucher, dann in niedere und zuletzt in höhere und vollkommenere Bäume verwandelten. Fische, welche versuchten, sich über die Oberfläche des Wassers zu erheben, wurden zu fliegenden Fischen. Später wurden sie auf die Bäume der Inseln und Küsten entführt, und sollen dann Vögel und Klettertiere erzeugt haben. Aus einem schwimmenden Bären wurde zunächst ein Seehund, weiter ein Delphin und endlich ein Walfisch. Doch ihren Gipfel erreichten diese Narrenspossen in der Fabel, daß der Mensch vom Affen abstamme, wie die neueren Gottesleugner lehren. Deshalb wurde auch von ihnen die Lehre Darwins mit Freuden begrüßt. „Die tierische Abstammung des Menschen", sagt Büchner (in: Wer sind wir? S. 171), „ist eine notwendige Konsequenz der Darwinschen Theorie, und sie wird auch als solche von allen ernstlichen Anhängern Darwins unbestritten anerkannt." Zwar glaubte die Menschheit bisher, daß zwischen Mensch und Vieh

eine himmelweite Kluft bestehe, die durch nichts ausgefüllt werden könne. Allein die Gottesleugner sind so freundlich, uns darüber zu belehren, daß zwischen dem Menschen und dem Vieh im Grunde sich eigentlich gar kein wesentlicher Unterschied finde.

W. So weit gehen die Materialisten denn doch nicht.

O. Das mag Ihnen unangenehm sein, ist aber trotzdem wirklich der Fall. Der berüchtigte Büchner sagt wörtlich: „Alle sog. spezifischen (wesentlichen) Unterscheidungszeichen zwischen Mensch und Tier werden bei genauerer Betrachtung hinfällig, und selbst die für die charakteristischsten gehaltenen Attribute (Eigenschaften) der Menschlichkeit, wie geistige und moralische Eigenschaften, aufrechter Gang und freier Gebrauch der Hand, menschliche Physiognomie (Gesichtsausdruck) und artikulierte Wortsprache, gesellschaftliches Wesen und Sinn für Religiosität usw. usw. verlieren ihren Wert und werden relativ, sobald man sich zu eingehenden und auf Tatsachen gestützten Vergleichen herbeiläßt, und dabei nicht bloß, wie gewöhnlich, den höchstgebildeten Europäer, sondern auch jene dem Tier näher stehenden Menschen und Menschenarten in das Auge faßt, welche keine Gelegenheit hatten, sich aus dem rohen Ur- und Naturzustande zu der Stufe des zivilisierten Menschen emporzuschwingen“ (in: Wer sind wir? S. 208). Auch sonst spottet Büchner über den „Hochmut“ und die „komischen Ausbrüche tugendhafter Entrüstung“ bei denen, welche sich für besser halten als das Vieh, und mit den alten Heiden sogar glauben: „Wir sind göttlichen Geschlechtes“. Uebrigens leugne ich durchaus nicht, daß wer das Dasein Gottes leugnet, weit unter das Vieh herabsinkt.

W. Mit Unrecht bezeichnen Sie die Darwinsche Theorie als eine Fabel. Wenn fortgesetztes Variieren oder Abändern, natürliche Zuchtwahl, der Kampf um das Dasein und klimatische Einflüsse zusammenwirken, so

ist offenbar, daß sich sehr leicht aus einer Art eine andere Art höher organisierter Wesen entwickeln kann.

O. Alle diese Mittel und Einflüsse sind schon seit Jahrtausenden wirksam. Und doch weiß die Geschichte von keinem einzigen Fall, daß sie die Entstehung einer neuen Art herbeigeführt hätten. Im Gegenteil lehrt sie, daß bereits im höchsten Altertume alle organischen Wesen, welche sie erwähnt, im wesentlichen gerade ebenso beschaffen waren, wie wir sie jetzt sehen. Die Ibis, deren Mumien man in den Pyramiden Aegyptens gefunden hat und die schon mehrere tausend Jahre alt sind, gleichen den jetzt lebenden Individuen so genau, daß sie nicht davon unterschieden werden können. Dazu kommt die Erfahrung der Gegenwart. Alle Organismen sind zum Gegenstande der genauesten Beobachtung gemacht. Ueber die einzelnen Pflanzen und Tiere sind die sorgfältigsten Forschungen angestellt und ganze Bücher geschrieben. Man kennt die Flora und Fauna (Tier- und Pflanzenreich) fast sämtlicher Länder. Doch soweit sich unsere Kenntnis der Natur auch vervollkommnet hat, immer und überall hat sich dasselbe Resultat (Ergebnis) herausgestellt, daß Gleiches nur Gleiches erzeugt. Bis jetzt ist noch kein einziger Fall konstatiert (verbürgt), daß aus einer Art ein Wesen anderer Art sich herausentwickelt habe. Mögen die Einzelwesen einer Art noch so sehr sich abändern und noch so verschiedene Rassen bilden, so geschieht dies doch immer innerhalb der festen Schranken, welche die Art ihnen anweist. Affen können nur Affen erzeugen und in alle Ewigkeit — keinen Menschen. Die Abkömmlinge einer Art gleichen immer wieder ihren Eltern. Das ist ein Grundgesetz der Natur, eine Regel ohne Ausnahme. Das sind Tatsachen, welche beweisen, daß die Arten beständig und unveränderlich sind. Tatsachen, welche unumstößlich feststehen, wie Felsen, woran alle Umwandlungs-, Entwickelungs- und Abstammungs-Theorien Darwins und der Gottesleugner ewig kläglich scheitern

müssen. Haben Sie gegen diese Tatsachen etwas einzuwenden?

W. Allerdings. Ich behaupte nämlich mit Vogt: „Daß fast bei allen ähnlichen Säugetierarten, über welche man bisher Beobachtungen angestellt hat, sowohl die Erzeugung von Bastarden, als auch diejenige von fruchtbaren Bastarden nachgewiesen ist." Es ist also ausgemacht, daß Tiere verschiedener Arten, wie z. B. Pferd und Esel, fruchtbare Bastarde erzeugen, d. h. solche Abkömmlinge, welche die Fähigkeit der Fortpflanzung haben. Dadurch ist aber erwiesen, daß die Arten nicht beständig sind. Denn da durch Bastardbildung neue Arten entstehen, so ist damit die Annahme begründet, daß auch durch Variieren sich neue Arten entwickeln können.

O. Diese Behauptung Vogts ist „kompletter Unsinn", wie der berühmte Naturforscher Andreas Wagner dargetan hat. Vogt weiß nicht einmal, was eine Art ist, indem er sagt: „Was man Art nennt, ist überhaupt eine Abstraktion, gestützt auf die Beobachtung gleichartiger Individuen." Dagegen beweist Wagner, daß es ein sicheres Kriterium (Kennzeichen) gibt, durch welches wir mit logischer Schärfe und wissenschaftlicher Evidenz (Klarheit) die Arten bestimmt voneinander absondern können. Alle Individuen nämlich, welche das Vermögen haben, sich miteinander fortzupflanzen, gehören zu einer und derselben Art, dagegen diejenigen, denen ein solches abgeht, zu verschiedenen Arten. Nun ist es wahr: Tiere verwandter Arten vermischen sich miteinander, wie Pferd und Esel, Hund und Fuchs, Hund und Wolf, Schaf und Muflon, Ziege und Steinbock, Paco und Vicunna, Rind und der javanische Wildochse (Banteng) usw. Doch ist wohl zu beachten, daß solche Vermischung im freien Zustande zu den außerordentlichsten und allerseltensten Fällen gehört, und im Hausstande in der Regel nur unter Vermittelung des Menschen erfolgt. Die Erfahrung lehrt auch, daß solche nahverwandte Tiere Bastarde miteinander erzeugen

können, ebensogut wie Pferd und Esel. Diese Bastarde aber können sich bei reiner Inzucht, d. h. bei gänzlichem Ausschluß der ferneren Einwirkung der elterlichen Stämme nicht forterhalten; sie sind unfruchtbar und sterben aus. Das ist eine erwiesene Tatsache. Mit Recht bemerkt darüber Rudolph Wagner: „Dieses tiefgreifende Gesetz besteht zum Schutze der historischen Existenz der Arten.“ Dieser bestimmte Charakter derselben ruht auf einem Naturgesetze, welches der Schöpfer mit den Worten ausgesprochen hat: „Die Erde bringe hervor lebendige Tiere, ein jegliches nach seiner Art“ (1 Mos. 1, 24). Jahrtausende sind seitdem vergangen, doch durch so viele Tausende von Generationen hindurch haben alle Arten ihre Formen und Charaktere auf das treueste bewahrt.

W. Das ist allerdings überraschend.

O. Sie sehen: nur eine oberflächliche Betrachtung der Natur führt von Gott ab, während eine gründliche Kenntnis derselben zu Gott zurückführt.

W. Da die Bildungsfähigkeit der Natur eine so erstaunlich große ist, so berechtigt mich dies zu der Annahme, daß durch Variieren oder Abändern sehr leicht neue Arten entstehen können.

O. Hören Sie, was der berühmte Kenner der Zoologie (Lehre vom Tierreich), Andreas Wagner, hierüber sagt: „Wir wissen mit untrüglicher Gewißheit, daß alle die verschiedenen Formen unseres Haushundes, ebenso die sämtlichen Formen des zahmen Rindes, des Hausschafes, der Hausziege, so verschieden sie auch in Gestalt, Größe, Färbung und zum Teil in den Instinkten und an Intelligenz sein mögen, durchaus nur Rassen je einer und derselben Art sind. Wir wissen letzteres, weil uns die gegenseitige unbedingte Fortpflanzungsfähigkeit genannter Rassen sattsam bekannt ist.“ (Naturwissenschaft und Bibel, S. 28.) Dasselbe gilt von den Rassen aller übrigen Tiere. Es ist demnach ein unverbrüchliches Naturgesetz, daß das Variieren oder Abändern nur innerhalb ganz

bestimmter Grenzen stattfindet, und nie über die Art hinausgeht. Wenn Sie nun trotz alledem behaupten, daß durch Variieren sich neue Arten bilden, so schlagen Sie damit aller Erfahrung, ja der Natur selbst ins Angesicht.

W. So bin ich denn freilich genötigt, diese Behauptung fallen zu lassen.

O. Damit fällt zugleich ein anderer Irrtum. Sie sagten, daß alles organische Leben sich aus der denkbar einfachsten Form des Organismus, aus der Zelle entwickelt habe, und daß letztere durch Urzeugung entstanden sei. Nun ist es aber bekannt, daß alle verständigeren Naturforscher die generatio aequivoca als unhaltbar aufgegeben haben. Selbst Büchner erklärt sie für „zweifelhaft" (Natur und Geist, S. 230). Darwin führt die ersten Formen und Lebenskeime geradezu auf den Schöpfer zurück (Ueber die Entstehung der Arten, übersetzt von Dr. H. G. Bronn, S. 494) und verwirft gleichfalls die Urzeugung.

W. Auch ich bin von der Haltlosigkeit dieser Ansicht jetzt überzeugt. Denn durch chemische Prozesse kann aus dem Unorganischen kein Organismus entstehen.

O. Es ist also eine Lüge, daß aus dem Unorganischen sich das Organische von selbst entwickelt habe, wie die Gottesleugner behaupten. Dawider streiten die Natur, die Geschichte und die sinnliche Erfahrung. Dagegen bleibt es unumstößliche Wahrheit, daß der tote Stoff die organischen und lebenden Wesen nicht hervorgebracht haben könne.

3. Der bewußtlose Stoff kann nicht die Ursache dieser zweckmäßig geordneten Welt sein.

O. Der Stoff ist bewußtlos, ohne Sinn, Verstand und Vernunft, wie jener Holzblock. Und doch behaupten die Materialisten, der vernunftlose Stoff habe den Wunderbau dieser schönen Welt hervorgebracht, deren Einrichtungen sämtlich das Gepräge der höchsten Zweckmäßigkeit an sich

tragen. Das Vernunftlose soll also der Urheber einer Welt sein, worin uns überall die Spuren der vollkommensten Weisheit entgegentreten. Die Natur, dieses Meisterstück eines unendlichen Verstandes, soll von dem verstandlosen Stoffe gebildet sein. Bekennen Sie sich auch zu diesem Unsinn?

W. Ich halte es mit Büchner, welcher sagt, daß die Stoffe „durch ein gegenseitiges bewußtloses Spiel die Welt erzeugen" (Natur ꝛc., S. 282). „Der Plan existiert nicht, er ist nur scheinbar da. Die Kräfte wirken notwendig blind, und aus ihrem Zusammenwirken entstehen die Wesen" (Kraft ꝛc., S. 91). „Ich leugne den Zweck in der Natur, und möchte den schädlichen und zu zahllosen Irrtümern und falschen Anschauungen führenden Zweckmäßigkeitsbegriff gänzlich aus den Naturwissenschaften verbannt wissen" (Natur ꝛc., 269). Um dies zu beweisen, sagt Büchner: „Wir können nie von Zweckmäßigkeit reden, da wir ja die Dinge nur in dieser einen gewissen Gestalt und Form kennen und keine Ahnung davon haben, wie sie uns in irgend einer anderen Gestalt und Form erscheinen würden! . . . Welche natürliche Einrichtung gäbe es, welche er (unser Verstand) sich nicht in einer oder der anderen Hinsicht noch zweckentsprechender vorstellen könnte? (Kraft ꝛc., S. 87.)

O. Wenn es an eine Verbesserung der Welt gehen sollte, so würden die Ansichten darüber gewiß sehr verschieden ausfallen. Einige würden es ohne Zweifel für zweckentsprechender halten, wenn die Erde sich in ein Schlaraffenland verwandelte, worin die Tauben gebraten herumflögen und die Bäche mit Wein und Bier flössen. Anderen würde es vielleicht zweckentsprechender erscheinen, wenn der Mensch einen Kletterschwanz hätte, oder wenn er auf drei Beinen liefe, oder Flügel zum Fliegen hätte. Indessen glaubt man doch bemerkt zu haben, daß der Leib des Menschen sehr zweckentsprechend eingerichtet sei. Oder können Sie sich auch nur vorstellen, wie

der Leib des Menschen zweckmäßiger eingerichtet sein könnte?

W. Das nun gerade nicht. Aber doch leugne ich alle Zweckmäßigkeit in der Natur. Der bewußtlose, blind wirkende Stoff hat alle Dinge hervorgebracht. Zwischen diesen Dingen gibt es nun mancherlei Wechselbeziehungen, welche teils ein Werk des Zufalls, teils der Notwendigkeit sind. Wenn wir dann Zweckmäßigkeit erblicken, so ist das nur eine Einbildung unseres Verstandes, der nach Kant ein Wunder anstaunt, was er selbst erst geschaffen hat. So stellt Büchner die Sache dar, und ich meine, er hat vollkommen recht.

O. Sie machen es mir diesmal leicht, Sie zu widerlegen. Doch was steht dort im Hofe für ein neuer schöner Wagen?

W. Das ist mein Familienwagen, den ich mir erst kürzlich habe machen lassen, um zuweilen mit den Meinigen ausfahren zu können. Wie gefällt er Ihnen?

O. Er ist wirklich ausgezeichnet gut geraten. Alles vom besten Holz und Eisen, um eine schwere Last tragen zu können. Die Räder stark und dauerhaft, damit sie auch bei den schlechten Wegen nicht zerbrechen. Die Stühle sind weich gepolstert, um einen bequemen Sitz zu gewähren. Das Verdeck ist hoch und hält die Sonnenstrahlen und den Regen ab. Die Deichsel ist für vier Pferde eingerichtet, und der Sitz für den Kutscher darum so hoch, damit er die Pferde desto besser übersehen und lenken kann. Wie praktisch sind an seiner Seite die Laternen angebracht, um bei dunkler Nacht den Weg zu erhellen. Und um das Auge zu ergötzen, ist alles mit den angenehmsten Farben bemalt.

W. Und sehen Sie nur diese Springfedern! Sie sind stark und doch dabei so elastisch, daß man auch auf den holprigsten Pfaden das Stoßen nicht fühlt.

O. Dieser Wagen ist in seiner Art wirklich ein Meisterstück. Wer hat denselben gemacht?

W. Herr Steinhorst, der berühmteste Wagenmacher der Stadt.

O. Da sind Sie nun freilich, mein Bester, in einem großen Irrtume. Menschen haben diesen Wagen nicht gemacht. Derselbe besteht aus Holz, Eisen, Leder, Glas, Farbe und dergl. Diese bewußtlosen, blind wirkenden Stoffe haben diesen Wagen hervorgebracht.

W. Was fällt Ihnen ein? Alle Teile dieses Wagens sind so zweckmäßig auf den Nutzen der Passagiere berechnet, darum kann er ja unmöglich das Werk bewußtloser Stoffe sein.

O. Es gibt an diesem Wagen nichts Zweckmäßiges. Was Ihnen als solches erscheint, sind die Wechselbeziehungen, welche zwischen den verschiedenen Verbindungen des Stoffes teils zufällig, teils notwendig entstanden sind. Somit ist die gerühmte Zweckmäßigkeit des Wagens nur eine Einbildung Ihres Verstandes, der nach Kant ein Wunder anstaunt, was er selbst erst geschaffen hat.

W. Sind Sie verrückt, Doktor? Dieser Wagen ist nicht bloß scheinbar, sondern wirklich sehr zweckmäßig eingerichtet. Ueberall zeigt sich ja ganz deutlich eine wirkliche Zweckmäßigkeit, d. h. das gelungene Streben, gewisse Absichten durch die geeignetsten Mittel zu erreichen. So z. B. ist das Verdeck doch gewiß ein passend gewähltes Mittel, um die im Wagen Sitzenden vor Regen und Sonnenhitze zu schützen. Wo uns aber Zwecke und Absichten entgegentreten, da zeigt sich das Walten eines selbstbewußten vernünftigen Wesens, nämlich des Menschen, und es ist deshalb einfach Unsinn, wenn Sie diesen Wagen für das Werk des bewußtlosen, blindwirkenden Stoffes ausgeben.

O. Mit viel größerem Rechte zeihe ich Sie der Verrücktheit. Die Zweckmäßigkeit des Wagens überzeugt Sie, daß er das Werk eines vernünftigen Wesens ist. Sollte nicht die Zweckmäßigkeit in der Natur Sie noch viel mehr bewegen, darin das Walten eines vernünftigen Wesens zu erkennen?

W. Darin sehe ich nur das Spiel des Zufalls.

O. Der Zufall ist etwas Ohnmächtiges und Vernunftloses. Er kann darum nicht die Ursache dieser so zweckmäßig eingerichteten Welt sein. Gehen Sie einmal in eine Druckerei, nehmen Sie die vierundzwanzig Buchstaben, werfen Sie dieselben durcheinander und sehen Sie dann zu, ob daraus wohl durch Zufall ein vernünftiger Satz entsteht.

W. Da könnte ich freilich lange warten.

O. Glauben Sie nun, daß der Zufall Ihren Wagen hervorgebracht habe?

W. Nein.

O. Warum nicht?

W. Die zweckmäßige Einrichtung desselben zeugt von einem selbstbewußten Verstande, welchen man doch dem Zufall nicht zuschreiben kann.

O. Sie sehen ein, daß der Zufall nicht einmal einen Wagen hervorbringen kann, sollte er denn imstande sein, diese mit so unendlicher Weisheit geordnete Welt zu bilden? Mit Recht sagt deshalb schon der Heide Cicero: „Wenn die zufällige Verbindung von Atomen dieses Weltganze bilden konnte, warum kann sie keinen Tempel und keinen Portikus, keine Stadt und kein Haus hervorbringen, was doch alles ein viel geringeres und leichteres wäre?“

Prüfen wir nun, ob in dem Weltall Zweckmäßigkeit walte oder nicht.

Das edelste und begabteste Wesen, die Krone der Schöpfung, ist der Mensch. Seine Aufgabe ist es unter anderem auch, die Natur zu erkennen und sich dienstbar zu machen. Dazu bedarf er der Augen, der Ohren und der übrigen Sinneswerkzeuge. Hier zeigt sich nun eine wunderbare, vorherbestimmte Harmonie. Während nämlich das Kind noch im Mutterleibe ruht, wird im Dunkeln das Auge gebildet, um geboren dem Lichte zu entsprechen. Ebenso ist es mit den übrigen Sinnen. Vor seiner Geburt hat der Mensch keine Ahnung von der Welt, welche

seiner wartet. Doch siehe! Während er noch im Schoße der Mutter schlummert, werden alle seine Glieder und Organe zubereitet zum Gebrauche in einer Welt, in welcher er noch nicht lebt. Sein Ohr wird bereitet zur Aufnahme von Tönen, welche er noch nicht hört. Und wird nun der Mensch zur Welt geboren, so zeigt sich, daß seine Glieder und Sinne aufs vollkommenste ihrer Bestimmung entsprechen.

W. Das kann allerdings nicht das Spiel des Zufalls sein.

O. Sollen die Menschen auf Erden leben, so müssen zu ihrer Erhaltung gewisse Bedürfnisse erfüllt werden, ohne welche sie bald vergehen würden. Diese sind Land, Licht, Wärme, Luft, Wasser, Nahrung und Kleidung. Es sind nun Einrichtungen getroffen, um diese Lebensbedingungen herzustellen. Das Festland ist geschaffen, um dem Menschen einen sicheren Wohnsitz zu gewähren. Die himmlischen Gestirne, insbesondere die Sonne, sind dazu geordnet, um ihnen Licht und Wärme zu spenden. Der Luft ist gerade eine solche chemische Zusammensetzung gegeben, wie sie dem Menschen zum Atmen heilsam ist. Regen, Quellen, Bäche, Flüsse und Seen sind bestimmt, uns mit dem nötigen Trinkwasser zu versorgen. Doch besonders wichtig ist die Aufgabe des Pflanzen- und Tierreiches, denn sie liefern uns das Feuermaterial zu unserer Erwärmung, die Stoffe zu unserer Kleidung und die Mittel zu unserer Ernährung. Könnten diese Einrichtungen zur Erhaltung der Menschheit zweckentsprechender sein?

W. Auch darin sehe ich mehr als bloßen Zufall.

O. Von jeher haben die Menschen die Ordnung bewundert, welche in den Bewegungen der Gestirne herrscht, und daraus auf einen allweisen Ordner geschlossen. Lassen Sie mich Ihnen mitteilen, was einige der größten Astronomen darüber geschrieben haben. Mädler sagt: „Die schöne Harmonie zwischen allen Teilen des großen Uni-

versums birgt unverkennbare Spuren einer selbstbewußten und freiwirkenden Willenskraft. Die Kometen sind unabweisbare und deutliche Zeichen einer im Universum waltenden weisen und allmächtigen Gottheit."[2] — Der Petersburger Astronom F. Th. Schubert sagt: „Wenn man nun, nachdem die Welt Jahrtausende ohne Zerrüttung und Unordnung fortgedauert hat, durch die genauesten Beobachtungen und Rechnungen entdeckt, daß eben das, was wir positive Gesetze genannt haben, die Quelle dieser Ordnung ist, daß diese Gesetze gerade so bestimmt oder gewählt sind, wie es nötig war, damit die Welt nicht Jahrtausende, sondern eine Ewigkeit hindurch in ihrem jetzigen Zustande bestehen konnte, — kann man da wohl noch an Zufall denken, wo alles so deutlich Absichten und Pläne zeigt? Kann man da noch die unendliche Weisheit verkennen, die für die Erhaltung ihres Werkes nicht minder, als für dessen Schönheit sorgte? ... Sie (die astronomischen Rechnungen) zeigen, daß bei einer anderen Verteilung der Planetenmassen eine gänzliche Umwandlung, bei einem anderen Verhältnis der Bahnen vielleicht eine endliche Zerstörung des Sonnensystems erfolgen würde; daß aber durch die wirkliche Verteilung für ewige Dauer derselben gesorgt ist. Wer ist fähig, diese erhabenen Wahrheiten zu begreifen, ohne voll Dank und Bewunderung die unendliche Weisheit anzubeten, die die vollkommenste Maschine zu ewiger Dauer bestimmte, in ihre erste Einrichtung den Keim der Unsterblichkeit legte, und den Weltkörpern unübersteigliche Grenzen vorzeichnete, in denen ihr großer Sphärentanz ohne Verwirrung und Unterbrechung fortdauern kann."[3] — Ebenso bestimmt erklärt Laplace, daß der Zufall die Bewegungen des Planetensystems nicht angeordnet haben könne: „Man findet durch die Wahrscheinlichkeitsrechnung, daß man mehr als viertausend Milliarden (4000000000000) gegen eins setzen kann, daß diese Anordnung nicht die Wirkung des Zufalls ist; das bildet eine viel

höhere Wahrscheinlichkeit, als die der historischen Ereignisse, über welche man sich keinen Zweifel erlaubt. Wir müssen also wenigstens mit derselben Zuversicht glauben, daß eine primitive (ursprüngliche) Ursache den Planeten ihre Bahnen angewiesen hat."[4] Wenn also die Gesetze, nach denen sich die Sterne bewegen, so deutlich Absichten und Pläne zeigen, was folgt daraus?

W. Daß man dabei nicht an Zufall denken kann.

O. Werfen wir nun noch einen Blick auf das Pflanzen- und Tierreich. Es gibt nach Dr. H. G. Bronn etwa 250000 verschiedene Arten organischer Wesen, die uns bekannt sind.[5] Alle diese Geschöpfe besitzen die Organe, welche sie zu ihrer Existenz nötig haben und welche sich schon im Embryo, der ihrer noch nicht bedarf, zu künftigen Zwecken entwickeln. Die Einrichtung ihres Körperbaues ist von der wunderbarsten Zweckmäßigkeit. Alle Einzelheiten stimmen harmonisch zu einem vollkommenen Organismus zusammen, wovon kein Teilchen willkürlich geändert werden kann, ohne das Ganze zu gefährden. Und indem die Arten sich fortpflanzen, entstehen immer wieder Wesen, in denen dieselbe Form und dieselbe planmäßige Einrichtung sich wiederholt. Alle Geschöpfe besitzen eine solche Einrichtung, welche genau darauf berechnet ist, daß sie in dem Elemente und in dem Klima, welches ihnen angewiesen ist, ein gesichertes Dasein führen können. Wie zweckentsprechend sind die Organe, welche den Pflanzen gegeben sind, um dadurch aus dem Boden und der Luft diejenigen Stoffe an sich zu ziehen, die sie zu ihrem Wachstum bedürfen! Müssen wir nicht den Bau eines Fisches bewundern, der ihn befähigt, im Wasser zu sehen, zu atmen, und sich pfeilschnell zu bewegen? Ist nicht die Körperbildung der Vögel und namentlich ihrer Flügel, womit sie leicht und anmutig die Räume des Himmels durchschweben, ein Kunstwerk, das von unendlicher Weisheit zeugt? Kurz, jedes Wesen ist in seiner Art ein Meisterstück, und seine Einrichtung von so vollkommener

Zweckmäßigkeit, daß sie nur einen unendlichen Verstand zum Urheber haben kann. Deshalb werden auch Sie gewiß dem schönen Worte des Aristoteles beistimmen: „Derjenige, welcher in der Natur ein verständiges Wesen als die Ursache der Welt und der Ordnung darin annahm, scheint mir gegen jene taumelnden Philosophen, welche dem Zufall so etwas zuschreiben, gleichsam nüchtern.“ [6]

So offenbart sich im Haushalt der Natur ein selbstbewußter Geist, der alles nicht bloß im großen und ganzen, sondern bis ins einzelnste zweckmäßig ordnet. Wie Darwin bemerkt, sind einigen Insekten große Kinnladen gegeben, welche nur zum Oeffnen ihrer Kokons dienen. Das Ende des Schnabels junger Vögel ist mit einem zarten Spitzchen versehen, womit sie beim Ausschlüpfen die Eischale aufbrechen.[7] Wie merkwürdig ist der tierische Instinkt! Die Larve des Hirschhornkäfermännchens baut sich bei ihrer Verpuppung ein größeres Gehäuse, als sie zur Ausfüllung mit ihrem zusammengekrümmten Leibe braucht, damit die dereinst sich entwickelnden Hörner auch noch Platz haben. Was weiß die Larve von ihren künftigen Hörnern? Gar nichts, sie bedarf derselben nicht, und doch sorgt sie schon für die Organe, die sie erst in ihrem zukünftigen Zustande besitzen wird. Wie zweckmäßig jedes Geschöpf für seine besondere Lebensweise eingerichtet ist, sehen wir u. a. am Specht. Zum Klettern dient ihm seine eigentümliche Fußbildung, indem hier zwei Zehen nach hinten, zwei nach vorne gerichtet sind. So sehen wir ihn mit der größten Leichtigkeit fortwährend die Bäume kletternd hinauf, nie aber abwärts wandern, überall mit dem Schnabel an die Rinde pochend, bis die Larven hervorkriechen, oder bis er eine hohle, von Insekten angefressene Stelle findet. Bei diesen Bewegungen dient ihm auch noch der kurze, keilförmige, sehr steife Schwanz als Stütze. Der Schnabel ist gerade, kantig, stark, nach der Spitze keilförmig zusammengedrückt, um die harten Borken zu durchhämmern. Zum Fang der Larven sind

sie noch besonders ausgerüstet. Sie schnellen nämlich ihre weit vorstreckbare wurmförmige Zunge so blitzschnell hervor, daß die Larven, auf welche sie es abgesehen haben, nicht Zeit haben, sich zu verkriechen, und um die Wirksamkeit dieses Organs noch mehr zu erhöhen, ist es an der Spitze hornig und mit Widerhäkchen besetzt. Man begreift, daß das von einer solchen Waffe getroffene Insekt unrettbar verloren ist. Im Hinblick auf das Walten Gottes in der Natur sagt der berühmte Naturforscher Agassiz mit Recht: „Die Welt ist die Manifestation (Offenbarung) eines ebenso mächtigen, als fruchtbaren Gedankens, Beweis einer ebenso unendlichen, als weisen Güte, der greifbarste Beweis für die Existenz eines persönlichen Gottes, ersten Erschaffers aller Dinge, Regulators der ganzen Welt, Verteilers alles Guten.“[8] Oder glauben Sie noch, daß die in der Welt herrschende Ordnung und Zweckmäßigkeit nur eine scheinbare und eingebildete ist, wie die Gottesleugner vorgeben?

W. So viel steht mir jetzt fest, daß die Zweckmäßigkeit in der Natur eine wirkliche ist, und daß sie nicht das Werk des blinden Zufalls sein kann. Allein ich frage mit Büchner: „Warum schrieb die Schöpferkraft nicht ihren Namen mit Zügen von Sternen an den Himmel? Warum gab sie den Weltkörpersystemen nicht eine Anordnung, aus welcher ihre Absicht und Ansicht unzweifelhaft erkannt werden müßte?“ (Kraft ꝛc., S. 61.)

O. Ich antworte mit einer Gegenfrage: Wodurch offenbart ein Künstler sein Genie am deutlichsten, durch seine bloße Namensschrift oder durch das Kunstwerk selbst?

W. Durch das Kunstwerk selbst, weil daraus seine Weisheit am deutlichsten hervorleuchtet.

O. Nun ist den Weltkörpersystemen eine solche Anordnung gegeben, daß die Gestirne ihre so künstlich verschlungenen Bahnen dahinziehen, ohne jemals in Verwirrung geraten zu können, und daß sie uns gerade das

zu unserem Dasein nötige Maß von Licht und Wärme spenden: welches ist die Absicht, die uns hieraus entgegenleuchtet?

W. Die Bewahrung der Harmonie und der Nutzen der Menschen.

O. Wo uns aber Zweck und Absicht entgegentritt, was offenbart sich uns da?

W. Das Walten eines selbstbewußten, vernünftigen Wesens, wie ich schon vorhin sagte.

O. Nun zeigt sich uns in der Einrichtung der Welt überall Regel, Gesetz, Verhältnis, Maß, Ordnung, Plan, Zweckmäßigkeit, Absicht, Beziehung des einzelnen zum Ganzen und Zusammenstimmung aller Teile zu einem Bau von wunderbarer Schönheit: wessen Werk kann also die Welt nur sein?

W. Nach Ihrer Meinung kann sie nur das Werk eines unendlich weisen Geistes sein. Doch so kann ich nicht sagen, da mir ein Zweifel im Wege ist, welchen Büchner mit den Worten ausspricht: „Die Werke der menschlichen Hand haben einen Urheber, der sie mit Plan und Absicht so oder so gebildet und geordnet hat. Folgt denn aber daraus, daß dieses ebenso in bezug auf die Erscheinungen der Natur oder des Alls sein müsse?“ (Natur ꝛc., S. 14.)

O. Die Antwort auf diese Frage ist leicht. Es kommt nur darauf an, ob Sie Ihren gesunden Menschenverstand gebrauchen wollen oder nicht. Es liegt im Wesen unserer Vernunft, von der Wirkung auf eine zureichende Ursache zu schließen. Das ist ein allgemeines Gesetz des menschlichen Denkens. Demnach müssen Sie schließen: diese so zweckmäßig geordnete Welt kann nur das Werk eines allmächtigen und allweisen Schöpfers sein. Eine andere Ursache der Welt anzunehmen, streitet wider die gesunde Vernunft. Wollen Sie aber Ihre Vernunft ferner schänden, dann müssen Sie behaupten: es sei kein Gott, die Welt sei ewig.

W. Nun und nimmermehr! Die in der ganzen Welt so deutlich waltende Zweckmäßigkeit kann nur einen unendlich weisen Geist zum Urheber haben.

XXI.

Die zweckmäßige Einrichtung der Natur kann ihren Grund nur in der Weisheit Gottes haben.

Wohl ist es wahr, daß die Gottheit von uns nicht gesehen werden kann. Allein daraus schließen zu wollen, daß sie überhaupt gar nicht existiere, ist die größte Torheit. Schon die Heiden haben die Nichtigkeit dieses Einwandes erkannt. Markus Antonius sagt: „Wer Dich fragt, wo Du die Götter gesehen oder woher Du ihr Dasein erschlossen, daß Du sie so hoch ehrest, dem antworte: Ich habe ja selbst meine Seele nicht gesehen und achte sie gleichwohl."

Wiewohl aber Gott unsichtbar ist, so ist doch sein Dasein für jeden vernünftigen Menschen eine ausgemachte Tatsache. Treffend bezeugt dies der Heide Hermes mit den Worten: „Man kann zwar Gott nicht mit den schärfsten Augen sehen, wohl aber mit Händen greifen." Die Wahrheit, daß es einen Gott gibt, wird zwar nicht mit den Sinnen, sondern mit der Vernunft erkannt; dadurch verliert sie aber nichts von ihrer Gewißheit und Unfehlbarkeit.

Die Erkenntnis nämlich, daß ein Gott ist, ist allen Menschen angeboren. Ferner nötigt uns jede Regung unseres Gewissens und jede Betrachtung der Natur, das Dasein Gottes anzuerkennen. Denn die Natur kann als etwas Zufälliges, den Grund ihres Daseins nicht in sich selbst haben, sondern nur in Gott. Mit Recht sagt deshalb Lessing: „Bin ich, so ist auch Gott. Er ist von mir zu trennen, ich aber nicht von ihm."

Doch die ganze sichtbare Welt offenbart uns Gott nicht bloß als ihren allmächtigen Schöpfer, sondern auch

als ihren allweisen Ordner. Denn ihre zweckmäßige Einrichtung kann nicht das Werk der toten Materie, noch des blinden Zufalls, sondern nur das Werk eines unendlich weisen Geistes sein, der zur Erreichung seiner heilsamen Absichten die besten Mittel gewählt hat.

Diese Wahrheit ist so einleuchtend, daß sie von jeher sich allen vernünftigen Menschen aufgedrängt hat. Der Heide Cicero sagt darüber: „Wenn Du siehst, wie ein Fahrzeug längs der mannigfaltigen Busen und Krümmungen des Landes mitten durch die Meeresfluten und bei oft widrig wehenden Winden seinen Lauf nach dem Hafen geradenwegs und stetig behauptet, so wirst Du, auch wenn Du keinen Lenker siehest, gewiß nicht zweifeln, daß dasselbe mit Geschick, Ueberlegung und Einsicht gelenkt werde. Dasselbe muß man von dieser Welt halten, da Du in derselben so viele große Bewegungen und Wechsel so vieler Dinge siehst, die doch alle nach bestimmten Ordnungen wie jedes zu seinem Hafen in unabänderlichem und stetigem Laufe bewegt werden. Wenn Du auch den Lenker dieses großen Fahrzeuges nicht siehest, so mußt Du doch wissen, daß nach dem Rat und der Vorsehung jenes großen Lenkers so viele große Bewegungen geleitet und zum Hafen gerichtet werden."

Wie uns die verständige Lenkung eines Schiffes nötigt, einen verständigen Lenker desselben anzunehmen, auch wenn wir ihn nicht sehen, ebenso nötigt uns auch die weise Ordnung der Natur, einen weisen Ordner derselben anzunehmen, wenn uns derselbe gleich unsichtbar ist. Denn in der ganzen Natur tritt uns eine Tätigkeit entgegen, welche die besten Zwecke setzt und durch die besten Mittel zu erreichen sucht. Ueberall zeigt sich die Absicht, das Heil aller Geschöpfe, namentlich aber der Menschen, zu befördern. Das ganze Weltgebäude ist darauf berechnet, dem Menschen auf Erden eine passende Wohnung zu bereiten, um seine Bedürfnisse zu befriedigen. Jedes Naturwesen ist auf das zweckmäßigste so eingerichtet,

daß es nicht bloß seine nächste Bestimmung erfüllt, sondern auch der Wohlfahrt anderer Geschöpfe dient, und als ein integrierender Bestandteil dem Ganzen harmonisch sich einfügt. So ist z. B. dem Erdreiche eine solche Beschaffenheit gegeben, daß es den mannigfaltigsten Pflanzenwuchs hervorzubringen vermag. Das Pflanzenreich zeugt von der Absicht, den lebenden Wesen ein Mittel ihrer Ernährung und Erhaltung zu liefern. Und bei der Schöpfung der Tiere hat offenbar das Streben gewaltet, solche Wesen hervorzubringen, welche den Menschen zu den verschiedensten Zwecken den größten Nutzen gewähren könnten.

Wo es sich aber zeigt, daß Zwecke gesetzt, Mittel gewählt und alle Bestandteile nach einem einheitlichen Plane zu einem herrlichen Ganzen geordnet sind, wie dies in der Natur geschieht, da zeigt sich das Walten und Wirken eines Geistes. Denn nur der Geist hat Selbstbewußtsein, und damit das Vermögen des Erkennens und Wollens, ohne welches eine Zwecke setzende Tätigkeit eine Unmöglichkeit ist.

Die ganze Natur liefert uns nun den Beweis, daß ein unendlicher, alles bis ins einzelnste berechnender Geist sie aufs weiseste geordnet und aufs zweckmäßigste eingerichtet hat. Besonders anziehend ist in dieser Beziehung die Betrachtung des Tierreiches. Die heilige Schrift selbst weist uns darauf hin mit den Worten: „Frage doch das Vieh, das wird dich's lehren, und die Vögel unter dem Himmel, die werden dir's sagen. Oder rede mit der Erde, die wird dich's lehren, und die Fische im Meer werden dir's erzählen. Wer weiß solches alles nicht, daß des HErrn Hand das gemacht hat?“ (Hiob 12, 7—9.) Wir hoffen deshalb, es werde dem geneigten Leser nicht unlieb sein, wenn wir auf einige naturgeschichtliche Tatsachen hinweisen, in welchen das Walten einer allweisen Vorsehung uns auf das hellste entgegenleuchtet.

I.

Ernährung der Tiere.

Welches menschliche Kosthaus zur Bewirtung von Gästen ließe sich wohl mit jenem vergleichen, welches auf Erden für alle Geschöpfe gegründet ist? In ihm werden jeden Augenblick bei Tage wie bei Nacht Millionen der lebendigen Wesen gespeist und getränkt. Manche Gäste kommen spät, die anderen früh, und immer ist es so eingerichtet, daß die für jeden bestimmte Speise gerade in dem Augenblicke, wo er eintritt, fertig und bereit steht. Da sättigen sich die Großen wie die Kleinen, die Starken wie die Schwachen. Alle finden alles, was sie zu ihrer Ernährung bedürfen, ganz nahe vor sich hingestellt, die Mücke wie der Walfisch, der 300000 Pfund wiegt, das Mäuslein wie der Elefant, der einen so guten Appetit hat, daß er täglich einen Zentner Heu und 100 Pfund Reis mit Wohlbehagen verspeist.

Und doch wird in diesem großen Haushalt nirgends etwas verschwendet; kein Brosamen und kein Tropfen des Genießbaren bleibt unbenutzt; für jede, auch die kleinste Gabe der Natur findet sich ein Abnehmer. Was die Großen übrig lassen, das kommt den Kleinen zugute; was die einen verschmähen, das nehmen die anderen mit Begierde auf. Denn jeder Gast hat seinen besonderen Appetit und verlangt seine besondere Speise, der eine aus dem Pflanzenreich, der andere aus dem Tierreich. Was jenen zum Ekel ist, dient diesen zur gedeihlichen Nahrung; während der Zucker dem Kanarienvogel ein Leckerbissen ist, ist er den Enten ein tödliches Gift.

Auch hier gilt es, daß den Kleinen und Gebrechlichen, die nicht selbst nach ihrem Futter gehen können, die Speise zugebracht und in den Mund gereicht wird. Für sie sorgt eine Liebe, welche mächtiger und allumfassender ist, als alle Liebe der Eltern. Die Auster sitzt, gleich manchen anderen ihr ähnlichen Muscheltieren, an ihrem Felsen fest-

gebannt; sie hat weder Augen noch irgend etwas anderes, was zu einem eigentlichen Kopf gehört, nichts als einen Mund, der nach Futter verlangt, und einen Leib, der genährt sein will, und dennoch braucht sie nur ihre Schalen zu öffnen, um bald das zu empfangen, was sie bedarf.

Oder wie soll der Walfisch, der Riese unter den Fischen, sich sättigen, der einen Umfang von 30—40 Fuß und zuweilen eine Länge von 60, ja 70 Fuß erreicht, zumal er nur einen überaus dünnen Schlund besitzt, und nur von kleinen Tieren sich nähren kann? Doch auch er braucht seine Speise nicht weit zu suchen, da das Meer überall von einer Unzahl von Quallen und anderem kleinen Seegetier wimmelt, welches seine Nahrung bildet. Sobald er daher seinen ungeheuren Rachen auftut, der so groß ist, daß er ein Boot mit 8 Mann fassen kann, so strömen mit dem Wasser eine große Menge kleiner Tiere in denselben. Damit er nun dieselben zu sich nehmen könne, sind die Barten seines Oberkiefers mit borstenartigen Fransen und Fasern besetzt, durch welche das eingeschluckte Wasser abläuft, die zur Nahrung dienenden Tierchen aber zurückgehalten werden.

Nicht so leicht wird es den Spritzfischen und Schützen, ihre Lieblingsnahrung, die Insekten, zu erlangen, doch sind sie zum Fang derselben sehr zweckmäßig ausgerüstet. Die Spritzfische (chelmo rostratus und longirostris), welche in der Nähe der Küste bei Java, Mauritius und den Gesellschaftsinseln zu Hause sind, haben einen langen Schnabel, der bei der zweiten Art etwas weniger als den fünften Teil der ganzen Länge des Fisches beträgt. Mit großer Geschicklichkeit schießen sie mittelst dieses merkwürdigen Organs die Insekten von den Gräsern herab, und der fußhoch emporgeschnellte Wasserstrahl des Spritzfisches verfehlt selten sein Ziel. Bei dem Schützen (toxotes jaculator) ist die Schnauze zwar nur kurz und niedergedrückt, doch weiß er sie noch besser zu benutzen. Er kann Wasser mit Sicherheit bis

auf drei Fuß und weiter spritzen, und trifft fast regelmäßig die Insekten, die er sich zur Beute erkoren hat. Er wird im Ganges gefunden, aber auch in den indischen Meeren um die Inseln Borneo, Neuguinea und Java. Wie wunderbar, daß diesen Meerfischen Landinsekten zur Nahrung angewiesen sind, und wie weise sind die Mittel gewählt, um sie in Besitz derselben zu setzen!

Doch auch für die Unbeholfenen, die schlecht zu Fuße oder sonst gehindert sind, sich ihren Lebensunterhalt so leicht wie andere Tiere zu erwerben, ist die Anordnung getroffen, daß ihnen die Hilfe von selbst entgegenkommt. Für sie gibt es Spitäler und Versorgungsplätze, wo ihnen ihr Fortkommen erleichtert wird. Das Faultier ist unten am Boden ein schlechter Fußgänger und müßte, wenn es da seiner Nahrung nachgehen sollte, Hunger und Kummer leiden. So aber sind ihm die dichtbelaubten Bäume, auf denen es mit seinen langen Klauen ganz bequem sich festhalten und herumklettern kann, zum Invalidenhaus angewiesen, worin ihm die Fülle der Blätter, die ihm zur Nahrung dienen, reichlich genug in den Mund wächst. Der Ameisenbär oder Tamandua mag zu seiner Kost weder Baumblätter noch Früchte, er bedarf der Insekten. Aber was sollte aus ihm werden, wenn er jenen behenden Tierlein mit seinen unbeholfenen, langklauigen Füßen nachlaufen müßte? Doch auch für diesen Invaliden sind mitten in der Einöde nicht nur einzelne, sondern gar viele Tische gedeckt, und so reichlich mit Speise bedeckt, daß er nur zulangen darf, um sich mit leichter Mühe satt zu essen. Dies sind die Ameisenhaufen, die er mit seinen langen Klauen aufgräbt, dann seine klebrige Zunge unter das Gewimmel der kleinen streitlustigen Tiere hineinsteckt, und wenn dieselbe nach wenigen Augenblicken ganz dick von Ameisen besetzt ist, sie hineinzieht in den Mund, und den lebendigen Bissen in den Magen hinabschlingt.

Zu den Unbeholfenen gehört unstreitig auch das Chamäleon, welches nicht bloß langsam ist, sondern auch

einen steifen Kopf hat, den es wegen seines kurzen Halses nur äußerst schlecht bewegen kann. Dazu ist es so träge, daß es halbe, ja ganze Tage lang unbeweglich auf einem Aestchen sitzt. Da nun die schnellen Insekten seine Nahrung ausmachen, so möchte es scheinen, als müßte das Chamäleon wohl sehr oft Hunger leiden. Dem ist aber nicht so, sondern es ist ganz vortrefflich befähigt, täglich eine reichliche Mahlzeit zu halten. So steif nämlich sein Kopf ist, um so viel beweglicher sind seine Augen. Denn diese haben die ganz eigene Einrichtung, die sich bei keinem anderen Tiere findet, daß sie gleichzeitig nach verschiedenen Richtungen und zwar sehr schnell bewegt werden können. Es kann also zugleich mit dem einen Auge den Himmel, mit dem anderen die Erde betrachten, kann zugleich vorwärts und rückwärts sehen, und mit einem Blicke alles auffassen, was vor ihm und hinter ihm sich zuträgt, ohne daß es den steifen Kopf zu wenden braucht. Kommt nun ein Insekt herangeflogen, so verfolgt das unbewegliche, lauernde Chamäleon es aufmerksam mit seinen beweglichen Augen, bis der richtige Augenblick erscheint. Dann schnellt es rasch wie der Blitz die lange, runde, klebrige, an der Spitze fast röhrenartig erweiterte Zunge wohl einen halben Fuß weit aus dem Munde heraus — und wehe dem Insekt, welchem diese Begrüßung gilt!

Selbst unter den Vögeln, die doch außer den Füßen auch noch die Flügel zu ihrer Fortbewegung haben, wird je nach Bedürfnis manchen der Erwerb ihres Unterhaltes auf eine recht auffallende Weise erleichtert. Wie bequem ist zum Beispiel dem Reiher, der viel bedarf und nur wenig Geschick hat, sein Fischfang gemacht, wenn sich, sobald er in das Wasser eines Teiches tritt, die kleinen Fische, für welche die natürlichen Aussonderungen dieses Vogels eine Lockspeise sind, scharenweise um seine Füße versammeln und sich dem eßlustigen Gaste von selbst darbieten.

Schon mehr Mühe müssen sich die Seeraben geben, um sich der Fische zu bemächtigen. Die Art, wie sie die-

selben fangen, ist höchst merkwürdig. Fünfzig bis sechzig von ihnen bilden einen Halbkreis; die eine Hälfte taucht unter und die andere bleibt auf der Oberfläche des Wassers, und während sie so, senkrecht übereinander, ihren Zug nach einer Bucht nehmen, und mit Füßen und Flügeln ein Geplätscher verursachen, treiben sie die Fische nach dem Orte hin, wo sie sich ihrer mit Leichtigkeit bemächtigen können.

Einer eigentümlichen Begünstigung genießen auch für ihren Lebensunterhalt die Tiere, welche in der Dämmerung oder bei Nacht auf Nahrung ausgehen. Die Fledermaus hat nur wenig Zeit zu ihrer Jagd, denn die Zeit der langen Winternächte verschläft sie, und im Sommer, wenn sie für sich und ihre Jungen das meiste bedarf, sind die Nächte nur kurz. Aber ihre nächtliche Jagd ist dafür auch viel einträglicher als die der anderen insektenfressenden Tiere, welche am Tage auf Beute ausgehen. Denn in den Zeiten des nächtlichen Dunkels gibt es die fetten, wohlbeleibten Braten der großen Dämmerungs- und Nachtschmetterlinge, sowie der Maikäfer und anderer ähnlicher Käfer. Die Nachteule, deren Revier während des Tages von manchem anderen Raubvogel durchsucht und ausgebeutet ist, kommt freilich erst dann, wenn die anderen Gäste abgespeist und sich nach Hause begeben haben. Dennoch ist auch für diesen späten Gast noch Bedacht genommen und ihm, dessen Blick nicht so weit, wie der des Falken in die Ferne reicht, sind auf den nachbarlichen Feldern und Wiesen die besten, kräftigsten Bissen in solcher Menge aufgespart, daß für ihn die kurze Zeit der Dämmerung zur Sättigung seiner Jungen hinreicht. Denn gerade dann, bei Anbruch der Nacht und beim Grauen des Tages, oder bei Mondlicht, geht das zarteste Wildpret der Auen, das Heer der Fledermäuse, aus seinem Bau hervor auf die Weide, und wird dem Käuzlein zur leichten Beute, während der große Schuhu mit gleichem Glücke auf die Jagd der wilden Kaninchen und Hasen, ja selbst der jungen Rehe ausgeht.

So ist für jeden Gast sein besonderer Tisch und seine besondere Essenszeit bestimmt. Während die langhalsige Giraffe ihr reichliches Futter in der Höhe an den Blättern und Zweigen der Akazienbäume findet, nährt sich die zarte, flüchtige Gazelle von den Kräutern, welche nebenan unten am Boden wachsen. Für diese grünen die saftigen Blätter der hochwüchsigen Bäume vergebens, sie kann sie nicht erreichen; für die Giraffe dagegen wäre das Niederbücken zum Graswuchs des Bodens eine fast unerträgliche Last, während ihrem hochgestellten Kopfe, der bis in das Laubdach der Bäume hineinragt, auch noch die lange Zunge zu Hilfe kommt, mit welcher das Tier, wie mit einer ausgestreckten Hand, die höheren Zweige zum Munde herabzieht. Wie ungestört von anderen Gästen nimmt der Schneeammer seine Mahlzeit zu sich, wenn er, dem Rufe seines Triebes folgend, im Sommer hinwegzieht zu den Meeresklippen der fernen Polargegend, auf denen in der Zeit des dortigen kurzen Sommers ein Hirsegras grünt, blüht und seine Körner zur Reife bringt, für welches die Scharen der Schneeammer fast die einzigen Abnehmer ihrer Klasse sind. Wenn den Kreuzschnabel sein Instinkt mitten im Winter von ferne her in die heimatlichen Fichtenwälder führt, wo jetzt die Samen in den Schuppen der Tannen- oder Fichtenzapfen zur Reife gekommen sind, dann ist er auch in solcher Jahreszeit fast der einzige Kostgänger an seiner Tafel.

Nicht nur der Mensch, auch das Tier macht sich sein Leben hin und wieder dadurch bequem, daß es andere Tiere für sich arbeiten und sammeln läßt. Die Herden der Blattläuse sitzen an der zarten Rinde, an den Blättern und Blütenhüllen mancher Pflanzen wie auf einer grünen Weide, und saugen so emsig, daß ihr zarter Körper, gleich dem Euter der Milchkühe auf einer Frühlingswiese, von Säften anschwillt. Diese Ueberfülle kommt dann den Ameisen bei der Ernährung ihrer Brut wohl zu statten. Diese berühren leise mit ihren Mundtastern

die beiden Röhrchen, welche am Rückenende der Blattläuse sitzen, und alsbald ergießt sich die nährende Flüssigkeit in den Mund der Sammlerinnen und wird von diesen den hungernden Pflegekindern überbracht. Auch unter den Vögeln, die sich vom Fleisch der Fische nähren, gibt es solche, welche sich mit dem Fange nur wenig abgeben, sondern dieses Geschäft anderen Wasservögeln überlassen, denen sie die gewonnene Beute, selbst wenn diese schon in den Kropf eingebracht war, wieder abzwingen. So macht es z. B. die Raubmöve. Diese verfolgt die anderen Möven und Wasservögel so lange, bis sie die gefangenen Fische fallen lassen oder die schon verschluckten von sich geben, welche sie dann aus der Luft schnappt.

Doch das Merkwürdigste dieser Art ist wohl der Instinkt des südafrikanischen Honigkuckucks, der sogar den Menschen zu Hilfe nimmt, um sich durch diesen die verborgenen Schatzkammern der wilden Bienenschwärme eröffnen zu lassen. Honig und Bieneneier sind seine liebste Speise, die er sich jedoch nicht selbst verschaffen kann. Derselbe entdeckt die Bienenstöcke den Menschen, denn er scheint zu wissen, daß beim Plündern der Bienennester etwas abfällt, das ihm zukommt, oder daß man mit Fleiß etwas, als eine Belohnung für seinen geleisteten Dienst, übrig läßt. Professor Sparrmann, der ihn am Kap beobachtete, sagt: „Die Art, wie dieser Vogel seine Verräterei bewerkstelligt, setzt viele Ueberlegung voraus und ist bewunderungswürdig. Morgens und abends scheint seine vornehmste Essenszeit zu sein, wenigstens zeigt er alsdann den meisten Eifer, mit seiner schnarrenden Stimme die Aufmerksamkeit des Menschen rege zu machen. Man nähert sich sodann dem Vogel, der unter fortgesetztem Rufe dem Striche, in welchem der nächste Bienenschwarm sich aufhält, allmählich nachfliegt. Man folgt ihm und nimmt sich in acht, nicht durch Geräusch oder zahlreiche Gesellschaft seinen Wegweiser scheu zu machen, sondern antwortet ihm lieber dann und wann mit leisem und gelindem

Pfeifen, zum Zeichen, daß man mitgeht. Ich habe bemerkt, daß, wenn das Bienennest noch weit weg war, der Vogel jedesmal nur nach einem langen Fluge Halt machte, um indessen den Bienenjäger zu erwarten und von neuem aufzufordern; in eben dem Verhältnisse aber, als er dem Neste näher kam, zwischendurch immer eine kürzere Strecke flog und sein Geschrei eifriger und öfters erneuerte. Wenn er endlich beim Neste angekommen ist, es mag nun in der Kluft eines Berges, oder in einem hohlen Baume, oder in einem unterirdischen Gange gebaut sein, so schwebt er einige Augenblicke über demselben und setzt sich dann gewöhnlich in einem benachbarten Baume oder Busche so, daß er nicht gesehen werden kann. Man kann allemal versichert sein, daß ein Bienennest sehr nahe ist, wenn der Vogel ganz stille schweigt. Wenn man nun nach Anweisung des Vogels das Bienennest gefunden hat, pflegt man ihm aus Erkenntlichkeit einen ansehnlichen Teil der schlechten Scheiben, worin die junge Brut sitzt, zu überlassen, welche für ihn die delikatesten zu sein scheinen."

Wie erfinderisch ist doch alles eingerichtet, um den Geschmack und Appetit aller der Kostgänger zu befriedigen, welche im großen Gasthaus der Natur täglich zu Tische gehen, und wovon jeder seine besondere Speise verlangt. Man bedenke, daß wir allein von den Insekten an die hunderttausend Arten kennen. Und alle diese Millionen von hungrigen Geschöpfen werden täglich, reichlich, mit Wohlgefallen gesättigt und ernährt. Es muß deshalb einen weisen, gütigen und allmächtigen Ernährer geben, der beständig sorgt, wirkt und wacht, um das, was er geschaffen hat, auch zu erhalten und vor dem Untergange zu bewahren.

II.

Schutzmittel der Tiere.

Viele Tiere sind durch die Schärfe ihrer Sinne, womit sie ihre Feinde wahrnehmen, und durch die Schnellig-

keit, womit sie sich fortbewegen können, in den Stand gesetzt, sich den Angriffen derselben zu entziehen. Anderen sind andere Schutzmittel verliehen.

Der Bernhardiner-Krebs (pagurus Bernhardus), mit seinem nackten, weichen, sonst völlig schutzlosen Hinterleib, versteckt sich in leere Schneckenhäuser. Ein paar Haftorgane am Ende desselben dienen zur Befestigung. Er hat nämlich zwei Fußpaare und Endfasern, womit er sich darin festhält. So schleppt das Tier sich mit dem fremden Gehäuse herum, als wenn es ihm angewachsen wäre. Seine rechte Schere ist beträchtlich größer als die andere und paßt jedesmal genau in die Mündung des von ihm gewählten Gehäuses, so daß, wenn er, einen Angriff fürchtend, sich in dasselbe zurückzieht, sie ihm vollkommen dieselben Dienste leistet wie der Deckel, womit der ursprüngliche Besitzer seine Festung verschloß. So finden wir in der ganzen Einrichtung dieses Krebses eine wunderbare Beziehung zu dem Schneckengehäuse, dem er seine Erhaltung verdankt. Die Schnecke und der Krebs sind offenbar derselben schöpferischen Idee entsprungen; denn nie hätte der blinde Zufall ein so merkwürdiges Verhältnis zwischen zwei ganz verschiedenen Klassen angehörigen Tieren hervorbringen können! Hier sehen wir aufs deutlichste, wie im großen Uhrwerke der Schöpfung ein Rad in das andere greift, so daß die einzelnen Teile zu einem harmonischen Ganzen sich fügen, dessen Zeiger unveränderlich auf Gott, als seinen Urheber, hinweist.

Sowie der Schildkröte sich etwas Verdächtiges nähert, verbirgt sie sich unter ihrer festen Schale, und setzt überall dem Angriff den passiven Widerstand eines für Zahn und Klaue undurchdringlichen Panzers entgegen. Das Stachelschwein läßt sich gar nicht in einen Kampf mit einem Feinde ein. Es rollt sich zusammen, richtet seine Stacheln hoch auf und liegt ruhig wie im Bewußtsein, daß kein Tier ihm etwas anhaben kann. Aehnlich macht es auch der Stacheligel. Wird das kugelförmige

Gürteltier angegriffen, so rollt es sich wie ein Igel zusammen, zieht seinen Kopf unter das Schild und kugelt sich durch seine starken Hautmuskeln so vollkommen, daß der kräftigste Mann den knochenartigen Panzer des kleinen Tieres kaum öffnen kann. Befindet es sich am Rande eines Abgrundes, wenn es von einem Jäger überfallen wird, so kugelt es ohne Schaden herunter und entflieht. Das afrikanische langschwänzige Schuppentier oder Phatagia wird unaufhörlich vom Panther verfolgt, der es ohne Mühe erreicht, da es bei weitem nicht so schnell läuft. Es flieht zwar, da es aber bald eingeholt wird, und weder seine Klauen noch sein Maul ihm eine Waffe gegen diesen übermächtigen Feind gewähren, so kugelt es sich zusammen und schlägt den Schwanz unter den Bauch, so daß es überall die Spitzen seiner Schuppen nach außen kehrt. Der Panther wälzt es mit seinen Klauen hin und her, sticht sich aber, sobald er näher zugreift, und ist endlich, nach vergeblicher Mühe, gezwungen, es in Ruhe zu lassen. Das ceylonische Pangulin erwehrt sich seiner Feinde auf dieselbe Weise.

Manche Insekten stellen sich tot, um ihren Feinden zu entgehen. Die Larve des Hydrophilus piceus wird bei der Berührung plötzlich weich und schlaff, als ob sie längst zu leben aufgehört hätte. Die Bupresten und eine Menge Curculioniten, die auf den Blättern sich aufhalten, warten die Berührung nicht einmal ab, sondern suchen ihr dadurch zuvorzukommen, daß sie sich auf die Erde fallen lassen, wo sie starr und bewegungslos liegen bleiben. Berührt man den Roßkäfer im Kriechen, so macht er Halt und streckt die Beine aus, so steif, als ob sie von Eisendraht gemacht wären, während die Chrysen sich igelartig in eine Kugel zusammenrollen. Wunderbar ist die Beharrlichkeit des sich tot stellenden Anobium, dem Fabricius mit Recht den Namen pertinax oder halsstarrig gegeben hat. Man mag es verstümmeln, ihm ein Glied nach dem anderen ausreißen, es lebend

über einem gelinden Feuer braten, und doch wird es sich nicht rühren, durch kein Zeichen verraten, daß es Schmerz fühlt und seine Erstarrung nur eine willkürliche ist. Einige Insekten werfen sich in eine drohende Stellung und suchen auf diese Weise ihre Feinde zu verscheuchen. Wenn die große Raupe des bombyx regalis, welche die Amerikaner den gehörnten Teufel nennen, gestört wird, so richtet sie sich auf den Hinterbeinen auf und bewegt den Kopf von einer Seite zur anderen, als ob sie den Feind mit einem Angriff bedrohte.

Ein noch wirksameres Schutzmittel sind die oft noch mit Widerhäkchen versehenen Haare oder Stacheln, womit manche Insekten, und namentlich Raupen, versehen sind. Andere Insekten sondern eine schaum- oder speichelartige Flüssigkeit aus, in welche sie sich einbetten und dadurch manchen Feinden unsichtbar werden. Den Wespen und Bienen dient ihr Stachel zur Verteidigung. Höchst merkwürdig ist die Verteidigungsweise des Bombardierkäfers (brachinus crepitans). Wird er verfolgt, so hört man einen schwachen Knall, und ein blauer, übelriechender Dunst, den er seinem Feinde entgegenschießt, gebietet demselben Halt. Nicht minder merkwürdig ist der Verteidigungsapparat der Larve von bombyx vinula. Aus einer Spalte im Halse tritt nämlich nach Willkür eine seitlich zweispaltige krausenartig durchlöcherte Spritze hervor, aus welcher die Raupe ziemlich weit eine Flüssigkeit schleudert. Viele kleine Wasserkäfer bedecken sich mit Schlamm, um dadurch der Aufmerksamkeit der Raubkäfer zu entgehen. Einige nackte Raupen sind mit Spinnorganen ausgerüstet, mittelst welcher sie sich eine Umkleidung weben, welche sie gegen manche Angriffe schützt. Andere wickeln sich in Blätter ein, welche sie zusammenrollen und mit seidenen Fäden befestigen.

Der Marder, der Iltis, der Stinkdachs verscheuchen manchen Feind durch die Absonderung übelriechender Säfte. Doch allen tut es der Skunk zuvor, der seinen

Namen Stinktier mit Recht trägt. Derselbe spritzt seine entsetzliche Ladung wohl fünf Fuß weit. Der Gestank ist so überwältigend, daß Menschen und Tiere, selbst der Jaguar, zurückweichen und ihn laufen lassen. Fällt ein einziger Tropfen auf ein Kleid, so muß man es ablegen. Ein Hund, welcher acht Tage vorher bespritzt, aber mehr als zwanzigmal abgeseift und mit Sand gerieben war, verpestete eine Hütte dermaßen, daß man es nicht mehr darin aushalten konnte. „Der Geruch", sagt Darwin, „soll mehr als eine englische Meile weit wahrgenommen werden, und mehr als einmal, als wir in den Hafen von Montevideo einliefen und der Wind vom Lande kam, nahmen wir den Geruch am Bord des Beagle wahr." Es ist gewiß, daß jedes Tier gern dem Skunk ausweicht. — Der Fuchs weiß sich der ihn jagenden Hunde sehr wohl dadurch zu erwehren, daß er seinen Schwanz mit seinem beißenden Harn benetzt und diesen den Hunden in die Augen spritzt. Der Tintenfisch spritzt einen schwarzen Saft ins Wasser, wenn er verfolgt wird, und trübt dasselbe so, daß der Verfolger ihn nicht mehr sieht.

Droht dem Fliegfische (exocoetus volitans) Gefahr, so erhebt er sich vermittelst seiner außerordentlich großen Brustflossen in die Luft, schießt wie ein Pfeil oft über hundert Schritt weit über das Wasser weg und entgeht auf diese Weise dem gierigen Zahn des hungrigen Boniten oder des raubsüchtigen Delphins.

Die verwilderten Rinder der amerikanischen Llanos (Grassteppen) sind einzeln zu schwach, um dem blutdürstigen Jaguar zu widerstehen. Doch wird eine Herde plötzlich von diesem Könige der Wildnis überfallen, so ordnet sie sich kreisförmig, die wehrlosen Kälber in die Mitte drängend und die stärkeren nach außen, die dann mit ihren Hörnern dem Angriff die Spitze bieten. Werden die wilden Pferde von Raubtieren angegriffen, so vereinigen sie sich sofort zu einer Verteidigungsgesellschaft, schließen zu diesem Zwecke einen Kreis, indem sie sich alle mit den Köpfen

aneinander stellen und einen Ring bilden, in dessen innerem Raume Kopf an Kopf sich befindet, und dessen Außenseite von den Hinterteilen der Pferde gebildet wird, so daß die Hinterbeine, die Hauptverteidigungswaffe der Pferde, rings herum eine Waffenmauer bilden, die so leicht kein Raubtier durchbrechen kann. Wenn die Pferde, die den Kopf zwischen den Vorderbeinen halten, um die Feinde beobachten zu können, bemerken, daß ein Pferd trotzdem den Raubtieren zum Opfer gefallen ist, so schließen sie sofort wieder den Kreis und füllen die Lücke, die dadurch entstanden ist, aus.

Zu größerer Vorsicht stellen einige der geselligen Tiere, deren Hauptverteidigungsmittel in ihrer Schnelligkeit besteht, eine Wache aus, die mit gespannter Aufmerksamkeit für die Sicherheit der ihr unbedingt vertrauenden Herde sorgt. So die Vicunnas, Affen, Alpenmurmeltiere, Walrosse, Gemsen ꝛc. Wenn die Gemsen truppweise lagern, weidet in einiger Entfernung ein Weibchen allein, sieht sich jeden Augenblick um und streckt witternd die Nase in die Luft, während die übrigen weiden oder spielen und sich nach Art der Ziegen mit den Hörnern stoßen. Ahnt die Wache Gefahr, so pfeift sie hell auf, und die übrigen fliehen ihr, und zwar nie trabend, sondern immer im Galopp nach.

Auch manche Affen lassen sich bewachen, während sie die Fruchtfelder plündern. So richten am Kap der guten Hoffnung die schwarzen Paviane großen Schaden an, indem sie oft zu mehreren Hunderten kommen, um alles, was sie können, wegzuschleppen. Während rings um den Garten Wachen aufgestellt sind, stellen sich die anderen in gerader Linie etwa zehn Fuß voneinander auf, so daß einer dem anderen das abgerissene Obst zuwerfen kann. So wandern die Früchte von Hand zu Hand, bis sie endlich auf dem Gipfel eines Berges in Sicherheit gebracht sind. Kommt eher ein Störer dazu, so läßt die Schildwache einen lauten, gellenden Schrei ertönen, worauf

alle in rasender Eile davonlaufen, ohne sich weiter nach den Früchten umzusehen. — Wenn die Walrosse schlafen, ist stets eines auf der Lauer, das beim Herannahen der Gefahr für seine eigene Rettung sorgt. Da sie aber wie Schweine aufeinander liegen, so teilt sich der Anstoß sofort der ganzen Herde mit, und alsbald stürzen alle zusammen kopfüber ins Meer. — Man hat diese Vorsicht auch bei Vögeln beobachtet. Während die Kraniche weiden oder schlafen, sind Wachen ausgestellt, welche sogleich mit lautem Geschrei auffliegen, sobald sich ihnen etwas Verdächtiges und Gefährliches zeigt.

Einen ganz eigentümlichen Schutz findet das Rhinozeros in der Gesellschaft eines Vogels, des Madenhackers, der sich ihm gerne an die Ohren setzt, um die Oestruslarven aus der Haut zu fressen. Bekanntlich ist das Gesicht des unförmlichen Tieres nur schwach, und durch das vor den Augen stehende Horn noch mehr beschränkt, so daß der Jäger, wenn er gegen den Wind geht, sich ihm unbemerkt bis auf wenige Schritte nähern kann. Aber der Madenhacker sieht um so besser, fliegt frühzeitig auf, sowie er etwas Verdächtiges heranschleichen sieht, und lenkt durch seinen Schrei die Aufmerksamkeit des blödsichtigen Tiers auf die drohende Gefahr. Die afrikanischen Büffel haben ihren Schutzgeist im textor erythrorynchus. Wenn sie ruhig weiden, hüpft der Vogel auf dem Boden herum oder sitzt auf dem Rücken seines Freundes und liest ihm Insekten herab. Doch bei Annäherung der Gefahr fliegt er empor und warnt so den Büffel vor lauernden Feinden. Selbst das von allen gehaßte Krokodil hat einen Freund, nur der windschnelle Uferrenner lebt in Frieden mit ihm, weshalb man das Vögelchen Krokodilwächter nennt. Der bunte Vogel, von der Größe einer Wachtel, klettert auf dem Rücken des schlafenden Krokodils behend umher und liest ihm das Ungeziefer ab, besonders Egel und Wasserinsekten, und schreit laut auf, wenn er einen Menschen sieht; dadurch weckt er das Krokodil auf, welches dann schnell die Flucht ergreift.

Eine in ihrer Art einzige Erscheinung! Damit jene unförmlichen Tiere ihren Feinden nicht erliegen, ist diesen Vögeln, die einer ganz anderen Klasse angehören, der Instinkt gegeben, sie zu bewachen und durch bestimmte Zeichen sie vor Gefahr zu warnen. Dieser Instinkt liegt sonst gar nicht in der Natur der Vögel; er ist ihnen offenbar zum Besten ihrer Schützlinge anerschaffen. Hier tritt uns aufs klarste eine berechnende Absichtlichkeit, ein zweckmäßiges Handeln entgegen, was nur das Werk eines unendlichen Geistes sein kann, der die ganze Natur nach einheitlichem Plane geordnet und die besten Mittel zur Erhaltung der einzelnen Arten gewählt hat.

Etwas ähnliches findet sich unter den Angehörigen einer und derselben Klasse. Die kleinen Affenarten der tropischen südamerikanischen Waldungen suchen gern die schützende Gesellschaft ihrer stärkeren Brüder, und finden in deren freundlichem Beistand einen Ersatz für ihre eigene Schwäche. Die niedlichen Saimivis lieben es sehr, sich von den größeren Affen herumtragen zu lassen, und klammern sich fest an ihren Rücken. In der ersten Zeit ist der Saimivi sehr mißtrauisch, bald aber wird das Verhältnis so innig, daß der Starke, wenn er eine Gefahr im Anzuge merkt, seinen schwächeren Freund durch einen kleinen Schrei herbeiruft.

Es ließen sich noch unzählige Beweise anführen, wie zweckmäßig für den Schutz der Tierarten gesorgt ist, teils durch den ihnen anerschaffenen Instinkt, teils durch andere Mittel. Das alles sind ebenso viele Beweise für das Dasein eines Gottes, der dadurch die Erhaltung seiner Geschöpfe beabsichtigt und bewirkt.

III.

Erhaltung der Tiere.

Wie weise sind doch die Mittel gewählt, welche Gott gebraucht, um dadurch seine gütigen Absichten zu erreichen

und ganze Tiergattungen vor dem Untergange zu bewahren! Es ließe sich hierüber unendlich viel sagen, doch wollen wir nur auf folgendes hinweisen.

Was würde aus dem langsamen Murmeltier der Alpen, welches im Sommer mit dem kleinen Nahrungsfelde in der Umgebung seiner Höhle sich begnügt, während des Winters werden, wo alle Kräuter des Hochgebirges weit und breit unter einem dichten Schneemantel verschwinden, wenn nicht die gütige Vorsehung das Tier durch einen tiefen lethargischen Schlaf vor Hunger und Feinden schützte, denen es auf seinen Wanderungen unfehlbar erlegen wäre? Schon im Herbste fängt es an, sich seine Winterwohnung zu graben, in welche, sowie die Schneestürme eintreten, es mit seiner ganzen Familie sich zurückzieht, die Mündung mit Heu, Erde und Steinen von innen verstopft, und dann in der tiefen, backofenförmigen Höhle zur langen Ruhe sich hinlegt. So liegen die Tiere in ihren warmen, tiefen Höhlen, in weichem Heu gebettet, von Oktober bis Ende April, wo die warme Frühlingssonne sie erweckt.

Der Winterschlaf findet sich auch bei den Fledermäusen, Igeln ꝛc. Einige schlafen bis zum Frühling, andere, wie der Bär, erwachen zuzeiten. Diesen Tieren ist die Einrichtung gegeben, daß sie im eigenen Körper eine Art Speicher anlegen. Sie nehmen nämlich im Sommer eine solche Menge Nahrung zu sich, daß sich dadurch in ihrem Körper viel Fettvorrat ansammelt. Sie legen sich deshalb außerordentlich fett zu Bette, und stehen vollständig abgemagert wieder auf. Dieser Winterschlaf ist eine Art von Erstarrung. Das Leben sinkt auf eine bewunderungswürdige Weise zu einem dürftigen Pflanzendasein herab, fast gänzlich verlöschend. Das Atmen ist so langsam, daß in Zeit von sechs Monaten das schlafende Murmeltier nicht einmal so viel Atemzüge tut wie im wachen Zustande in zwei Tagen. Kaum bemerkt man den Herzschlag, das Blut zirkuliert äußerst langsam, die Wärme sinkt auf

7 bis 8 Grad, die Glieder sind steif, gegen Verletzungen fast ganz unempfindlich. Da die Verdauung sehr gering ist, so reicht das Fett, mit dem sie sich hinlegen, vollkommen hin, um das Lebenslicht spärlich zu erhalten.

Wie wunderbar! Diese Tiere entschlummern in ihren Höhlen, wenn draußen ihre Nahrung ausgeht; sie erwachen genau zu der Zeit, wenn draußen ihre Nahrung sich wieder einstellt! Wie deutlich tritt uns hier eine gütige Vorsehung entgegen, die alles berechnet und allen Mangel stillt!

IV.

Instinkt der Tiere.

1. Jedes Tier kennt sein Element.

Legt man einem Huhn Enteneier unter und läßt sie von demselben ausbrüten, so ist es ein höchst überraschender Anblick, zu sehen, wie die jungen Entchen ihrer Stiefmutter folgen und gehorchen, und wie sie mit der kindlichsten Anhänglichkeit ihrer Pflegemutter anhangen. Aber wenn die Pflegemutter sie in die Nähe eines Wassers bringt, eilen die Enten mit voller Zuversicht hin, um sich im Wasser zu baden und auf demselben umherzuschwimmen, und achten weder auf das Rufen noch auf die Angst der Pflegerin, die am Ufer ängstlich umherläuft und mit kläglicher Stimme sie auf das Trockene lockt.

Wenn die Jungen der Seeschildkröte in dem Bette des Sandes, das ihre Geburtsstätte war, aus dem Ei gekrochen sind, dann eilen sie sogleich in gerader Richtung auf das Meer zu. Man mag sie während dieses Laufes drehen und wenden, wie man will, kann sie hinter Mauern und Sandhügel verstecken, die ihnen den geraden Weg abschneiden, immer wenden sie sich wieder der Richtung nach dem Meere zu. Umgekehrt verhält es sich mit den Landkrabben. Diese Tiere leben meist in feuchten Erdlöchern im waldigen Gebirge, ziehen jedoch im Frühjahr in un-

geheuren Schwärmen zum Meere, um ihre Eier der Brütkraft des durchwärmten Strandes anzuvertrauen. Einige Wochen später verläßt die junge Brut millionenweise das Meeresufer, um nach dem kühleren feuchten Bergwald zu wandern.

Der Lachs wird weit von den Mündungen der großen Ströme und von der Meeresküste in dem frischen Süßwasser der Bäche und Flüsse, in der Nähe ihrer Quellen geboren. Dort findet er, wenn er aus dem Ei hervorgeht, für die erste Zeit seines Lebens das zuträglichste Element und die passendste Nahrung. Sobald er aber etwas größer wird und erstarkt, verläßt er diesen Geburtsort, schwimmt stromabwärts und geht an der Seeküste, sowie tiefer im Meere seinem räuberischen Gewerbe, dem Fange anderer Wassertiere, nach.

Auch für diesen rätselhaften Trieb gibt es nur eine vernünftige Erklärung, nämlich: es ist ein Gott, der denselben den Tieren zu ihrer Erhaltung eingepflanzt hat.

2. Wahl der Nahrungsmittel.

Die Tiere sind mit einem besonderen Erkennen aller der Speisen begabt, die für sie förderlich sind, und ein eigener Trieb hält sie ab, schädliche Speisen zu sich zu nehmen. Was der Mensch selbst beim aufmerksamsten Beobachten seiner Natur und nach mannigfachen Erfahrungen nicht entschieden gewahr wird, das ist jedem Tiere ohne weiteres gegeben. Der Mensch genießt mannigfache Speisen, von denen es zweifelhaft ist, ob sie ihm dienlich sind; beim Tiere kommt dieses nicht vor, und noch weniger kann man sagen, daß irgend ein Tier im Naturzustande im Verzehren von Speisen so unmäßig ist, sich Krankheiten durch Zuvielessen zuzuziehen.

Dieser Instinkt der Tiere erstreckt sich nicht auf die Nahrungsmittel allein, sondern auch auf alle Dinge, die sie zum Lebensunterhalt bedürfen, und die man nicht als Speisen bezeichnen kann. Es ist bekannt, wie sehr die

Tauben es lieben, den Kalk von den Wänden abzueſſen, wieviel Sand die Hühner mit ihren Körnern mit verzehren. Dieſe Stoffe, die zur Erhaltung der Knochen und zur Bildung der Eierſchalen dieſer Tiere notwendig ſind, werden alſo, obwohl ſie keine eigentlichen Nahrungsmittel ſind, von denſelben aufgeſucht und verzehrt, und es leitet ſie hierbei ein Inſtinkt, der in der ganzen Tierwelt allgemein herrſchend iſt.

Der Widerwille der Tiere gegen ihnen ſchädliche Speiſen iſt ſo groß, daß viele von ihnen lieber verhungern, ehe ſie Speiſen genießen, zu denen ſie keine Neigung haben. Auch in einer dem Tiere neuen Landesnatur weiß das Schaf, wie die Ziege, das geſunde Futter alsbald zu finden und das giftige zu meiden. Der Affe gräbt Wurzeln, die er noch niemals genoſſen, durch den Geruch geleitet, aus, und läßt ſich niemals durch das unſchädliche Ausſehen einer giftigen zum Genuß derſelben verlocken. Die Kühe von europäiſcher Abkunft, welche ein amerikaniſcher Koloniſt mit ſich in ſein neues Beſitztum genommen, waren im erſten Winter, auf deſſen längere Dauer man ſich nicht vorgeſehen hatte, in großer Gefahr zu verhungern, und glichen bereits nur lebenden Gerippen. Man hatte an ihnen bemerkt, daß ſie, ſo oft die Stalltür geöffnet wurde, ihre Köpfe alle nach einer Gegend hinrichteten und mit lautem Gebrüll ihr tieriſches Verlangen zu erkennen gaben. Endlich ließ man ſie von den Ketten los und verſtattete ihnen das Hinauslaufen ins Freie, obwohl weder auf Feldern, noch auf Wieſen, noch im Wald ein genießbares Grün unter der Schneedecke hervortrat. Alsbald rannten die hungernden Tiere in unaufhaltſamer Eile hinab nach dem Tale, wo im ſumpfigen Grunde am Ufer des Fluſſes ein Gewächs ſtand, in welchem keiner der Koloniſten ein Futterkraut erkannt hätte, denn es glich vollkommen unſerem Schachtelhalm, von deſſen Art es auch wirklich war. Die Kühe aber, durch ihren Inſtinkt ſicherer geleitet als der Menſch durch ſeinen vergleichenden

und berechnenden Verstand, fraßen begierig von dem Gewächs und kamen durch den fortgesetzten Genuß desselben bald wieder zu Fleisch und Kräften.

Ein Hühnchen, das nicht von der Henne, sondern von der Lampenwärme eines kleinen künstlichen Brütofens ausgebrütet war, erblickte, als es soeben sich aus der Schale des Eies herausgearbeitet hatte, eine Spinne, sprang sogleich zu ihr hin und ergriff dieselbe so geschickt, als wenn es schon lange im Insektenfang geübt wäre. Wenn man dagegen einem Hühnchen ein giftiges Tier, z. B. eine Kartoffelwanze (auch Koloradokäfer genannt) vorwirft, so ist alles Locken vergeblich. Erstaunt betrachtet es dieselbe zuerst und entfernt sich dann voll Abscheu.

Man glaubt, daß einige Tiere Arzneikräuter kennen und gebrauchen, wenn sie von giftigen Schlangen gebissen sind. Ein Offizier, der in Ostindien einen Kampf zwischen einem Mungus oder Ichneumon und einer Cobra di Capello, die zu den allergiftigsten Schlangen gehört, betrachtete, erzählt, daß das Ichneumon, sobald es gebissen wurde, „wie ein Pfeil fortschoß, wahrscheinlich um die uns noch unbekannte Pflanze zu suchen, deren Saft man für sein Gegengift hält gegen den Schlangenbiß, und dann mit frischer Kraft zu dem Angriffe zurückkehrte".

Fast unglaublich scheint es, daß der Beutelkrebs die Kokosnüsse zu seinem täglichen Brote gewählt hat. Allein nicht umsonst sind bei ihm außer den sehr starken und schweren Scheren, womit das vordere Beinpaar bewaffnet ist, auch noch die Hinterbeine mit sehr kurzen und schwachen Scheren versehen. Diese große Krebsart, die am sandigen Strande der von Kokospalmen umgürteten Inseln des indischen Ozeans tiefe Erdlöcher gräbt, nährt sich vorzüglich von den Nüssen dieses herrlichen Baumes. Auf den ersten Anblick sollte man es für ganz unmöglich halten, daß ein Krebs eine mit einer so harten, festen Schale bedeckte Frucht öffnen könnte; aber man hat die Operation oft beobachtet. Das Tier fängt damit an, eine

Faser nach der anderen abzustreifen, und zwar immer an dem Ende, unter welchem die drei Augenlöcher der Nuß liegen. Wenn es damit fertig ist, so fängt es an, mit den schweren Scheren auf eines der Löcher zu hämmern, bis es eine größere Oeffnung geschlagen hat. Dann dreht es sich herum und zieht mit Hilfe der hinteren schmalen Scheren den albuminösen Kern heraus, um ihn zu fressen.

Bei diesem Verfahren weiß man nicht, was man am meisten bewundern soll: die meisterhafte Anpassung des Körperbaues für den besonderen Zweck oder den erstaunlichen Trieb des Krebses! Woher weiß er, daß nach mühevoller Arbeit ein süßer Lohn seine Anstrengungen lohnen wird, und auf welcher Seite der Nuß sich die Löcher befinden, die zum verborgenen Schatze führen? Wodurch endlich ist diese eigentlich für das Wasser geschaffene Tierart, wenn man so sagen darf, zuerst auf den Gedanken gekommen, eine Kokosnuß zu öffnen? Hier sehen wir offenbar das Walten der höchsten Weisheit! Hier leuchtet sie uns auf das hellste entgegen!

3. Sammeltrieb.

Rätselhaft ist der Trieb vieler Tiere, für den Winter Speisen zu sammeln und aufzubewahren. Zu den bekanntesten Tieren dieser Art gehört das Eichhörnchen. Mit einer Lebendigkeit ohnegleichen ist dies Tierchen im Herbste damit beschäftigt, Nüsse und Eicheln in hohlen Bäumen aufzusammeln. Meist begnügt es sich nicht mit einem einzigen Magazin, indem dies durch einen Unfall oder durch die Raubgier eines Feindes leicht verloren gehen kann. Es legt daher mehrere Magazine an verschiedenen Orten an, und obwohl die Landschaft im Winter sehr verändert ist in ihrem Aussehen gegen die Landschaft in der Herbstzeit, weiß es doch mit großer Sicherheit die Notmagazine aufzufinden, sobald es seine Zuflucht zu denselben nehmen muß. Als man einst eine solche Speisekammer untersuchte, fand man darin an Nüssen fünf Peck

und zwei Quart. Der Proviant bestand größtenteils aus Hickory-Nüssen, einigen Eicheln, Wall- und Butternüssen. Und was das Merkwürdigste bei der Sache war — es befand sich auch nicht eine einzige taube Nuß darunter. Es ist gewiß bewunderungswert, mit welchem Scharfsinn diese kleinen Tierchen begabt sind.

Sprichwörtlich ist der Eifer des Hamsters im Einsammeln von Speisen. Dies kleine Tierchen gräbt sich seine Wohnung unter der Erde aus, nämlich eine Reihe von Höhlen, die mit großer Zierlichkeit rund gewölbt und untereinander durch einen schmalen Gang verbunden sind. Eine dieser Zellen enthält ein Bett von trockenen Kräutern und ist die eigentliche Wohnung des Hamsters. Die anderen Höhlen dienen als Vorratskammern und enthalten stets so viel, daß das Tier die längsten Winter des Nordens überdauert. Wie gut der Hamster sich versorgt, sieht man daraus, daß seine Vorratskammern oft einen halben Scheffel Korn enthalten.

Noch auffallender verfährt die Hasenmaus, ein Nagetier, unserem Kaninchen ähnlich, das in Sibirien heimisch ist. Sie sammelt sich nicht nur die Kräuter zu ihrer Nahrung für den Winter, sondern läßt sie auch in der Sonne dörren, gerade so wie es die Bauern mit dem Heu machen, und bringt sie dann in eine Art Schober zusammen, wo sie vor Regen und Schnee bewahrt bleiben. Zuletzt gräbt die Hasenmaus Gänge von jedem Schober bis nach ihrer Wohnung, so daß sie im Winter ihre Speisemagazine mit großer Bequemlichkeit besuchen kann.

Durch ihren Sammeltrieb wird die sibirische Wurzelmaus eine Wohltäterin der Menschen. Sie findet sich vom Obi bis nach Kamtschatka in allen Ebenen und legt unter der Erde große Vorratskammern an, die sie mit sauber gereinigten Wurzeln anfüllt. Man kann kaum begreifen, wie ein paar so kleine Tiere, denn gewöhnlich tun sich zwei für den Winter zusammen, eine solche Menge Wurzeln aus dem zähen Rasen hervorgraben und zu-

sammentragen können. Man findet oft acht bis zehn Pfund in einer Kammer, und gewöhnlich sind deren drei, vier bei einem Nest. Sie holen sie oft ziemlich weit davon entfernt, machen Grübchen in dem Rasen, reißen die Wurzeln aus, reinigen sie auf der Stelle und ziehen sie rücklings nach dem Nest, wohin sie eine Menge Pfade haben. Nirgends wird die Industrie dieser Tiere dem Menschen so nützlich, wie im östlichen Sibirien, wo die wilden Völker keinen Ackerbau treiben. Besonders sind die Tungusen darauf aus, und haben an dem Wurzelvorrat, den sie den Feldmäusen abnehmen, den ganzen Winter zu essen. Im Herbste, wenn die emsigen Tierchen ihre Vorratskammern angefüllt haben, stechen sie dieselben mit Schaufeln aus und lesen die eßbaren Wurzeln aus, namentlich die schwarzen des Wiesenknopfs, welche ihnen nicht bloß als Speise, sondern auch als Teetrank nützlich sind.

Unmöglich kann dieser Sammeltrieb der Tiere von ihrer Vorsorge für nahrungslose Zeiten herrühren, denn selbst junge Tiere, die noch nie einen Winter erlebt haben, sammeln für die kommende Zeit des Winters Speisen ein. Auch Tiere, die in wohlversorgtem Gewahrsam unter der Obhut der Menschen leben, haben die Neigung, von den Speisen, die sie erhalten, mehreres aufzubewahren, und zwar geschieht dies in der Jahreszeit, wo die Tiere dieser Art im Freien den Vorrat anzulegen beschäftigt sind. Es bleibt hiernach nur eine vernünftige Erklärung dieser rätselhaften Erscheinung übrig. Der Schöpfer will offenbar auch diese Tiergattungen erhalten und vor dem Untergange bewahren. Zu diesem Zwecke hat er ihnen diesen Sammeltrieb anerschaffen, wodurch sie genötigt sind, im Herbste reichliche Speisevorräte zusammen zu suchen, damit sie im Winter davon leben und so dem Hungertode entrinnen. Fürwahr: „Der HErr ist allen gütig und erbarmet sich aller seiner Werke“ (Ps. 145, 9).

4. Wandertrieb.

Wie wunderbar sind doch die Mittel, deren sich Gott zur Erhaltung der Tiere bedient! Wie die Glocke zur bestimmten Stunde die Gäste an ihren Tisch zur bereiteten Mahlzeit ruft, so gibt es auch einen Ruf, welcher die Tiere dahin führt, wo für ihre Sättigung gesorgt ist. Das ist der Wandertrieb. Wenn die Winterkälte herannaht, dann nimmt sie alles hinweg, was der Wandervogel zu seinem Lebensunterhalte nötig hat. Dann nützen ihm seine weitsehenden Augen, sein scharfes Gehör und sein feiner Geruch nichts mehr. Er müßte verhungern, wenn er in seiner alten Heimat bliebe. Aber schon ist ihm im Süden ein reicher Tisch gedeckt, wo er Wärme findet und alle die Speisen, die er zu seiner Nahrung bedarf. Aber wie soll er in das so weit entfernte Land gelangen? Auch vom Gipfel des höchsten Baumes kann er das Land nicht sehen, das ihm zum Winteraufenthalte dienen soll. Es ist auch nicht bewußte Vorsicht, welche ihn dahin führt, sondern der Wandertrieb, der vom gütigen Schöpfer seinem Wesen eingepflanzt ist. Dieser ergreift ihn selbst dann, wenn er von Kälte und Mangel noch nichts zu leiden hat, mit unwiderstehlicher Macht, daß er bei Tag und Nacht keine Ruhe hat. Er ergreift selbst den Vogel im wohlverwahrten Käfig, wo er Nahrung im Ueberfluß hat. Der junge Kuckuck, der seine Eltern niemals gesehen hat, fliegt, sobald er der Haft, in welcher ihn der Mensch hielt, entkommen kann, vom Wandertrieb geführt, auf geradem Wege gen Süden in ein wärmeres Land. Ja, auch bei solchen Vögeln, die man aus Eiern aufzog, die also noch niemals eine Wanderung ihrer Genossen gesehen hatten, beobachtete man eine Unruhe um die Zeit, wo ihresgleichen sich zur Wanderung aufmachte, und sie traten sofort die Wanderung mit an, sobald man sie freiließ.

Dabei zeigen sich noch mancherlei wunderbare Erscheinungen. Die verschiedenen Gattungen der Zugvögel

haben jede ihre eigene Reisezeit. Während sie sonst vereinzelt leben, vereinigen sie sich zur Reisezeit zu großen Gesellschaften, halten Vorübungen, wählen Führer, schließen Schwache aus und beobachten eine besondere Zugordnung. Die Bachstelzen ziehen in einem langen Zuge hintereinander durch die Luft; die wilden Gänse und Enten ziehen keilförmig ihren Weg dahin; die Schwalben gehen in breiten Reihenzügen von dannen, und die Stare wälzen sich in großen Reihen fort, indem sie immerfort umeinander einen Wirbelflug machen. Der Flug der Zugvögel ist ungemein schnell. Die Störche fliegen in der Auswanderung an dreißig Meilen in der Stunde, und zwar fliegen sie nicht hintereinander, sondern in ziemlich breiten Kolonnen. Dabei nehmen sie den kürzesten Weg über Alpen und Meere, und obwohl die Reise eine sehr anstrengende ist, so finden sie doch in sich die Kraft dazu.

Höchst merkwürdig ist es, daß der Storch, ein europäischer Wandervogel, regelmäßig seine vorjährige Heimat wieder auffindet, und sein Nest, das er einmal aufgebaut, wieder ausbessert und bewohnt. Der Storch, der sein Nest auf einer Dorfscheuer, auf dem Giebel eines Bauernhauses aufgeschlagen, kommt aus Afrika, einen Weg von tausend Meilen her, fliegt über Tausende von Dörfern hinweg, läßt rechts und links viele Tausende von ähnlichen Orten liegen, und kommt, ohne zu irren, geradeswegs auf seine Heimat zu und nimmt sie wieder in Besitz.

Der beste Geograph der Welt, mit den besten Landkarten versehen, vermöchte sich nicht zurechtzufinden, ohne die Astronomie zu Hilfe zu rufen und die genauesten Messungen vorzunehmen. Der Seefahrer muß zu außerordentlichen Instrumenten seine Zuflucht nehmen, um mitten im Meer die Gegend zu erkennen, nach welcher er hinzusteuern hat. Er muß den Stand der Sonne mit dem Gange seiner sorgfältig gearbeiteten Schiffsuhr vergleichen, und ist dennoch oft auf Meilen weit unsicher über den Ort, wo er sich augenblicklich befindet. Und

solch ein Tier durchzieht die Luft mit unglaublicher Schnelligkeit, durcheilt das stürmische Meer hoch über den Wolken hin, die ihm sogar den Anblick des Meeres entziehen, und irrt doch nicht, sondern findet seinen Weg direkt zu dem Dachgiebel, wo er vor einem Jahre gehaust hat.

Hier zeigt sich ein uns unbegreiflicher Instinkt, worin sich aufs deutlichste das Walten des weisen und gütigen Gottes offenbart. Darauf weiset die heilige Schrift mit den Worten hin: „Ein Storch unter dem Himmel weiß seine Zeit; eine Turteltaube, Kranich und Schwalbe merken ihre Zeit, wenn sie wiederkommen sollen, aber mein Volk will das Recht des HErrn nicht wissen“ (Jer. 8, 7).

Schon oft ist dieser Trieb, die Heimat und das eigene früher gebaute Nest wieder aufzusuchen, bei den Schwalben beobachtet worden. Der Naturforscher Spallanzani hat durch achtzehn Frühlinge ein und dasselbe Schwalbenpaar in ein und dasselbe Nest wiederkehren sehen.

Ebenso auffallend ist der Heimatsinn der Brieftauben, der alle menschlichen Begriffe übersteigt. Die Taubenpost zwischen Bordeaux und Brüssel, die jahrelang betrieben wurde, ist eine allgemein bekannte Tatsache. Sobald die Tauben, die in verschlossenen Körben viele Hunderte von Meilen fortgeführt waren, in Freiheit gesetzt wurden, flogen sie sofort nach der Heimat. Merkwürdig ist folgender Versuch, der in Berlin gemacht wurde. Zwei Brieftauben, die im Jahre 1849 von Aachen nach Berlin und zwar auf der Eisenbahn in verschlossenen Körben gebracht wurden, waren noch niemals mehr als sechs Meilen von Aachen entfernt gewesen. Als man sie in Berlin mit Briefen versehen nacheinander aufsteigen ließ, fand sich die eine schon nach zwei und einer halben Stunde in Aachen ein, während die andere gegen vier Stunden zu dieser Reise brauchte. Beide Tauben hatten sich sofort, als sie freigelassen wurden, hoch in die Luft erhoben, flogen in weiten Kreisen ein paarmal herum, und

gingen dann in gerader Richtung nach der Gegend hin, wo Aachen liegt.

Auch andere Tierarten werden von jenem wunderbaren Zuge ergriffen, ehe der Winter mit seiner verderblichen Kälte sie ereilt, nach milderen Himmelsstrichen auszuwandern. Dann verläßt der Bisamochs die baumleeren Steppen der amerikanischen Polarländer, um sich in die wärmeren Waldgegenden zurückzuziehen. Dann entfernt sich das wilde Renntier vom flachen Meeresgestade, wo es auf der flechtenreichen Tundra seine Nahrung fand, um in den dichten Fichtenwäldern einen besseren Schutz vor dem grimmigen Hauche des hochnordischen Winters zu finden.

Manche Seesäugetiere entziehen sich ebenfalls den Gefahren der rauhen Jahreszeit durch die Wanderung nach gastlicheren Ufern. Die riesige Rüsselrobbe des antarktischen Meeres rückt im Winter dem Aequator näher und begibt sich erst wieder nach Norden zurück, wenn dort die Fische, seine Nahrung, die tieferen Gewässer verlassen. Der Seebär, der im Sommer mit seinen dichten Herden den einsamen Strand der Pribilows-Inseln belebt, zieht im Winter nach den Kurilen oder sogar nach dem noch südlicher gelegenen Japan.

Von den Wanderfischen sind die Heringe und Lachse die bekanntesten. Den Winter bringen die Lachse im Meere zu. Wenn aber die Zeit naht, wo sie laichen sollen, da läßt ihnen der Zug zur Heimat mitten in der Fülle der Nahrung, die sie umgibt, keine Ruhe mehr. In Begleitung der Männchen schwimmen die eierlegenden Weibchen scharenweise in den Strömen und ihren Nebenflüssen hinauf, um an dem Orte, wo sie selbst aus dem Ei hervorgingen, auch ihre Brut ins Leben einzuführen. Dort bietet ihnen im Frühling und Sommer das rasch sich erwärmende, von zahlreichen Insekten und Würmern belebte Wasser der großen Bäche und seichteren Flüsse die günstigsten Bedingungen zur Entwickelung ihrer Eier und

zur Ernährung ihrer jungen Brut. Der Ort, wo das Laichen vor sich gehen soll, ist oft mehrere hundert Stunden von der Strommündung entfernt. Und doch weiß der Lachs, der Stimme des Instinkts gehorchend, ihn sicher zu finden. In dreieckiger Phalanx, den größten Fisch an der Spitze, überwindet er den Widerstand der Strömung, so wie die Schneegans in keilförmigem Zuge die Luftwogen durchschneidet. Und so weiß man es von allen Fischen, welche zur Zeit des Laichens eine gewisse Gegend am Ufer aufsuchen, daß sie alljährlich zu demselben Orte — der Stätte ihrer eigenen Geburt — zurückkehren. Und wie genau ist ihr Ortssinn! Wenn man einen Lachs an der Stelle, da er laichte, fängt, und ihm ein Zeichen an eine seiner Flossen macht, kann man sich davon überzeugen, daß der Wandertrieb ihn alljährlich wieder zu derselben Stelle führt. Deslandes, ein französischer Naturforscher, befestigte einen kupfernen Ring an die Schwänze von zwölf Lachsen, und gab ihnen die Freiheit wieder im Flusse Auzun in der Bretagne. Bald waren sie alle verschwunden, aber im folgenden Jahre wurden ihrer fünf an derselben Stelle wieder gefangen; das Jahr darauf drei, und noch einmal drei im dritten Jahre. Und wenn man die Eier, die derselbe abgesetzt hat, aus dem Wasser herausnimmt, und sie in einem Gefäß voll Wasser an einen anderen Ort, in einen ganz anderen Fluß bringt, in welchem es vorher noch keine Lachse gab, dann ist hiermit der Grund gelegt zu einer allmählichen Bevölkerung des neuen Standortes mit Lachsen. Denn obgleich die Fische später ihren Geburtsort verlassen, und im weit entfernten Meere ihren Aufenthalt nehmen, kehren sie dennoch, wenn sie zum Gebären eines neuen jungen Geschlechts reif geworden sind, alljährlich dahin zurück, wo sie selber jung geworden.

Alle diese Arten von Wandertieren wären längst untergegangen, wenn sie sich selbst überlassen geblieben wären. Allein der ihnen angeborene Wandertrieb führt

sie mit unwiderstehlicher Gewalt und mit der größten Genauigkeit dahin, wo sie die ihnen nötige Wärme und Nahrung finden. Auch hierin zeigt sich das Walten einer ebenso weisen als gütigen Vorsehung.

5. Kunst der Tiere bei Errichtung ihrer Wohnungen.

Vielen Tieren ist ein besonderer Kunsttrieb verliehen, der ihnen zu den zweckmäßigsten, niedlichsten und wundervollsten Wohnungen verhilft, welche teils zu ihrem Schutze, teils zur Erhaltung ihrer Nachkommenschaft dienen. Auch darin bezeugt Gott seine Weisheit und Güte. Denn dem Tiere fehlt die Vernunft. Es kann deshalb aus eigener Ueberlegung nicht erkennen, was es zu seinem Besten bedarf. Dennoch führt es die kunstreichsten Bauten aus, wie sie für sein Wohl nicht zweckmäßiger erdacht werden könnten. Von wem kann das Tier diesen Kunsttrieb nun empfangen haben? Es gibt hierauf nur eine vernünftige Antwort. Es muß einen allweisen Gott geben, der die Bedürfnisse des Tieres kennt. Der hat das Tier so eingerichtet, daß es aus unbewußtem Triebe das tun muß, was zu seiner Erhaltung notwendig ist.

Dieser Kunsttrieb zeigt sich bei Tieren der verschiedensten Art. Die Minier-Spinne gräbt sich im Lehmboden eine Grube aus, die wie ein Fingerhut gestaltet ist. Die Wände bekleidet sie mit einem sehr festen Mörtel; die obere Oeffnung aber, die so groß ist, daß sie jedem Feinde Zutritt gestatten würde, verschließt sie mit einem Deckel, der sich ganz wie eine Falltür in einer Angel bewegt, und zwar so genau auf die Oeffnung paßt, daß diese Tür als ein Muster für Zimmerleute gelten kann. Die Angel dieser Tür spinnt die Spinne aus Fäden, die einen Bausch bilden, der an der Tür und am oberen Rande der Grube angebracht ist. Auf der anderen Seite, da wo sich an Türen das Schloß befindet, bringt die Spinne sowohl an der Tür wie an der Wand, an welche dieselbe

anschließen soll, eine Reihe kleiner Löcher an, und wenn ein sie verfolgendes Tier die Tür zu öffnen versucht, steckt die Spinne ihre Beine in diese Löcher der Tür und der Wand, und verschließt sie auf solche Art fest genug, um ihres Lebens sicher zu sein.

Der Birkenrüsselkäfer (Rhynchites betulae) rollt im Mai aus abgeschnittenen schmalen Streifchen von Birkenblättern trichterförmige Kämmerchen als Wiegen für seine winzig kleinen Eier zusammen, und zwar dies mit einer staunenswerten, sich stets gleich bleibenden, wahrhaft mathematischen Genauigkeit, was die Verhältnisse der niedlichen Behausungen und ihrer Wände betrifft.

Viele Raupen wissen sich eine Zufluchtsstätte zu bereiten, indem sie Blätter zusammenrollen und sie mittelst Fäden verschließen. Andere bauen sich Scheiden aus den Ueberresten von Blättern und anderen Stoffen, welche sie sehr geschickt zuzurichten wissen. So z. B. die Raupe der Kleidermotte, welche sich Höhlen in die wollenen Stoffe nagt. Mit den losgetrennten Teilchen baut sich dieselbe eine Röhre, welche sie fortwährend verlängert, und wenn die Raupe zu dick wird, um bequem in ihrer Wohnung zu liegen, so macht sie einen Spalt in jenes Futteral und setzt ein Stück ein.

Doch das kunstvollste Gespinst ist der Kokon der Seidenraupe. Wir bewundern mit Recht jene kunstreichen Maschinen, welche die Baumwolle zupfen, reinigen und zu den allerfeinsten Fäden verarbeiten. Und doch, wenn wir das Schaffen der Seidenraupe näher prüfen, erkennen wir bald, daß wie überall in der Natur, so auch hier mit den einfachsten, geringsten Mitteln das Größte geleistet wird, und daß die menschliche Vernunft nur das benutzen und nachahmen kann, was ihr bereits von der in der Natur waltenden Gottesvernunft dargeboten wurde. Die Seidenraupe ist nämlich nicht bloß eine höchst geschickte Spinnerin, sondern sie bringt den köstlichsten Seidenstoff auch selbst hervor. Dazu ist der Körper des Tierchens

auf das zweckmäßigste eingerichtet. Der Darmkanal ist ein einfacher geradliniger Schlauch ohne Magen, nur durch einige Einschnürungen gegliedert. Zu beiden Seiten liegen kleine gewundene Kanäle, mit vielen Luftröhren umgeben, worin sich der Nahrungssaft in eine helle Flüssigkeit ausscheidet, die zur Bildung der Seide bestimmt ist. Das ganze wunderbar feine Röhrensystem geht zu beiden Seiten in einen Hauptkanal über, der den flüssigen Seidenstoff zum Mund führt, während eine kleine Seitendrüse noch den Klebstoff dazu spendet. Die Spinnlöcher der Seidenraupe liegen in der Unterlippe. Aus diesen beiden kleinen Oeffnungen treten zwei winzige helle Tröpfchen hervor, welche das Tier, wenn es sein Gewebe beginnt, an irgend einen Gegenstand anklebt. Indem es nun die immer nachquellende Flüssigkeit durch Hin- und Herbewegen des Kopfes zu zwei höchst zarten Fäden herauszieht, vereinigt es diese zu gleicher Zeit mit Hilfe der beiden Vorderfüße zu einem Faden, welcher, an die Luft tretend, zugleich fest und trocken wird. So bringt es ein Gewebe zustande, das einen Faden enthält, welcher zuweilen über 1800 Fuß beträgt und sich bequem abwinden läßt. Wer sieht hier nicht, daß die Natur eine Werkstätte Gottes ist, der darin durch scheinbar geringe Mittel die herrlichsten Kunstwerke schafft! Wie wunderbar, daß ein armseliger Wurm vermag, was alle Chemiker der Welt nicht vermögen, daß er aus Maulbeerblättern den Seidenstoff gewinnt, der den Menschen die prächtigste Kleidung liefert.

Selbst einigen Fischen ist der Trieb verliehen, zum Schutze ihrer Eier sich Wohnungen zu bereiten. So ist der Stichling oft beim Bau seines Nestes bewundert. Nachdem der kleine Fisch Halme oder Blätter herbeigeschafft hat, bedeckt er sie mit Sand, verklebt die Wände mit einem schleimigen Stoff, den er aussondert, und sorgt für einen passenden Eingang. Noch vollkommener ist das Nest, welches der Hassar (Doras costata) verfertigt. Im

April fängt der gefloßte Künstler damit an, seine kleine Wohnung aus Pflanzenfasern zwischen den Wasserpflanzen und Riedgräsern zu erbauen, bis sie einer hohlen, oben abgeflachten Kugel gleicht. Eine Oeffnung, der Größe der Mutter entsprechend, führt in das Innere. Es liegt sonst nicht in der Natur der Fische, sich Nester zu bauen. Daß diese Arten es dennoch tun, hat offenbar seinen Grund in einem besonderen Triebe, welchen Gott ihnen eingepflanzt hat.

Nicht ohne Teilnahme kann man den Fleiß der Vögel mit ansehen, welchen sie auf die Einrichtung der Wiegen ihrer Kinder verwenden. In der Regel trägt das Männchen die Materialien herbei, und das Weibchen baut das Nest. Bei den Schwalben und einigen anderen Arten bauen jedoch beide zugleich. Die wärmsten und am meisten geschlossenen Nester haben die kleineren Vögel, weil ihre zarte Brut mehr Schutz gegen die Kälte verlangt als die der größeren Vögel. So setzt sich der Zaunkönig eine kolossale Mooskugel zusammen, in deren Mitte er sein Lager macht. Wenn die Unterlage des Nestes fertig ist, so wird es von innen mit Tierhaaren, Pflanzenwolle, zarten Fäden und Spinnenwebe aufs weichste ausgepolstert. Im hohen Norden, wo die Umgebung nichts Passendes darbietet, reißt die Eiderente die wärmenden Dunen von der eigenen Brust, damit es ihrer Brut nur ja nicht an dem nötigen Schutz gegen die Kälte fehle. Ein schönes Beispiel mütterlicher Liebe! Ein Vogelnest ist immer ein höchst wundervoller Bau, aufs künstlichste verwebt und durcheinander verschlungen. Und alles dies verrichtet der Vogel mit Hilfe des Schnabels und der Füße, die keineswegs zu kunstvoller Tätigkeit vorteilhaft eingerichtet zu sein scheinen.

Eins der merkwürdigsten Nester ist das eines kleinen Vogels in Indien, des Baya. Er legt dasselbe so an, daß die Affen, Schlangen und Eichhörnchen, die einen besonderen Appetit nach den Eiern und den Jungen haben, es nicht erreichen können. Zu diesem Zwecke baut der

Baya sein Nest am äußersten Ende eines biegsamen Zweiges, der nicht imstande ist, ein anderes Tier zu tragen. Zu größerer Sicherheit aber stellt er sein Nest nicht aufrecht, sondern formt es in Gestalt einer länglichen Birne, hängt es mit der Spitze durch sehr künstliche Verschlingungen von Gräsern an den Zweig, und macht den Eingang nicht oben, sondern unten, so daß er nur fliegend hineingelangen kann. Dieses hängende Nest ist von den langen Fasern des Buschmanngrases hergestellt und in zwei Abteilungen geteilt, in deren einer das Weibchen brütet, während in der anderen das Männchen seine Gattin mit Gesang unterhält.

Der indische Schneidervogel (Sylvia hutoria) zeichnet sich durch die wunderbare Fertigkeit aus, daß er Blätter zu einer Hülle für sein Nest förmlich zusammennäht. Erst spinnt er mit seinem Schnabel und seinen Pfötchen die Baumwolle zu gehörig starken Fädchen zusammen, dann pickt er Löcher längs dem Rande der steifen Blätter, die er benutzen will, und führt endlich den Faden kunstgerecht durch. So entsteht ein kleines hängendes Zelt, in welchem er sein weiches Lager zum Schutz gegen Affen und Schlangen bettet.

Sehr auffallend ist es, daß der Bautrieb einiger Vögel sich nach der Verschiedenheit des Klimas richtet und danach verändert. So enthält das zierliche Nest des Baltimore (Oriolus Baltimore) in Louisiana durchaus keine warmen Stoffe. Es besteht nur aus Tillandsienfasern, und ist nur lose gewebt, damit die Luft durch die Maschen dringen kann. Als wenn die Alten es wüßten, daß die bevorstehenden Sommergluten ihre Jungen belästigen würden, bauen sie dort ihr Nest mit der Oeffnung nach Nordosten, damit es jedes kühlere Lüftchen auffangen könne. Dagegen stellen sie in kälteren Gegenden, wie in Pennsylvanien und New York, den Eingang nach Süden, und füttern das Innere mit warmer Baumwolle aus.

Einzig in seiner Art ist das eßbare Nest der Salanganen. Diese seltsame Schwalbenart baut ihre Wohnung, welche die Gestalt einer kleinen Schale hat, an Klippen und Felsen der Meerufer. Wo sollte sie da den Ton finden, der zum Ankleben des Nestes an die Felsenwände notwendig wäre? Aber Gott hat für diesen Mangel hinreichend gesorgt, indem er der Salangane zwei große Halsdrüsen gab. Diese sondern zur Zeit, wo der Bau vor sich gehen soll, in hinreichender Menge einen klebrigen, zähen, weißlichen, an der Luft erhärtenden Schleim ab, woraus der Vogel sein Nest bildet, das von den chinesischen Feinschmeckern so hoch geschätzt und selbst mit Silber aufgewogen wird.

Nicht minder merkwürdig sind die gewaltigen Gesellschaftsnester, welche der gesellige Webervogel (Ploceus socius Lathami) in Südafrika anlegt. Sie gleichen einem in einen Baum gebauten Strohdache. Unter demselben befinden sich eine große Anzahl von Oeffnungen oder Eingängen, die zu förmlichen Straßen führen, mit Nestern an beiden Seiten, ungefähr zwei Zoll voneinander. Zuweilen brüten 800 bis 1000 Vögel ihre Jungen darin in freundschaftlichem Vereine aus.

Uebrigens erwerben die Vögel das Vermögen, ein Nest zu bauen, keineswegs auf menschliche Art durch Nachdenken und Erfahrung, sondern das Vermögen ist ihnen angeboren. Nie ahmt ein Vogel die Nester anderer Arten nach. Junge, das erstemal brütende Vögel bauen ihre Nester ebenso vollkommen wie die alten, auch selbst dann, wenn sie gar nicht im Neste ihrer Eltern, sondern in dem Neste eines anderen Vogels ausgebrütet wurden. Vögel, die man in Bauern gefangen hielt, wo sie nie ein Nest, wie es im Freien von ihrer Art gebaut wird, gesehen haben, und wo man ihnen künstliche Nester bereitete, die sie auch benutzten, sind ohne weiteres, sobald man ihnen die Freiheit gab, daran gegangen, Nester zu bauen, wie sie der Instinkt ihnen vorschreibt. Es sind deshalb die

Nester charakteristisch (eigentümlich) für jede besondere Art. Während ein Finkennest so aussieht, wie das andere, unterscheidet es sich wesentlich von dem Neste eines Vogels einer anderen Gattung. Jede Vogelart wählt besondere Stoffe zum Bau ihres Nestes und gibt diesem eine eigentümliche Form, welche sich teils nach dem Orte, wo es gebaut wird, richtet, teils aber auch nach der Gestalt des Vogels, nach der Zahl der Eier und nach dem zur Ausbrütung der Eier notwendigen Wärmegrad. Alles das sind sichere Beweise, daß hier nicht der blinde Zufall noch die vernunftlose Materie waltet, sondern die Weisheit des gütigen Gottes, der den Vögeln zum Schutze ihrer Arten besondere Instinkte verliehen hat.

Unter den Säugetieren zeichnet sich der nordamerikanische Biber am meisten durch seinen Kunstfleiß aus. Während des Sommers lebt er einsam. Wenn aber der Winter herannaht, so vereinigt er sich mit seinesgleichen oft zu Haufen von 2—300, um mit ihnen gemeinschaftlich eine Winterwohnung zu erbauen. Am liebsten wählen sie dazu fließende Gewässer, um ihre Baumaterialien leichter fortschaffen zu können. Da nun der Eingang zu ihren Wohnungen immer unter dem Wasser liegt, so muß das Wasser notwendig wenigstens drei Fuß über denselben stehen, weil ihnen sonst das Eis den Eingang im Winter völlig verschließen würde. Wunderbar ist nun die Klugheit, womit diese Tiere dem Wasser die nötige Tiefe geben, damit es nicht bis auf den Grund gefriert. Sie helfen sich nämlich durch Dämme, die sie quer durch den Fluß ziehen. Die Materialien dazu sind Zweige, welche sie miteinander verschlingen und in den Zwischenräumen mit Steinen und Lehm ausfüllen. Endlich bekleiden sie ihn von außen noch mit einem dicken und festen Mörtel. Hat das Wasser nur wenig Strömung, so ist der Damm fast gerade. Ist aber die Strömung heftiger, so bekommt er einen starken Bogen aufwärts gegen den Strom, wodurch natürlich dessen Gewalt mehr gebrochen wird.

Dieser Damm hat an seiner unteren Fläche gewöhnlich 11—12 Fuß Breite und wird durch Ausbessern so fest, daß er einer großen Eis- und Wassergewalt widerstehen kann. Damit jedoch ihr Teich auch nicht zu tief werde, lassen sie immer eine Oeffnung in dem Damme, damit das Wasser abfließen könne, wenn es eine gewisse Höhe erreicht. Nach Beendigung des Dammes verteilen sich die Biber in eine gewisse Anzahl von Familien und errichten am Rande des Wassers ihre Wohnungen, die eine eiförmige Gestalt haben mit einem Durchmesser von 6—7 Fuß. Sie bestehen aus zwei Stockwerken. Das obere trockene dient zum Aufenthalt der Tiere, das untere im Wasser stehende als Vorratskammer für die Baumrinden, die ihre Nahrung bilden. Höchst merkwürdig ist ihre Klugheit und Vorsicht beim Baumfällen. Wenn der ringsum eingeschnittene Stamm dem Sturze nahe ist, messen sie jeden Biß sorgfältig ab, so daß er notwendig ins Wasser fallen muß und nicht nach der Landseite hin, wodurch ihre ganze Arbeit eine vergebliche wäre. Befindet sich ihre Ansiedlung an den Ufern eines fließenden Wassers, so fällen sie das Holz oberhalb der Stelle, wo sie ihre Wohnung bauen wollen, und benutzen die Strömung, um es nach dem Orte, wo sie es brauchen, hinzuleiten. Alle diese Arbeiten, die mit einer erstaunlichen Schnelligkeit verrichtet werden, obwohl sie nur mit den Zähnen und Vorderbeinen geschehen, werden übrigens nur in der Stille der Nacht betrieben.

Dem Tiere fehlen Vernunft und Selbstbewußtsein, und dennoch baut es sich Wohnungen, die wahre Meisterwerke der Kunst und Klugheit sind. Wie wunderbar ist doch die Natur dieses Triebes! Vermittelst desselben tut das Tier Dinge, deren Notwendigkeit es nicht erkennen kann; es verfolgt Zwecke, die es sich selbst nicht setzen kann; es führt Pläne aus, die es selbst nicht machen kann; es gebraucht Mittel, die es selbst nicht wählen kann. Es muß also einen unendlich weisen Geist geben, der für

die Erhaltung des Tieres sorgt, indem er für dasselbe nicht bloß den Plan zu einer zweckmäßigen Wohnung entwirft, sondern mittelst des Instinktes das Tier auch nötigt, denselben auszuführen.

6. Kenntnis des Feindes.

Der Selbsterhaltungstrieb, der den Tieren gegeben ist, würde ihnen nichts helfen, wenn sie nicht wüßten, wer ihre Feinde wären. Dann würden sie denselben leicht zur Beute werden, und ganze Geschlechter könnten auf diese Weise ihren Untergang finden. Allein die Naturgeschichte zeigt, daß ihnen die Fähigkeit angeboren ist, ihre Feinde zu erkennen, auch wenn sie dieselben vorher noch nie gesehen hatten.

Läßt man zu einem jungen Salamander, der nie einen Blutegel gesehen hatte, ein solches Tier, so bemerkt man sofort das Entsetzen des Salamanders vor dem blutdürstigen Gaste. Daß hier nicht etwa die Ausdünstung, die dem Blutegel entströmt, dem Salamander so widerwärtig ist, daß er die Flucht ergreifen muß, geht aus einem Versuche hervor, bei welchem man ein Glas durch eine Glaswand in zwei Abteilungen trennte, und in die eine den Salamander, in die andere den Blutegel brachte. Solange man eine undurchsichtige Wand zwischen die Tiere schob, erriet das eine nichts von der Anwesenheit des anderen. Sobald man aber die undurchsichtige Wand wegnahm, und nun die Glaswand es gestattete, daß die Tiere sich sahen, bemerkte man sofort an dem Benehmen derselben, daß sie Blutsfeinde seien und sich als solche erkannten.

Es ist somit der angeborene Instinkt, welcher den Tieren, auch wenn man sie in ein ganz anderes Klima, in eine ihnen ganz neue Pflanzen- und Tierwelt versetzt, es kundgibt, was der Erhaltung ihres Lebens förderlich sei oder derselben gefährlich werden könnte. Pferde, die man aus Europa nach dem südlichen Afrika gebracht hatte,

und die noch niemals in die Nähe eines lebenden Löwen gekommen waren, zitterten dennoch vor Angst an allen Gliedern, als sie zum ersten Male das Brüllen des Löwen in ihrer Nähe vernahmen. Frettchen, die in der Gefangenschaft des Menschen geboren und erwachsen sind und noch niemals eine giftige Viper sahen, greifen diese mit großer Vorsicht an, indem sie vor allem ihr den Kopf zu zermalmen suchen, während sie schon oft über ungiftigen Schlangen und Blindschleichen, die sie, ohne einen Augenblick zu zögern, bei jedem Teil des Körpers anfaßten, den leichten Sieg errungen hatten. Ueberhaupt weiß jedes Tier im Kampfe mit einem anderen alsbald die schwächste, am leichtesten verwundbare oder jenen Teil desselben zu finden, der ihm am meisten zu schaden vermag, sowie umgekehrt jene Stelle des eigenen Leibes am meisten zu schützen und zu verbergen, welche die verletzbarste ist. So springt der Tiger im Kampf mit dem Elefanten zunächst nach dem Rüssel desselben, welchen dagegen der Elefant aufs sorgfältigste dem Angriff zu entziehen sucht, um ihn zur rechten Zeit desto kräftiger zu gebrauchen. Das amerikanische Hausschwein im Kampfe mit der Klapperschlange bemüht sich vor allem, den Bissen des springenden Tieres seinen borstigen Nacken entgegenzuhalten, die Schnauze aber demselben zu entziehen und hierbei den rechten Augenblick zu finden, um den Kopf des gefährlichen Feindes mit seinen Hufen zu zertreten.

Somit dient auch dieser Instinkt zur Erhaltung der Tiere. Denn dazu hat eine gütige Vorsehung ihnen denselben eingepflanzt, damit sie dadurch in den Stand gesetzt werden, sich den Nachstellungen ihrer Feinde zu entziehen und sich in Sicherheit zu bringen.

7. List der Tiere.

Es gibt Tiere, die auf den ersten Anblick so schwach und hilflos erscheinen, daß man meinen sollte, sie wären dem Kampfe ums Dasein gar nicht gewachsen. Um so

wunderbarer sind die Anstalten, welche getroffen wurden, um auch ihnen Leben und Unterhalt zu sichern. Denn zum Ersatz für ihre Schwäche wurde ihnen eine Kunstfertigkeit und List verliehen, die uns in Erstaunen setzt.

Nehmen wir die Spinne mit ihrem weichen, schwachen, lose zusammenhängenden Körperbau. Ohne Rüstung gegen ihre Feinde scheint sie hilflos allen Angriffen bloßgestellt zu sein. Wie soll sie die geflügelten Insekten erhaschen, die ihre Nahrung bilden, und ihre Feinde erlegen? Dafür ist auf eine so tiefdurchdachte Weise gesorgt, daß wir darin unmöglich eine alles berechnende, unendliche Weisheit verkennen können. Es ist ihnen nämlich die Fähigkeit verliehen, zwei Flüssigkeiten abzusondern, welche ihnen den Mangel aller anderen Schutz- und Trutzwaffen reichlich ersetzen. Mit einem dieser merkwürdigen Säfte, einem tödlichen Gifte, lähmen sie plötzlich den Widerstand ihrer Beute; mit dem anderen spinnen sie ihre kunstreichen Netze, worin ihre Beute sich fängt.

Nicht umsonst ist diesen Tierchen ein so unverhältnismäßig großer Hinterleib gegeben, denn ihre Bedürfnisse erheischen eine bedeutende Menge Spinnstoff. Dieser besteht in einer eiweißartigen, gerinnbaren Flüssigkeit, und wird von Drüsen ausgesondert, welche den größten Teil des Bauches ausfüllen. Diese Drüsen münden nach hinten in vier bis acht gegliederten, am Ende siebförmig durchlöcherten Warzen aus. Jede ist mit 100 bis 400 feinen Röhren oder Oeffnungen versehen, woraus ebenso viele Fäden kommen, die sich bald zu einem einzigen vereinigen und sogleich an der Luft verhärten. So fein sind diese einzelnen Fädchen der Sieblöcher, daß erst mehrere Tausend die Dicke eines Menschenhaares erreichen. Und doch bilden sie, sobald sie aus dem Körper dringen, sofort einen festen Faden, an dem die Spinne sich halten und den sie sogleich bearbeiten kann.

Wenn unsere Hausspinne im Winkel eines Zimmers ihr Nest anlegen will, so öffnet sie ihre vier Spinn-

warzen, und es zeigt sich ein kleines Tröpfchen klebrigen Saftes, den sie an die Wand drückt. Hierauf geht sie fort, den Faden nachziehend, und wirft sich auf eine sehr merkwürdige Weise an die Stelle der gegenüberliegenden Wand, wo das andere Ende befestigt werden soll. Dies ist der äußerste und folglich auch der längste Faden des Zettels. Dann tritt sie eine halbe Linie weiter herein, heftet wieder einen Faden an und läuft am ersten zurück. Das treibt sie so fort, bis alle parallelen Fäden gemacht sind, worauf sie die Querfäden zieht, bis das Netz vollendet ist. Auch über demselben sind oft noch eine Menge einzelner Fäden ausgespannt, die sich in verschiedenen Richtungen durchkreuzen wie das Tauwerk eines Schiffes. Die vorübereilende Fliege stößt gegen eins dieser Seile und fällt in das darunter aufgespannte Netz, in welches ihre Anstrengungen, sich zu befreien, sie nur um so mehr verwickeln.

Doch um die gehoffte Beute nicht abzuschrecken, ist es nötig, daß der Jäger sein grimmiges Angesicht verberge. Unter dem Netze webt sich also die vorsichtige Spinne eine seidene Zelle mit zwei Oeffnungen, wo sie sich vollständig verstecken kann. Wie soll sie aber erfahren, was oben vor sich geht? Auch dafür hat die kluge Baumeisterin gesorgt; denn vom Rande des Netzes bis zu ihrer Höhle sind mehrere Fäden wie Telegraphendrähte ausgespannt, die durch ihre Schwingungen sie sogleich vom Fange einer Fliege benachrichtigen, und ihr zugleich als Brücke dienen, um den Gefangenen desto schneller beizukommen.

Ebenso bewunderungswürdig ist die Weise, wie sich die Larve des Ameisenlöwen, eines kleinen, den Eintagsfliegen sehr ähnlichen Insektes, ihre Nahrung zu verschaffen weiß. Sie ist etwa dreiviertel Zoll lang und kann fast nur rückwärts gehen. Um Ameisen und andere Insekten zu fangen, macht sie in lockerem, feinem Sande eine Falle. Scheint ihr der Boden geeignet, so beginnt

sie damit, einen Zirkel auf demselben zu ziehen, der den Rand der Grube darstellt, in die ihre Beute herabstürzen soll. Sodann begibt sie sich in die Mitte des Kreises und beginnt von hier aus zu graben, wobei sie sich des einen Fußes als Schaufel bedient. Die ausgegrabene Erde legt sich das Tierchen auf den Kopf, und durch einen heftigen Ruck wirft es dieselbe so weit, daß die Erde noch ein paar Zoll über den gezogenen Kreis hinausfliegt. So entsteht endlich eine trichterförmige Grube, die gewöhnlich drei Zoll im Durchmesser hat bei einer Tiefe von zwei. Nun gräbt sie sich im Boden derselben halb ein, nimmt ein wenig Erde und Sandkörnchen auf den Kopf und wartet geduldig, bis eine Ameise oder ein anderes Tierchen dieser Art in die Grube hinabstürzt. Ist dies der Fall, so wird es sofort ergriffen und ihm das Blut ausgesogen. Stürzt das Schlachtopfer aber nicht hinab, sucht es auf halbem Wege zu halten und zu entfliehen, so schleudert der Ameisenlöwe einen Sandhagel auf dasselbe, daß es betäubt herab- und in seinen Tod stürzt.

Nicht geringer ist die List, welche der Hummer oder Seekrebs anwendet, um sich der Austern zu bemächtigen. Die Auster bewegt sich im Wasser dadurch, daß sie ihre Schalen mit außerordentlicher Geschwindigkeit öffnet und zusammenklappt. Der Hummer würde schlimm ankommen, wenn er versuchen wollte, seine Fangschere zwischen die Schalen zu stecken, da die Auster mit so außerordentlicher Kraft die Schalen zu schließen versteht, daß der Räuber ihr Gefangener werden würde. Er bedient sich deshalb der List, im Augenblicke des Oeffnens einen Stein zwischen die Schalen zu stecken, so daß sie sich nicht schließen kann und die Auster seine Beute wird.

Auch bei einigen Fischen hat man die Anwendung von List beobachtet, wie beim Sternseher (Uranocopus scaber), der, im Schlamme versteckt, den langen und schmalen Fleischlappen, der im Innern des Mundes vor

der Zunge liegt, ausstreckt und damit kleine Fische anlockt, die, statt den vermeintlichen Wurm zu fressen, nun selbst gefressen werden. Nicht umsonst sitzen seine Augen ganz oben auf dem Kopfe, denn dadurch ist er in den Stand gesetzt, seinen Fang um so besser überwachen zu können.

Der Froschteufel oder Seeteufel (lophius piscatorius) benutzt auf gleiche Weise die ihm vor den Augen stehenden langen haarartigen Borsten und Bartfäden. In den Schlamm sich einwühlend und mit offenem Rachen auf die Fische lauernd, spielt der listige Froschteufel mit jenen Kopfanhängseln wie der Angler mit der künstlichen Fliege, die er über dem Wasser tanzen läßt, und verschlingt die Fischlein, die er auf diese listige Weise herbeilockt. Zu demselben Zweck verbirgt er sich auch zwischen den Seetang oder zwischen Sandhügelchen, Steinen und Klippen. Da seine Farben matt sind, so ist er vom Boden nicht zu unterscheiden, wodurch die Täuschung um so vollkommener wird.

Da das Tier keine Vernunft hat, so sollte man meinen, es könne ebensowenig List anwenden wie ein Stock oder ein Stein. Freilich ist die List bei den Tieren nicht wie bei den Menschen das Resultat einer vernünftigen Ueberlegung, die sich eines bestimmten Zweckes bewußt ist und unter allen möglichen Mitteln diejenigen wählt, welche am schnellsten, leichtesten und sichersten zur Erreichung desselben dienen. Sondern bei den Tieren hat die List ihren Grund in dem ihnen verliehenen Instinkte, wodurch es genötigt wird, das zu tun, was zu seiner Erhaltung das Zweckmäßigste ist. Das Vieh führt also nicht aus, was seine eigene Vernunft ihm eingibt, denn es hat keine, sondern was eine fremde Vernunft ihm vorschreibt, und ist somit ein unwiderleglicher Beweis für das Dasein Gottes.

V.

Nutzen der Tiere.

1. Das Kamel.

Es gibt in Asien und Afrika bewohnte Länder, die durch ungeheure Wüsten, wie durch Meere, voneinander getrennt sind. Diese Wüsten sind Einöden, worin die volle Hitze der Sonne wütet, und der Himmel wie Erz und die Erde wie Eisen glüht. Dort sieht das Auge nichts als Sandmassen, Steine und Felsen, und wird nur selten durch den Anblick einer Pflanze oder eines Tieres erfreut. In einigen Teilen derselben fällt gar kein Regen, und Brunnen werden nur hie und da in den tiefsten Tälern gefunden.

Mitten in dieses Sandmeer ist ein Wesen gesetzt, welches als Haus-, Last- und Reittier den dortigen Völkern von unschätzbarem Werte ist, und auf die vielfachste Weise zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse dient: das ist das Kamel. Dasselbe gewährt dem Araber Nahrung und Kleidung. Die Milch des Kamels ist für ihn ein Hauptnahrungsmittel, denn sie liefert ihm Butter und Käse. Er ißt das Fleisch, besonders der jungen Tiere, das für ihn außerordentlich wohlschmeckend ist, und in Gefäßen, mit Fett bedeckt, aufbewahrt wird. Die Haut gibt ein gutes Leder; das Haar dient zur Verfertigung von Kleidungsstoffen, und bildet einen wichtigen Handelsartikel bis nach Europa hin.

So ist das Kamel vielen Völkern Asiens und Afrikas alles, was sie bedürfen. Doch den höchsten Nutzen gewährt es als Lasttier. Es vermittelt in diesen Wüsteneien, in denen kein anderes Haustier würde ausdauern können, den Handel, und verbindet so die durch Sandmeere getrennten Kulturländer miteinander. Diese Verbindung würde ohne seine Genügsamkeit, ohne seine Fähigkeit, auf lange Zeit des Wassers entbehren zu können, und ohne seinen schnellen Gang gar nicht stattfinden. Ohne das

Kamel würde Aegypten von Abessinien, die Berberei von den Ländern jenseits der Sahara, Syrien und Persien und Arabien von der ganzen Welt abgeschnitten sein; die Wüsten würden dem Verkehr zwischen diesen Ländern unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen, aller Handel hörte auf und dadurch würden die Menschen in die größte Not geraten.

Alles ist aber auch im Körperbau des Kamels mit der höchsten Zweckmäßigkeit auf die Wüste berechnet. Nicht nur hat es überhaupt wenig Getränk nötig, sondern es kann sich auch auf einmal für viele Tage damit versehen; denn von den vier Abteilungen des Magens, die es mit allen wiederkäuenden Tieren gemein hat, ist die größte derselben der Pansen, mit zahlreichen Zellchen versehen, in welchen sich das genossene Wasser anhäuft, und woraus nach dem jedesmaligen Bedürfnis etwas in den Schlund zurücktritt. Diese körperliche Eigentümlichkeit befähigt das Kamel, oft drei bis vier Tage ohne den Genuß des Wassers hinzubringen, ja die besten Kamele ertragen den Durst zehn bis zwölf Tage. Dafür kann es aber auch auf einmal 50, 60, ja sogar 100 Pfund Wasser zu sich nehmen. Entsteht gefährlicher Wassermangel, so rettet das im Magen des geschlachteten Kamels befindliche Wasser die Reisenden, die sonst in der Wüste verschmachten müßten. Dazu hat das Kamel einen sehr scharfen Geruchssinn. Aus stundenweiter Entfernung, worin der Mensch auch nicht die geringste Ahnung vom Vorhandensein einer Quelle hat, vermag es diese zu entdecken. Mit weit geöffneten Nüstern des emporgestreckten Kopfes saugt es den feuchten Luftstrom, den Dunst des Quells ein, und seine letzte Kraft aufbietend, eilt es unaufhaltsam der Wasserstelle zu, auf diese Weise sich und seinen Herrn rettend.

In ebenso auffallender Weise, wie auf langes Ertragen des Durstes, ist der Körper des Kamels auch auf langes Hungern angelegt. Mitten auf seinem Rücken hat

es einen Höcker, der aus einer fettigen Masse besteht. In Zeiten, wo das Tier reichlich Futter empfängt, schwillt derselbe unverhältnismäßig an, „gleich eines Schmiedes Blasebalg", wie der Dichter sagt. Dagegen schrumpft er zusammen und verschwindet fast gänzlich, wenn das Tier lange darben muß und übermäßig angestrengt wird. Somit lebt das Tier zur Zeit, wenn es keine Nahrung zu sich nimmt, von dem in die Säftemasse eingesogenen Fette seines Höckers, welcher bei ihm die Stelle einer Vorratskammer vertritt. Außerdem aber findet das Kamel auch in der Wüste, wo nur der spärlichste Pflanzenwuchs sich zeigt, immer noch Nahrung. Selbst da, wo es auf üppigen Wiesen sich nähren könnte, sucht es die trockenen, stachlichtsten Kräuter auf, als Disteln, Nesseln, Ginster, ferner Gesträuch und Baumrinden, zu deren Zerkauen seine Zähne trefflich eingerichtet sind. Denn sein lederartiger Gaumen und sein furchtbares Gebiß gestattet ihm, dornige Pflanzen ohne Schaden zu zermalmen. Vermöge der zerspaltenen, knorpeligen Oberlippe aber ist es, so gut wie unser Schaf, imstande, den dürftigsten Grashalm abzufressen.

Zu diesem wunderbaren Schutz gegen Hunger und Durst, der dem Kamele gegeben ist, kommt nun noch seine merkwürdige Schnelligkeit. Ein Kamel der flüchtigen Rasse, welche die Araber Maharri nennen, vermag, wenn es nur geritten und nicht anderweitig beladen wird, seinen schnellen Lauf, der in einem harten, heftigen Trabe besteht, 24 Stunden lang ununterbrochen fortzusetzen, ohne auszuruhen oder Verlangen nach Futter zu zeigen, und in dieser Zeit 24—28 deutsche Meilen zurückzulegen. Eine solche Schnelligkeit können die belasteten Kamele natürlich nicht entwickeln. Doch legen sie täglich, mit einer Bürde von 6—10 Zentnern belastet, in der Regel 7, mitunter auch 10 Meilen zurück. Indes machen sie in einem Tage auch 35, ja 40 Stunden, wenn man ihnen am folgenden Tage Ruhe gönnt.

Außerdem sind ihm noch folgende wertvolle Eigenschaften verliehen. Es hat nur ein geringes Bedürfnis des Schlafes, so daß es wie ein Seeschiff Tag und Nacht zu segeln vermag. Unter den Füßen befinden sich breite Ballen, die mit starker, schwieliger, aber nicht harter Haut überzogen sind, welche, elastischen Kissen vergleichbar, das Einsinken im Sande verhüten, so daß es leicht darüber hinschreiten kann. An der Brust, den Vorder- und Hinterbeinen hat es sieben hornartige Schwielen, die beim Niederkauern zum Ruhen und Schlafen die meiste Last tragen. Dazu kommt das Hochhalten des Kopfes und die Verschließbarkeit der Nasenlöcher, um sich vor dem niedrig streifenden Samum und gegen das Einatmen des vom Winde aufgejagten Wüstensandes zu bewahren.

Mit Recht wird das Kamel „das Schiff der Wüste" genannt. Es ist für dieselbe geschaffen; beide sind offenbar dem einheitlichen Gedanken eines Schöpfers entsprungen. Zeigt schon ein Seeschiff oder ein Ozean-Dampfer, daß dieselben in allen ihren einzelnen Teilen von einem weisen Baumeister auf das zweckmäßigste dazu angelegt sind, um damit das Meer zu befahren, wieviel mehr weist der geistvolle Plan, wonach das lebende Wüstenschiff, das Kamel, gebaut ist, auf einen Schöpfer hin, der voll Weisheit und Güte darauf bedacht war, auch die Wüstenländer bewohnbar zu machen. Hier offenbart sich ein alles berechnender Verstand, der die Bedürfnisse der Menschen, die Beschaffenheit und das Klima der Wüste vor Augen hatte, und mit Rücksicht darauf ein Wesen erschuf, das all diesen Zwecken entsprach, und so gleichsam „ein Komplement", eine Ergänzung der Wüste bildete, wie man es passend genannt hat. So ist das häßlichste der Tiere zugleich das nützlichste, es ist, wie der berühmte Geograph Karl Ritter treffend sagt, „der Vermittler, der von Anfang der Schöpfung bestimmt war, die kontinentalen Völker auf friedlichen Bahnen zusammen zu führen, und den Verkehr zwischen dem Orient und Okzident ebenso anzubahnen, wie

die menschliche Kunst durch das Meerschiff die Gestadewelten des Erdballes einander gegenseitig, wenn schon in späteren Perioden, befreunden sollte." Wie lächerlich, wenn die Gottesleugner das dem blinden Zufall zuschreiben, was sich so sonnenklar als das Werk eines denkenden Geistes beweist!

2. Das Renntier.

Sehen wir auf die hochnordischen Länder, so möchte es uns auf den ersten Blick scheinen, daß jener Teil der Erde für Menschen völlig unbewohnbar sei. Denn dort herrscht eine furchtbare Kälte, die nur von einem kurzen Sommer unterbrochen wird. Dort breiten sich endlose Schneefelder aus, die selbst im Sommer nicht völlig auftauen. Keine Getreideart vermag dort zu gedeihen, um dem Menschen ein nährendes Mehl zu liefern. Kein Baum bietet ihm ein erquickendes Obst. Nur kümmerlich ist der Pflanzenwuchs, welcher dort die Einöden bedeckt.

Aber auch dort war die ewige Liebe bemüht, ein Wesen zu erschaffen, welches die Bewohner jener Gegenden nicht bloß mit Nahrung und Kleidung versorgen, sondern ihnen auch als Zug- und Reittier dienen sollte. Dies ist das Renntier. Ganze Völker im hohen Norden von Asien, Amerika und Europa, die Lappländer, Samojeden, Koräken, Ostjaken ꝛc. sind mit ihrer Existenz auf das Renntier angewiesen. Dasselbe gewährt ihnen alles, was sie zu diesem Leben bedürfen.

Betrachten wir nun den Bau und die Lebensweise dieses Tieres näher, so erkennen wir, wie eine erfinderische Weisheit alles aufgeboten hat, um dasselbe der Bodenbeschaffenheit und dem Klima des hohen Nordens anzupassen. Um es gegen die Kälte zu schützen, ist ihm ein so dickes Fell gegeben, wie es kaum irgend ein anderes Geschöpf besitzt und welches noch dazu mit einem dichten Pelze bedeckt ist. An dem niederen Teile des Halses verstärkt noch ein Haarbüschel den Schutz gegen die Kälte.

Die Hufe sind dem Lande wohl angepaßt. Statt schmal und spitzig zu sein, wie die Hufe der Rehböcke und Damhirsche, sind sie sehr breit, platt und weit. Auch hat das Renntier es in seiner Gewalt, beim Niedersetzen den Huf auszubreiten oder zusammenzuziehen, je nach der Beschaffenheit der Oberfläche, auf der es sich bewegt. Wenn der Schnee auf dem Boden liegt, so gibt ihm die Breite seiner Hufe, die es dann so weit macht, daß sie einem Pferdehuf gleichkommen, eine feste Haltung auf dem Schnee, und hindert es, so tief hineinzusinken, als es sonst geschehen würde, besonders nach frischem Schnee, dessen Oberfläche noch nicht gefroren ist. So merkwürdig nun diese Eigenschaften sind, so hat die Vorsehung doch noch ein Mittel angewandt, um dem Tiere einen festen Gang zu geben. Das ist die lange und stachelartige Afterklaue am Hufe, welche ihm beim Laufen über glattes Eis und Schnee einen sicheren Halt gibt, da sie wie das Steigeisen des Gemsenjägers das Ausgleiten verhindert. Die eigentümliche Bildung und Stärke des Halses, der Schultern und des Vorderbuges deuten schon darauf hin, daß das Tier zum Ziehen bestimmt sei; die Muskelkraft der Lenden und die Dicke der Knochen bestätigen dies. In Sibirien und Kamtschatka gebraucht man es auch zum Reiten. Vor den Schlitten gespannt, legt es in einem Tage ohne sonderliche Mühe 30 deutsche Meilen zurück. Sie sind imstande, eine Last von zirka 300 Liespfund (à 20 Pfund) zu ziehen. Die Schnelligkeit, mit der es die größten Lasten zieht, ist außerordentlich, denn sie beträgt im Durchschnitt acht englische Meilen in der Stunde, wohl zu merken auf gebirgigem Terrain.

Merkwürdig ist das klappernde Geräusch, welches gehört wird, wenn das Tier geht. Es kommt von dem Zusammenziehen der Hufe beim Aufheben vom Boden und von dem daraus folgenden Schlagen der inneren Teile im Hufe gegeneinander. Dieses Geräusch ist von keinem unbeträchtlichen Vorteil, da es die zerstreute Herde

sammelt. Die Renntiere mit ihrem feinen Gehör können es in bedeutender Ferne vernehmen.

Auch das ist höchst wunderbar, daß die Größe und Kräftigkeit der Renntiere nicht, wie bei den Pflanzen und meisten anderen Tieren, abnimmt, je weiter sie nach dem Norden vorrücken, sondern zunimmt. Tritt die Sonnenwärme ein, so suchen sie das kühle Gebirge und die Stellen auf, wo noch Schnee liegt.

Blicken wir nun auf ihre Ernährung, so zeigt sich auch darin das Walten einer gütigen Vorsehung. Im Sommer streifen sie die Blätter von den Birken, Weiden und Espen begierig ab, sie fressen auch das junge Gras und die zarten Sprossen der Sträucher auf den Bergen und mancherlei duftiges Kraut, das der warme Sonnenstrahl schnell hervorlockt. Aber auch im Winter, wenn alles Gras und Grün von der Kälte längst vernichtet ist, ist ihnen ein reichlicher Tisch gedeckt. Ueber das ganze Land sind nämlich eine Fülle von Flechten, Leberkräutern und Moosen verbreitet, welche so organisiert sind, daß sie eine lange und strenge Kälte vertragen können. Diese bilden dann ihre einzige Nahrung; besonders das Renntiermoos, ein äußerst nahrhaftes Gewächs, welches sie unter dem mehrere Fuß hohen Schnee mit ihren harten Hufen hervorscharren.

Ungemein mannigfaltig ist der Nutzen, welchen das Renntier gewährt. Alles daran ist brauchbar. Die nahrhafte Milch ist neben dem Fleische des Renntiers die gewöhnliche Speise der Nordländer. Die Hufen, Blasen, Knochen und Geweihe werden zu mancherlei Gefäßen und Geräten verarbeitet. Der dicke Pelz liefert den Nordländern die warme Winterkleidung, ohne welche sie sich gegen die Kälte nicht schützen könnten. Außerdem geben die Felle Material zu Decken, Betten, Zelten ꝛc. Kurz, das Renntier ist den Bewohnern des hohen Nordens ihr ein und alles, und fast noch mehr als alle unsere Haustiere zusammen genommen.

Mit Recht sagt deshalb Brooke, der einen Winter in Lappland zubrachte, bei seiner Beschreibung des Rentiers: „Wir müssen die Vorsehung bewundern, welche ein Tier geschaffen hat, das dem Menschen es möglich macht, unter dem Schnee und Eis der Polarzone auszudauern, und ihm das ganze übrige in Kälte erstarrte Naturleben ersetzt."

3. Der Seehund.

Einem armen Manne wurde, als der kalte Winter sich nahte, ein Korb ins Haus gestellt, der nicht bloß nahrhafte, für den Winter ganz besonders geeignete Speisen und Getränke, sondern auch warme Kleider und eine Menge nützlicher Geräte enthielt. Es gelang ihm nicht, zu entdecken, wer ihm diesen Korb gebracht habe. Dies Ereignis wurde nun von seinen Nachbarn sehr verschieden beurteilt. Einige sahen in der Erscheinung des Korbes das Spiel des Zufalls. Andere meinten, die Natur habe denselben hervorgebracht. Noch andere, die sich besonders weise dünkten, sagten, die Materie habe diesen Korb aus Stoff und Kraft zusammengesetzt. Als dies der Arme hörte, rief er aus: „Ihr Toren! Dieser Korb ist das Geschenk eines treuen Freundes, der meine Not kennt und liebend für die Abhilfe derselben gesorgt hat."

Viel nützlicher, wie dem Armen jenes Geschenk, ist den Bewohnern der Polargegenden der Seehund. Darin finden sie alles beisammen, was sie zum Leben bedürfen: Nahrung, Kleidung und Material zum Leuchten, Brennen und allerlei Gerät und Handwerkszeug. Er ist ihr tägliches Brot, weshalb man zu sagen pflegt, das Meer sei der Acker und der Seehundsfang die Ernte der Grönländer. Das Fleisch derselben und der eingesalzene Speck ist ihnen ein willkommenes, schmackhaftes Gericht; das Blut wird zur Bereitung von Suppen benutzt. Der Tran gibt ihnen einen Labetrank, und wird zugleich statt des Oeles in den Lampen und als Feuerung gebraucht. Aus

den wasserdichten Fellen verfertigen sie sich ihre ganze Kleidung, Riemenwerk, Teppiche und Ueberzüge für ihre Kähne, Schlitten, Zelte und Wohnungen. Die gegerbte Haut liefert ein treffliches Leder, woraus gute, wasserdichte Schuhe und Stiefel gemacht werden. Die Sehnen werden zu Zwirn, die Gedärme und Blasen zu halbdurchsichtigen Fensterscheiben, zu Vorhängen der Zelte, zu Hemden, Transchläuchen und Segeln verarbeitet; die Knochen zu Nadeln, Messern und Gabeln und anderen Gerätschaften. Die Schulterblätter dienen zu Spaten, die Rippen zu Dachsparren und Nägeln, auch werden sie als Spreithölzer zum Trocknen der Felle und als Schiffsrippen verwendet.

So zeigt sich bei der Einrichtung dieses Tieres eine Absicht, welche alles auf den Nutzen des Menschen berechnet. Wo aber eine solche absichtliche Berechnung hervortritt, da offenbart sich sonnenklar das Walten eines unendlich weisen Geistes, der die Bedürfnisse des Menschen kennt und ihnen in der zweckmäßigsten Weise abhilft. So ist die ganze Natur mit ihren auf den Nutzen des Menschen berechneten Geschöpfen und Einrichtungen ein Spiegel einer unendlichen Weisheit und Güte und bezeugt uns, daß ein Gott ist.

XXII.

Sittenlehre der Gottesleugner.

Bei vielen Gottesleugnern findet sich soviel Gerede von Tugend, Edelmut ꝛc., daß Einfältige leicht auf den Gedanken kommen könnten, es wäre den Gottesleugnern noch irgend etwas an der Sittlichkeit gelegen. Allein das ist ein irriger Wahn, wogegen die Ehrlichen unter den Gottesleugnern selbst entschieden protestieren. Am aufrichtigsten sagt wohl der atheistische Doktor La Mettrie, was eigentlich ihre Religion sei, indem er z. B. folgendes schreibt:

„Die Glückseligkeit ist das Recht eines jeden Menschen; er muß sie finden, wo sie ist; sie gehört dem Lasterhaften so wohl und so billig, wie dem Besten. Der Genuß der Liebe in seinem natürlichen und den Tieren vernehmlichen Verstande, die feinste Kitzelung der Sinne, ist unser einziges Gut; es macht allein, auch ohne die Ehre und den Beifall der Welt, uns glücklich. Dieses zu erhalten, muß ihn die Pedantin, die Tugend, nicht abhalten. Sie ist ein Hirngespinst, eine Brut der Kunst und ein fremdes Gewächs, das in unserem Busen nicht von Natur keimt. Die Reue, die so hartnäckig ist, uns zu verfolgen, muß man aus den Gedanken verbannen, und das unbequeme Gewissen, eine Frucht der in unserer Kindheit empfangenen Schläge und Vorurteile, muß man betäuben, schweigen heißen, und so lange ihm den Mund stopfen, bis es nicht mehr sprechen kann. An Gott ist nicht zu gedenken, und daß es kein anderes Leben gibt, ist erwiesen; also hat man nichts zu fürchten als das einzige Wesen, das unserem Glauben im Wege ist: den Henker. — Vor diesem Richter muß der Philosoph freilich sich in acht nehmen, da er sonst nichts weder über der Erde, noch unter derselben fürchtet."

Die Gottesleugner bekennen also selbst, was sie für die höchste Glückseligkeit und das einzige Gut halten, nämlich sich in den gemeinsten, viehischen Wollüsten zu wälzen und alle Verbrechen und Laster zu begehen, wenn sie nur die feinste Kitzelung der Sinne gewähren. Um sich in diesen Genüssen nicht stören zu lassen, müsse man alle Reue verbannen, das Gewissen betäuben, und alle Gedanken an Gott, Ewigkeit, Gericht und Hölle zu ertöten suchen. Bei solchem schandbaren Lasterleben werden nun natürlich alle göttlichen und menschlichen Gesetze mit Füßen getreten, und dadurch kommt man in Gefahr, von der Obrigkeit bestraft zu werden. Darum gilt bei den Gottesleugnern als das höchste Gesetz: Laß dich nicht ertappen, fürchte den Henker über alles! Denn freilich, wenn dich

der erwischt, so hat die ganze Herrlichkeit ein Ende, weil mit dem Tode alles aus ist.

Das ist die verruchte Moral (Sittenlehre), zu welcher die Gottesleugnung immer geführt hat, und notwendig immer führen wird.

XXIII.

Unvereinbarkeit des Atheismus mit der Wohlfahrt des Staates.

1. Zeugnis aus dem Altertum.

Ein Staat, dessen Bürger das Dasein Gottes leugnen und somit alle Religion verwerfen, kann nicht bestehen. Denn mit der Religion fällt auch alle Sittlichkeit dahin. Wo die Gottesfurcht aufhört, da muß auch alle Liebe, Achtung und Gerechtigkeit gegen den Nächsten untergehen. Wer sich erfrecht, das Dasein Gottes zu leugnen, der ist auch frech genug, gegen seinen Nächsten jedes Unrecht zu begehen. Denn der Gottesleugner glaubt keinen gerechten Richter und deshalb auch keine ewige Vergeltung. Für ihn gibt es keinen Unterschied zwischen Recht und Unrecht, zwischen gut und böse. Ihn binden nicht die klarsten Gesetze der Natur noch die heiligsten Verträge. Er spottet des Eidschwurs, da der Eid nur beim Namen Gottes geleistet werden kann. So hält den Gottesleugner keine sittliche Rücksicht ab, gegen seinen Nächsten die größten Verbrechen zu begehen. Er folgt nur einem Triebe, dem Eigennutze oder der Selbstsucht. Wenn er meint, sein eigener Nutzen erfordere es, so wird er jedes Gesetz übertreten und alle Schranken durchbrechen. Um sein eigenes Bestes zu befördern, wird er rücksichtslos das Glück seines Nächsten zerstören, und ihn um seine teuersten Güter, um sein Leben, Eigentum und seine Rechte bringen.

Demnach kann ein Staat, der aus lauter Gottesleugnern besteht, seine Aufgabe, die zeitliche Wohlfahrt seiner Bürger zu sichern, nicht erfüllen. Denn wo alle

Achtung vor den Rechten des Nächsten untergegangen ist, wo nur die Selbstsucht regiert, da kann kein Gesetz und keine Obrigkeit mehr helfen. Da lösen sich alle Bande der sittlichen Ordnung. Jeder sucht sein Glück auf Kosten des Nächsten. Darum unterdrückt, beraubt und ermordet er ihn, sobald er es in seinem eigenen Interesse für nötig hält. Daraus entsteht endlich eine völlige Gesetzlosigkeit, ein Krieg aller gegen alle, eine allgemeine Unsicherheit des Lebens und Eigentums. Daß aber solche Zustände den Untergang eines Staates herbeiführen müssen, kann keinem Zweifel unterliegen.

Diese Wahrheit, daß ein Staat ohne Religion nicht bestehen könne, ist so selbstverständlich, daß sie schon in den ältesten Zeiten erkannt und ausgesprochen wurde. Selbst die Heiden haben dies eingesehen. Cicero sagt: „Mit diesem falschen Vorgeben (nämlich, daß es keine göttliche Vorsehung gebe) können weder die übrigen Tugenden noch die Frömmigkeit bestehen, mit welcher zugleich auch notwendig die Heiligkeit und die Religion aufhören muß; wenn aber diese untergegangen sind, so erfolgt eine Umwälzung des Lebens und eine große Verwirrung. Und ich glaube, wenn die Frömmigkeit gegen die Götter vernichtet würde, so würde damit auch die gewissenhafte Treue und die Gesellschaft des menschlichen Geschlechtes und zugleich die ausgezeichnetste Tugend, die Gerechtigkeit, vernichtet werden.“ [1] Aehnlich sagt Plutarch: „Leichter besteht, wie mir scheint, eine Stadt ohne Grundlage, als ein Staat, worin die Meinung von den Göttern völlig aufgehoben ist.“ [2]

Die Religion ist, wie die Alten richtig erkannten, die Grundlage der Staatswohlfahrt. Cicero drückt dies so aus: „Wer wird leugnen, daß diese Meinungen (nämlich von den Göttern und ihrer Vorsehung) nützlich seien, wenn er bedenkt, wie vieles durch Eidschwur bekräftigt wird, wie heilsam die religiöse Weihe der Bündnisse sei, wie viele die Furcht vor der göttlichen Strafe von Verbrechen

abgehalten habe, und wie heilig die Gemeinschaft der Bürger unter sich sei, indem die unsterblichen Götter bald als Richter, bald als Zeugen ins Mittel treten.“ [3]

Wie lebendig die Alten von der Ueberzeugung durchdrungen waren, daß die Gottesleugnung zum Verderben des Staates führe, erhellt aus ihrem Verfahren gegen die Epikureer. Diese leugneten nämlich die göttliche Vorsehung und damit im Grunde die Gottheit selbst. Darüber finden wir beim Suidas aus einer verlorenen Schrift des Claudius Aelianus[8] über die Vorsehung gegen die Epikureer folgende Nachricht:

„Die Epikureer wurden durch einen Senatsbeschluß aus Rom verbannt; und die Messenier vertrieben in Arkadien alle diejenigen, die gleichsam aus derselben Krippe gegessen hatten, weil sie eine Pest für die Jünglinge seien, und durch ihre Ueppigkeit und Gottesvergessenheit der Philosophie einen Schandfleck anhingen. Daher befahlen sie ihnen, vor Sonnenuntergang aus den Grenzen des messenischen Gebietes zu weichen, und nachdem sie vertrieben waren, ließen sie die Tempel durch die Priester weihen und von den Timuchen (so heißen die messenischen Beamten) die ganze Stadt reinigen, als sei sie nun von Schmutz und Unrat befreit.“

„Auch auf Kreta vertrieben die Lykier einige dahin gekommene Epikureer und schrieben in ihrer Landessprache folgendes Gesetz aus: Den Epikureern, den Urhebern einer weichlichen, entarteten und schändlichen Philosophie, den Feinden der Götter, wird durch die Stimme des Herolds befohlen, Lyktus zu verlassen.“ [4]

2. Beweis aus der französischen Revolution.

Die französische Revolution beweist, daß es keinen größeren Feind der Staatswohlfahrt gibt als den Atheismus. Als nämlich in Frankreich die Gottesleugnung zur herrschenden Denkweise wurde, da führte sie zum Umsturz aller göttlichen und menschlichen Ordnung. Es entstand

eine so entsetzliche Tyrannei, Sittenlosigkeit und Roheit, wie sie wohl nie auf Erden ihresgleichen gehabt hat. Und Greuel wurden verübt, deren sich selbst die entmenschtesten Kannibalen schämen würden. Die sittliche Fäulnis war eine unbeschreibliche. Selbst ein Danton, einer der blutdürstigsten atheistischen Wüteriche, mußte von seinen Zeitgenossen bekennen: „Es sind lauter Kains und der Zustand Frankreichs bleibt ein unermeßlicher Schlamm!“ Ebenso sagte der sterbende Mirabeau: „Frankreich stirbt an innerer Fäulnis!“

Seit vielen Jahren hatten Voltaire und andere Spötter durch ihre gottesleugnerischen Schriften „die Ausrottung des Infamen“, wie sie das Christentum lästerten, erstrebt. Dies blieb auch das Ziel der Gottesleugner. Im Jahre 1793 traten Hebert und seine Genossen in Paris mit der Losung auf: „Man muß den König des Himmels ebenso wie die Könige der Erde entthronen.“ Sie fanden damit allgemeinen Beifall. Der Nationalkonvent dekretierte, daß kein Gott sei, und schaffte die christliche Religion ab. Statt dessen wurde die Verehrung der Vernunft eingeführt.

Die Abschaffung des Christentums wurde in Paris am 10. November 1793 mit einem Feste gefeiert. Es hieß das Fest der Vernunft. Im Innern der Kirche Notre-Dame wurde ein sogenannter Tempel der Philosophie errichtet. Darin saß eine Opernsängerin als Göttin der Vernunft, mit einer roten Jakobinermütze auf dem Kopfe und einer Pike in der Hand. Dann ging der Festzug nach dem Konventhause. Die Göttin der Vernunft wurde auf einem Tragsessel von vier Männern vorausgetragen. Im Sitzungssaale angekommen, hielt Chaumette eine Anrede an den Präsidenten und sprach: „Gesetzgeber! Der Fanatismus hat der Vernunft den Platz geräumt! Die Franzosen feiern heute ihren wahren Gottesdienst, den der Freiheit und der Vernunft. Wir haben die leblosen Götzenbilder verlassen und uns zur

Vernunft gewendet, zu diesem belebten Bilde, zu diesem Meisterstück der Natur." Chaumette, als Hoherpriester, entschleierte sie hierauf und führte sie dem Präsidenten zu, der die neue Göttin umarmte und küßte. Dann wurde sie auf einen geschmückten Wagen gesetzt und in den Tempel der Vernunft zurückgebracht, von einem Schwarm umtanzt und von den Mitgliedern des Nationalkonvents begleitet. Dort wurde sie auf den Hochaltar gesetzt und unter Verneigungen, wahnwitzigen Reden und Freiheitsgesängen verehrt.

Das war der mehr als heidnische Götzendienst, den die Gottesleugner einrichteten. Dieser Unfug wurde in mehreren tausend Kirchen des Landes nachgeahmt. Nirgends fehlte dabei die Göttin der Vernunft. Zuweilen wurden tugendhafte und schüchterne Mädchen gezwungen, sie vorzustellen. Häufig wurden Huren dazu gewählt, und in den mit einem Vorhang verhüllten Kapellen wurde dann der Kultus der neuen Göttinnen geübt. Anstatt des Predigers trat der Maire auf die Kanzel, verspottete das Christentum, lästerte auch wohl die Gottheit und leugnete ihr Dasein. Auf dem Altar wurden anstatt des Kreuzes die Büsten von Voltaire und Rousseau aufgestellt, welche die Stelle der Heiligen vertreten sollten. Ueber die Pforten der Kirchhöfe schrieb man: „Ewiger Schlaf".

Damit nicht zufrieden, suchten die Gottesleugner ihren Aberglauben auch den Christen aufzudrängen. Am 13. November 1793 bevollmächtigte der Konvent alle Behörden, die Resignationserklärungen der Geistlichen anzunehmen, und forderte die Geistlichen auf, dem Christentum zu entsagen. In Straßburg wurden am 21. November die Lehrer aller Religionsbekenntnisse vor den Maire gerufen und aufgefordert, ihren Glauben abzuschwören. Am 22. November wurde allen Bischöfen und Pfarrern, welche ihr Amt aufgeben wollten, eine Pension zugesichert. Ein Katechismus der Menschheit, der den Atheismus verkündigte und voller Gotteslästerungen war, fand große

Verbreitung. Um die Erinnerung an Christum zu vertilgen, wurde von dem Konvent eine neue Zeitrechnung eingeführt, welche nach Jahren der Republik oder der Freiheit und Gleichheit zählte und mit dem 20. September 1793 begann. Die christlichen Sonn- und Feiertage wurden abgeschafft. Jeder Monat hatte 30 Tage und zerfiel in 3 Dekaden, Wochen von 10 Tagen, deren erster Tag an die Stelle des christlichen Sonntags trat. Die fünf Ergänzungstage, die durch Einteilung des Monates in je 30 Tage nötig wurden, sollten zu Festtagen des Genies, der Arbeit, der Dankbarkeit ꝛc. verwendet werden. Die Monate bekamen andere Namen. Anstatt der Heiligennamen hatte jeder Tag einen Namen, der von einem Naturgegenstande hergenommen wurde. So hieß der erste Vendemiaire: Weintraube, der zweite: Safran, der dritte: Kastanie. Bei verschiedenen Tagesbezeichnungen bemerkt man die Absicht der Gotteslästerung. Angelegentlich wurde die Beobachtung des neuen Kalenders eingeschärft und niemand durfte es wagen, den Sonntag zu feiern. Ein sechzigjähriger Mann wurde hingerichtet, weil man ihn hatte beten sehen; eine Mutter, weil sie ihr Kind das Zeichen des Kreuzes machen lehrte. Die Atheisten hatten somit die Religionsfreiheit aufgehoben.

Zugleich wurde das Volk von einer teuflischen Wut ergriffen, alles Heilige und was an das Christentum erinnerte, zu vernichten. Viele Kirchen wurden niedergerissen, andere als Kriegsmagazine benutzt. In Straßburg wurde die Nikolaikirche in einen Kuhstall, die Neue Kirche in einen Schweinestall und der Münster in einen Tempel der Vernunft verwandelt. Man ging damit um, auch den Straßburger Münster niederreißen zu lassen, fand aber die Sache zu schwer. Hebert stellte im Pariser Gemeinderat den Antrag, alle Glockentürme, als dem Prinzipe der Gleichheit zuwider, abzutragen. Chaumette wollte die Bildhauerarbeiten in der Kirche Notre-Dame in Paris zerstört wissen. Viele Kirchen wurden beraubt,

die Altäre zertrümmert, die Kanzeln verbrannt, die Bilder und Statuen verstümmelt, die Kirchengefäße entweiht und die Kirchenglocken eingeschmolzen. In vielen Kirchen riß das Volk die Särge auf, beraubte die Leichname ihrer Kostbarkeiten, verwüstete das Innere der Kirchen, hielt Gelage darinnen, wobei mit allen Kultusgegenständen Spott getrieben wurde. In Straßburg wurden Gesang- und Gebetbücher zusammengetragen, um öffentlich verbrannt zu werden.

Mit gleicher Wut wandte sich das Volk gegen alle Denkmäler christlicher Kunst und Wissenschaft. Die Atheisten hatten eine besondere Lust am Verbrennen von Bibliotheken, Vernichten von Dokumenten und alten Handschriften. Zahllose Denkmale, sobald sie an die Kirche erinnerten, wurden zerstört. Viele unschätzbare Altertümer und Kunstwerke sanken damals in Trümmer. So gingen eine große Menge von kostbaren Manuskripten und Büchern für immer verloren. Der Haß der Atheisten gegen alles Edlere bewies sich auch dadurch, daß alle höheren Bildungsanstalten, die Akademien, Universitäten und Gymnasien aufgehoben wurden. Hierin zeigt sich recht deutlich, daß der Atheismus endlich zur Barbarei führt.

Mit der Entchristlichung ging die größte Entsittlichung des Volkes Hand in Hand. Die 23 Theater und 60 Tanzsäle in Paris waren stets gefüllt und unterstützten den neuen Götzendienst treulich. Bürgerliche Verbrechen blieben meist unverfolgt und unbestraft. Die Zahl der Findelkinder verdoppelte sich. Für die meisten war die Revolution nur das Mittel, um ihren Ehrgeiz, Rachlust und Genußsucht zu befriedigen. Während die Opfer ihres Hasses die Qualen des Gefängnisses und der Todesangst erlitten, schwelgten sie des Abends und nachts an reich besetzten Tafeln im Umgang mit Schauspielerinnen und Tänzerinnen.

Eine andere Frucht, welche der Atheismus hervorbrachte, war der blutdürstigste Despotismus. Vor allem

wandte sich die Mordlust gegen den König Ludwig XVI. und seine Anhänger. Dies geschah von Anfang der Revolution an. Bei der Erstürmung der Bastille am 14. Juli 1789 ward der königlichen Besatzung freier Abzug versprochen. Trotzdem wurde der Kommandant derselben, Launay, mit fünf seiner Offiziere von dem Volke unter entsetzlichen Mißhandlungen erschlagen, und dann eines jeden Kopf auf einer Pike im Triumph umhergetragen.

Aehnlich erging es dem Minister des Königs, Foulon, einem 74jährigen Greise. Er wurde von Bauern auf seinem Landgute überfallen, mit einem Kranze von Nesseln um den Hals, einem Büschel Disteln in der Hand und einem Bündel Heu auf dem Rücken nach Paris geschleppt, wo ihn der Pöbel an einen Laternenpfahl aufhängte. Dann trugen sie seinen Kopf, den Mund voll Heu gestopft, auf einer Pike seinem Schwiegersohn Berthier entgegen. Dieser wurde gleichfalls getötet, sein noch zuckendes Herz in den Stadthaussaal getragen und auf den Tisch der Beamten geworfen, dann auf einen Säbel gespießt und unter dem Kannibalengesang des mordgierigen Pöbels in ein Kaffeehaus getragen.

Zwar hatte die französische Konstitution allen Bürgern Freiheit, Gleichheit und persönliche Sicherheit versprochen, allein sie blieb ein toter Buchstabe. In Wirklichkeit herrschte die Tyrannei der Masse, deren Wut von den Jakobinern bis zur Raserei aufgestachelt wurde. Sie verfolgte schonungslos alle, welche anderer Meinung waren. So wurden alle Priester, welche den Eid auf die neue Konstitution und die bürgerliche Verfassung der Geistlichkeit verweigerten, verhaftet und verbannt. Marat verlangte die massenhafte Ausrottung aller Royalisten (Anhänger des Königs), kurz aller, die den Glauben der Jakobiner nicht teilten. In kurzem wurden alle Pariser Gefängnisse überfüllt, allein in der Nacht vom 29. auf den 30. August 1792 wurden 3000 Personen als Verdächtige den Gefängnissen überliefert. Um die Hin-

richtungen zu beschleunigen, wurde eine neuerfundene Köpfmaschine angewendet, die Guillotine, welche ein schweres Fallbeil hatte, und mittelst desselben das Köpfen sehr geschwind verrichtete.

Darauf kam es in Paris zu den entsetzlichsten Metzeleien. Die Mordlust war auf das höchste gestiegen. „Alle Augen", sagt Frau von Stael in ihren Erinnerungen an jene Zeit, „waren wie mit Blut gefüllt". Das Morden währte vom 2.—7. September. Gegen 400 Priester wurden teils erdolcht, teils mit Flintenschüssen, teils mit Säbelhieben umgebracht. So oft ein Gefangener beim Herausgehen nicht: „Es lebe das Volk!" rufen wollte, wurde er vom umstehenden Pöbel kurzweg massakriert. Von den Schweizersoldaten wurden 156, obgleich sie um Gnade baten, zusammengehauen. Maillard, der an der Spitze des Blutgerichtes stand, entschied nach kurzem Verhör über die Gefangenen. Eine Mörderbande, die mit Spießen, Säbeln und Aexten bewaffnet war, stand bereit, die Verurteilung sofort zu vollstrecken. Die Prinzessin von Lamballe, eine Freundin der königlichen Familie, durch Schönheit und Seelenadel ausgezeichnet, wurde aufs gräßlichste ermordet. Ein Soldat riß ihr das Herz aus und rühmte sich dessen. Der Kopf der Prinzessin wurde auf eine Pike gesteckt und an den Fenstern der königlichen Familie vorbeigetragen, um sie zu kränken. Die Königin fiel bei diesem Anblick in Ohnmacht. Dann zogen die Mörder mit 7 Kanonen nach dem Bicetre und machten dort 3000 Galeerensträflinge mit Kartätschenschüssen nieder. Es gab daselbst auch ein Kranken- und Armenhaus. Von den darin erzogenen Waisenkindern wurde, ein Greuel ohnegleichen, ein großer Teil umgebracht. Gegen 3000 Menschen, darunter die angesehensten und verdientesten Männer Frankreichs, wurden in dieser Zeit hingemordet. Aehnliches geschah in den Provinzen. Robespierre billigte dies und belobte das Volk wegen seiner Gerechtigkeit.

Seit dem 10. August 1792 schmachteten der König und seine Familie in der Gefangenschaft, worin sie der rohesten und unwürdigsten Behandlung preisgegeben waren. Während sein Prozeß noch schwebte, heulten Pöbelbanden des Abends in der Nähe seiner Wohnung wie hungrige Wölfe und verlangten den Kopf des Königs. Er wurde wider alles Recht zur Hinrichtung verurteilt. Am 21. Januar 1793 erlitt er den Tod mit christlicher Ergebung. Seine letzten Worte waren: „Ich vergebe meinen Feinden! Möge mein Blut nicht auf Frankreich zurückfallen!“ Als der Scharfrichter sein Haupt emporhielt, erhob die entmenschte Menge ein rasendes Freudengeschrei. Bald folgten ihm die Königin und seine Schwester auf das Blutgerüst. Sein Sohn wurde dem Schuster Simon, einem Trunkenbold, zur Aufsicht übergeben. Dieser Unmensch suchte ihn durch die ausgesuchtesten Mißhandlungen aus dem Leben hinauszuquälen, was ihm auch so gut gelang, daß er bald dahinsiechte und starb. So erhielt die Revolution „eine neue blutige Weihe und einen unauslöschlichen Charakter“, wie die Blutmenschen sich ausdrückten.

Jetzt ging es auf der Bahn zum Verderben mit Riesenschritten vorwärts. Die Königsmörder zerfielen in mehrere Parteien, die sich bis auf den Tod bekämpften. Die gemäßigtere Partei wurde immer von der wütenderen vernichtet. Die Girondisten wurden von den Jakobinern auf das Schafott gebracht. Darauf zerfielen die Jakobiner unter sich selbst. Robespierre ließ den Danton und seine Freunde hinrichten. Ein Aufstand, ein Gemetzel folgte auf das andere. Die Bauern der Provinz Vendee erhoben sich gegen die Tyrannei des Konvents und schlugen mehrere gegen sie ausgesandte Heere, wurden aber endlich von der Uebermacht überwältigt. Wie reißende Wölfe fielen die Revolutionsheere über die unglücklichen Bewohner her, steckten Dörfer, Städte, Bauernhöfe und Gehölze in Brand, töteten die Herden und verwandelten das Land in eine Wüste.

Die Guillotine ruhte nicht. In Paris wurde ein bleibendes Revolutionstribunal errichtet, dem eine Armee von 6000 Mordknechten zur Seite stand, um die Urteile des Blutgerichts zu vollziehen. Ein General, der eine Schlacht verlor, wurde mit dem Tode bestraft. So wurden die Generäle Luckner, Beauharnais, Houchard, Westermann, Biron, la Marque, Brunet u. a. geköpft. Dazu kam am 12. August 1793 das Gesetz gegen die Verdächtigen. Wer sich nur lau gegen die Republik erwies oder Achtung und Mitleid gegen Hingerichtete bezeugte, verfiel dem Tode. Wer einen Verdächtigen verheimlichte, wurde bestraft, der Angeber belohnt. Niemand war vor seinem Nächsten sicher, daher bald die Gefängnisse überfüllt waren, und, um sie zu leeren, die Hinrichtungen häufiger wurden. Einmal wurden fünf junge Mädchen aus Verdun hingerichtet, deren ganzes Verbrechen darin bestand, auf einem daselbst dem Könige von Preußen gegebenen Balle getanzt zu haben.

Alle diese Greuel wurden noch überboten durch die Schreckensherrschaft unter Robespierre. Am 10. Juni 1794 setzte er das Gesetz durch: daß forthin Zeugen zur Feststellung der Schuld nicht nötig seien, und daß hierzu das von ihrer Liebe zum Vaterlande aufgeklärte Gewissen der Geschworenen ausreichend sein sollte. In der kurzen Zeit vom 10. Juni bis zum 27. Juli wurden in Paris 1400 Personen guillotiniert. Binnen vier Monaten wurden dort allein 112 Frauen geköpft. Außerdem wurden 8000 Verdächtige in 28 Gefängnissen aufbewahrt. Zuletzt reichte der bisherige Begräbnisplatz für die Guillotinierten nicht mehr aus, und es wurde ein neuer für sie eingerichtet. Die zahlreichen Hinrichtungen drohten bei der großen Sommerhitze durch die Ausdünstung der nicht tief genug beerdigten Leichen die Luft zu verpesten. Der Platz, wo die Guillotine stand, war so mit Blut überschwemmt, daß ein Graben zu dessen Ablassung gezogen werden mußte.

Ebenso wurde in den Provinzen gewütet. In Lyon ließ Collot d'Herbois Tausende von Männern und

Frauen, die in den Gefängnissen schmachteten, verurteilen und mehrere Monate hindurch die Guillotine Tag und Nacht arbeiten. Die übrige Bevölkerung war gezwungen, den Hinrichtungen beizuwohnen, und wer nicht in den Ruf: „Es lebe die Republik!“ einstimmte, oder wer Mitleid zeigte, wurde ebenfalls hingerichtet. Doch die Blutarbeit ging den Würgern nicht schnell genug. Man erfand die sogenannten Mitrailladen, d. h. Massenerschießungen. Die Gefangenen, welche in Haufen dicht zusammentreten mußten, wurden mit Stricken und Ketten umwunden. Dann wurde solange mit Kartätschen unter sie geschossen, bis sie tot am Boden lagen. Die bloß verwundet waren oder unversehrt blieben, wurden mit Bajonettstichen und Säbelhieben zu Tode gebracht. Der Konvent hatte beschlossen, die ganze Stadt sollte dem Erdboden gleich gemacht werden. 25000 Arbeiter wurden in Sold genommen, die Häuser niederzureißen oder mit Pulver in die Luft zu sprengen. In die Habe der wohlhabenden Bürger teilte sich der Pöbel. Zuletzt ward auf dem geebneten Trümmerhaufen eine Säule mit der Inschrift errichtet: „Lyon lehnte sich gegen die Freiheit auf, Lyon ist nicht mehr!“ Man rechnet, daß 6000 Menschen dort hingeschlachtet wurden, viele bloß darum, weil sie reich oder von ihren Feinden und Neidern angegeben waren.

Nicht minder mußte Toulon, welches sich für den König erhoben hatte, die Rache des Konvents fühlen. Von den gefangenen Bürgern bluteten 800 unter den Kugeln einer savoyischen Mörderbande. Barras und Freron würgten binnen drei Monaten über 1800 Bürger ohne Beweis und Untersuchung hin. Zur Feier eines republikanischen Festes schickte man elf junge und schöne Frauen auf das Schafott. Eine Menge Häuser wurden niedergerissen und den Reichen ihr Vermögen abgepreßt. Selbst diejenigen, welche an dem Aufruhr keinen Teil genommen hatten, waren eine sichere Beute des Todes, wenn sie reich waren.

Nach Nantes, dem Hauptorte der Vendee, wurde Carrier geschickt, um Rache dafür zu nehmen, daß die Vendeer sich gegen den Konvent erhoben hatten. Tausende von ihnen, Männer, Frauen und Kinder, waren den Republikanern in die Hände gefallen und wurden, wenn nicht augenblicklich niedergemacht, nach Nantes abgeführt. Hier wetteiferte nun das Revolutionstribunal und ein Kriegsgericht miteinander, wer dem Tode am meisten Opfer liefern würde. Der Blutdurst kannte keine Grenzen mehr und riß Carrier zu immer größeren Greueln fort. Er hatte eine Leibwache, die Kompagnie Marat genannt, welche aus sechzig Banditen bestand, von welcher jeder Mann täglich zwei Dollar erhielt. Diese war beauftragt, die Gefangenen vor der Stadt zu erschießen, während innerhalb derselben die Guillotine vom frühen Morgen bis zum späten Abend in Bewegung war. Auf diese Weise wurden 4000 Menschen hingeschlachtet. Die Mörder und Henker ermüdeten indessen bald, da es täglich 150 bis 200 Todesurteile zu vollziehen gab.

Da ließ Carrier Schiffe bauen, deren Boden geöffnet werden konnte, so daß die darauf befindlichen Personen ins Wasser fallen mußten. Sobald es dunkel geworden, wurden die Gefangenen in diese am Ufer der Loire liegenden Fahrzeuge gebracht und während der Nacht auf diese Art im Flusse versenkt. Der erste Versuch wurde mit neunzig eidweigernden Priestern gemacht. Bei einer einzigen dieser Ertränkungen kamen über dreizehnhundert Personen um. Man glaubt, daß es deren dreiundzwanzig gegeben hat. Allein sechshundert Kinder wurden auf diese Weise umgebracht. Dies waren die sogenannten „Noyaden". Carrier nannte sie „republikanische Taufen". Während dieser Ersäufungen hielt er in der Nähe auf einem Luftschiffe schwelgerische Gelage und sah unter lautem Gelächter dem Ringen und Kämpfen der unglücklichen Schlachtopfer zu. Doch wußte er die Grausamkeit noch zu steigern. Er ließ Männer und Frauen nackt aneinander binden und

so in den Fluß werfen und ertränken. Dies nannte er „republikanische Hochzeiten". Am Ufer standen mit Säbeln bewaffnete Banditen, welche denjenigen Gefangenen, die nahe daran gewesen waren, sich durch Schwimmen zu retten, die Hände abhieben und dieselben in den Strom zurückstießen. Den Tod in der Loire finden hieß in der Sprache der Nanteser Terroristen (Schreckensmänner): aus der großen Schale trinken. Die vielen Leichname verpesteten den Fluß so, daß man das Trinken des Wassers und das Fangen der Fische verbieten mußte. Der Fluß warf die Leichen in Massen wieder aus und die Luft war weit und breit mit Verwesungsgeruch erfüllt. Carriers Gehilfen, Francastel und Hentz, ließen auf einer Wiese 2700 Gefangene, darunter Weiber und Kinder, erschießen. Carrier empfahl seinen Henkern besonders, keine der gefangenen vendeeischen Frauen am Leben zu lassen: „denn", sagte er in ruchlosem Scherz, „sie würden lauter Royalisten in die Welt setzen!" Damals wurden in und um Nantes 15000, nach anderen 40000 Menschen durch Erschießen, Köpfen und Ertränken umgebracht.

In Arras und Cambrai wütete Lebon, ein ehemaliger Pfarrer. An beiden Orten errichtete er Revolutionstribunale und ließ diejenigen, welche von dem einen losgesprochen wurden, vor das andere stellen und verurteilen. Er schrieb an den Wohlfahrtsausschuß nach Paris: „Die Maschine ist hier in gutem Zuge und die Guillotine steht nicht mehr still. Die Köpfe der Herzöge, Marquis und Barone, männliche wie weibliche, fallen wie Hagel unter dem Beil." Er ließ Leute hinrichten, die weiter nichts getan hatten, als für ihre gefangenen Angehörigen Fürbitte einzulegen. Die auf der Guillotine Angekommenen mußten zuweilen erst die Verlesung der eingelaufenen Siegesberichte anhören, ehe sie abgeschlachtet wurden. Andere ließ er, um ihre Todesqual zu vermehren, in der zur Hinrichtung erforderlichen Stellung eine Zeitlang liegen, bevor diese selbst erfolgte.

Maignet, ein Vertrauter Robespierres, wurde nach den Departements Vaucluse und der Rhonemündungen geschickt. Um sich des Vermögens der wohlhabenden Einwohner bemächtigen zu können, ließ der Präsident des Revolutionskomitees in Bedouin, einer kleinen, aber reichen Fabrikstadt, den Freiheitsbaum während der Nacht umhauen und bürdete dies dann dem antijakobinischen Teile der Bevölkerung auf. Man rief Soldaten herbei, bewaffnete den Pöbel und setzte ein Revolutionstribunal ein, das an einem Tage 63 Personen hinrichten ließ. Dann wurde der Ort geplündert und angezündet, wobei große Seidenvorräte in Feuer aufgingen. In der Stadt Orange, welche höchstens 7000 Einwohner hatte, wurden 500 Todesurteile vollzogen. Maignet selbst rühmt sich, in den beiden Departements 15000 Personen in die Gefängnisse geworfen zu haben.

Die Volksrepräsentanten Lequinio und Laignelot luden in Rochefort den Henker zu Tische und ernannten ihn zum Vorsteher der Volksgesellschaft. Sie zwangen die Angehörigen der Hingerichteten, einen Umzug um die Guillotine zu halten und in dem Blute ihrer Verwandten zu waten. In Brest veranlaßte Raoul, Richter am dortigen Revolutionstribunal, den Vater des Generals Moreau, die Schulden eines Ausgewanderten zu bezahlen, gab ihn darauf an und stimmte für seinen Tod. Maure veranstaltete in Auxerre ein sogenanntes Fest des Schreckens, wobei die zur Hinrichtung nötigen Werkzeuge in Pomp vorangetragen wurden. Eulogius Schneider, ein ehemaliger deutscher Schneider, der in Straßburg wütete, sagte sich bei einem dortigen Bürger zum Essen an und ließ ihn, der nichts ahnte, am anderen Tage hinrichten.

Nach einer mäßigen Berechnung ist während der Schreckensherrschaft eine Million Menschen auf dem Schafott oder im Gefängnis gestorben.

Der Zustand Frankreichs war damals ein über alle Maßen unglückseliger. Es herrschte die wildeste Gesetz-

losigkeit und die blutigste Tyrannei. Niemand war seines Lebens sicher. Die Mordlust der Schreckensmänner wendete sich gegen alle, die sich durch Rang, Vermögen, Bildung, Ruhm und Adel der Gesinnung auszeichneten. Ja, selbst Jugend und Schönheit, als Vorzüge der Natur, fielen dem Götzen der Gleichheit zum Opfer. Jeder schwebte in steter Lebensgefahr. Die boshafte Verleumdung eines Feindes, die Angabe eines Spähers, der Haß eines Sansculotten genügte, einen Unschuldigen in den Kerker und vom Kerker aufs Schafott zu bringen. Die Armen wüteten gegen die Reichen, der mordlustige Pöbel, die Sansculotten (Ohnehosen) gegen die Gebildeten. Alle Bande der gesellschaftlichen Ordnung waren zerrissen. Das Leben war dem besseren Teile der Bevölkerung zur unerträglichen Last geworden.

Das bare Geld war aus dem Verkehr verschwunden. Das Papiergeld, die Assignaten, war entwertet. Handel und Kunstfleiß lagen völlig danieder. Auf dem Lande stockte der Ackerbau. Denn da die Bauern zu Lieferungen gezwungen wurden, so minderte sich der Anbau des Landes. Deshalb machte der Konvent die Gemeinden für die Bestellung der Aecker der einzelnen Eigentümer verantwortlich und bedrohte die nachlässigen Wirte mit Gefängnis bis zu drei Monaten. Bei Lyon wurden die Landleute durch die Drohung sofortigen Erschießens zur Bebauung der Felder gezwungen.

Auf den seit Jahren verfallenden Landstraßen begegnete man überall Gendarmen, welche die der herrschenden Partei Verdächtigen nach Paris abführten, oder Bauern, welche das wertlose Papiergeld nicht annehmen wollten, nach dem nächsten Gefängnis schleppten. Volksrepräsentanten sah man sehr oft, von einer ambulanten (wandernden) Guillotine und einer Mörderbande begleitet, von Ort zu Ort ziehen, wo sie Tod und Schrecken verbreiteten. Nicht selten stieß man auf ganze Scharen von Männern, Weibern und Kindern, welche in den von inneren Kämpfen

verheerten Departements heimatlos umherirrten. Zahllose Kirchen, Klöster, Kapellen, Schlösser und Landhäuser waren ganz oder zum Teil verbrannt oder niedergerissen worden. Der christliche Gottesdienst konnte nur im geheimen abgehalten werden. Ueberall wurden die bewaffneten Diener und Späher der revolutionären Behörden angetroffen, welche unter dem Vorwande der Ueberwachung die ärgste Willkür ausübten. Niemand reiste mehr zu seinem Vergnügen. Alles war verstummt und vermied sich. Die Zügellosigkeit der einen und die Unterdrückung der anderen war zu einer sonst nie dagewesenen Höhe emporgestiegen. Dieser unnatürliche, qualvolle Zustand dünkte denen, welche ihn erdulden mußten, eine Ewigkeit zu sein.

Zum härtesten Despotismus kam nun auch die widerlichste Heuchelei. Während die Machtgeber raubten, mordeten und praßten, und von den Gütern der Unterdrückten sich bereicherten, redeten sie nur von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, von Menschenrechten, Staatswohlfahrt und Völkerglück. Mit solchen schönen Redensarten suchten sie ihre Tyrannei zu verdecken. So sprach Marat viel von seinem reinen Herzen, St. Just rühmte immer die Weisheit, Danton die Kühnheit, Robespierre die Tugend, andere führten andere Schlagwörter im Munde.

Doch alle diese Schreckensmänner nahmen endlich selbst ein Ende mit Schrecken. Sie wurden von ihren ehemaligen Anhängern entweder guillotiniert oder verbannt. Viele brachten sich selbst um; andere flüchteten sich und starben beim Umherirren vor Hunger und Kummer und ihre Leichname fand man von Hunden halb zerrissen auf dem Felde. Robespierre ließ endlich vom Konvent beschließen, daß es doch einen Gott gebe. Dann veranstaltete er ein aberwitziges Fest des höchstens Wesens, wobei er als Oberpriester auftrat. Da seine ehemaligen Parteigenossen seine Macht fürchteten, so vereinigten sie sich zu seinem Untergange. Er suchte sich mit einem Pistolen-

schuß zu töten, aber seine Hand zitterte ihm und er zerschmetterte sich nur das Kinn. Man legte ihn auf einen großen Tisch, da trat ein Bürger an ihn heran, sah ihn lange schweigend an und sagte endlich: „Ja, Robespierre, es gibt einen Gott!“ Als er am 28. Juli 1794 geköpft wurde, jauchzte und tanzte das Volk um das Blutgerüst, wie es achtzehn Monate zuvor beim Tode des Königs gejauchzt und getanzt hatte.

XXIV.

Trostlosigkeit des Unglaubens.

Die Ungläubigen bekämpfen das Christentum häufig auf folgende Weise. Sie behaupten nämlich, die christliche Religion sei ein finsterer Aberglaube, der den Menschen nur zu einem trübsinnigen Kopfhänger mache. Dagegen sei nichts beseligender als der Unglaube. Erst dann, wenn der Mensch alle Religion verwerfe und an keinen Gott mehr glaube, gelange er zum wahren Frieden, erst dann erblühe ihm ein beglückendes Paradies. Allein diese Behauptungen der Ungläubigen sind lauter Lügen. Nichts macht den Menschen unzufriedener und verzagter als der Unglaube. Diejenigen, welche die Bibel verwerfen, verwerfen damit den einzigen Weg zu wahrer, ewiger Freude. Ja, sie bekennen selbst, daß sie keinen Trost wüßten und daß nur Traurigkeit, Angst und Schrecken ihr Inneres erfülle. Dadurch wird in überraschender Weise die Wahrheit der Bibel bestätigt, die von allen denen, welche das Wort Gottes verachten, sagt: „Die Gottlosen haben keinen Frieden“ (Jes. 48, 22).

Zum Beweise dienen die folgenden Bekenntnisse solcher, welche das Wort Gottes verworfen und dem Unglauben gehuldigt haben.

Geständnis eines Atheisten.

Ein an seinem Orte berühmter und vornehmer Mann, erzählt Scriver, kam zu einem christlichen Lehrer, und

als sie auf dessen Studierstube allein waren und der Prediger allerlei gottselige Reden, und zwar mit besonderer Freudigkeit, führte, geriet jener darüber in solche Betrübnis, daß er anfangen mußte zu weinen. Der Prediger meinte, daß er durch das gottselige Gespräch aus Andacht und Freude Tränen vergösse und fuhr darinnen fort, fragte ihn jedoch endlich, was die Ursache solches Weinens wäre, und bekam zur Antwort: „Wir sind hier allein, darum will ich Euch meinen ganzen Zustand, der Euch bisher unbewußt, offenbaren. Ihr sollt wissen, daß ich ein Atheist bin, und von allem, was Eure Bibel und Eure Priester sagen, nichts glaube. Ob ich nun wohl meines Unglaubens guten Grund habe und daß die christliche Religion ein Aberglaube und Menschenerfindung sei, genugsam versichert bin, so verdrießt mich's doch, daß, da ich Euch hier mit solcher Gewißheit von Eurem Aberglauben reden höre und sehe, wie Ihr dabei so freudig und vergnügt seid, ich hingegen in stetiger Furcht und Schrecken lebe und keine Ruhe meines Gewissens erlangen kann." Als der Prediger sich hierüber entsetzte und sagte, er wollte und könnte nimmer glauben, daß er solches im Ernst redete, er hätte ja bisher gar christlich gelebt, und nicht allein für seine Person die Kirchen fleißig besucht und zum hochheiligen Liebesmahl des HErrn sich fleißig eingefunden, sondern auch die Seinigen dazu gehalten und sie gar christlich erziehen lassen, antwortete er: „Was mich betrifft, so hab' ich alles, was ich getan, darum getan, daß ich meinen guten Namen und mein Ansehen und Kredit bei den Leuten nicht verlieren möchte, weil mir nicht unbewußt, daß ich keine Beförderung zu hoffen oder in meinen Ehrenämtern verbleiben könnte, wenn man an mir merken sollte, was ich in meinem Herzen habe. Daß ich aber auch die Meinigen nach allgemeiner Sitte erziehen lasse, habe ich zwar auch darum getan, weil sie sonst unter den Leuten nicht fortkommen könnten, am meisten aber, daß sie nicht solchen Kampf,

Angst und Furcht erleiden dürfen, wie ich bisher erlitten, sondern in dem allgemeinen Aberglauben (damit meinte sein gottloser Mund das Christentum) ihr Gemüt Ruhe und Vergnügung haben möchte." Ob nun wohl der Prediger sich bemühte, ihn zu überzeugen, daß sein Unglaube müßte vom Teufel sein, weil er solch Unvergnügen, solche Angst und Furcht mit sich führte, und was sonst zu sagen war, fleißig vorstellete, so half es doch nichts, sondern er blieb dabei, daß sein Unglaube recht sei; die Unruhe aber des Gemüts käme daher, daß er dessen, was er in seiner Jugend von christlicher Religion gelernt, nicht gänzlich vergessen könnte, wie er doch gerne wollte.

La Mettrie.

Der berüchtigte Gottesleugner La Mettrie schreibt: „Ich gestehe es, daß meine ganze Philosophie mir nichts hilft, daß ich nicht den Tod als die traurigste Notwendigkeit der Natur betrachten sollte; und ich wollte, daß ich diese Vorstellung, die mich so niederschlägt, auf ewig verbannen könnte, denn ich höre gleichsam schon auf zu sein, so oft ich daran gedenke, daß ich einmal nicht sein werde." [1]

Der trostlose Gottesleugner.

Spener erzählt, er habe einen Atheisten gekannt, der ihm im Vertrauen gestanden habe, daß er bei seiner Atheisterei elend sei und diejenigen für glücklicher hielte, die, obwohl irrig, etwas glaubten. Derselbe habe ihm versichert, wenn er Kinder haben würde, sollten sie nie erfahren, was in seinem Herzen sei, sondern sie möchten bei der gemeinen Einbildung bleiben, da man sich noch einen betrogenen Trost machen könnte, welches noch glücklicher wäre, als gar nichts von Trost zu haben.[2]

Goethe.

In den Gesprächen mit Eckermann äußert der große Dichter Goethe: „Man hat mich immer als einen vom

Glück besonders Begünstigten gepriesen; auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht schelten. Allein im Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit gewesen und ich kann wohl sagen, daß ich in meinen 75 Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steines, der immer von neuem gehoben sein wollte."[3] — Ein Beweis für die Wahrheit der Bibellehre, daß der Unglaube keinen Frieden gibt.

Lessing.

Jakobi schreibt von Lessing: „Ich möchte sehr gerne wissen, wieviel geheimer Gram zu Lessings Tode beigetragen haben mag. Es lag eine gewaltige Schwermut auf ihm und ich werde nie einen Morgen vergessen, den ich auf meiner Rückreise bei ihm zubrachte. Erst disputierten wir; ich widerlegte einige seiner Behauptungen so nachdrücklich, daß er nicht weiter konnte. Sein Gesicht wurde entsetzlich (ist auch im Text unterstrichen); ich habe nie so ein Gesicht gesehen. . . . Er klagte mir, daß ihn alles verließe."[4]

König Friedrich der Große.

König Friedrich der Große von Preußen zog die leichtfertigen Franzosen Voltaire, Maupertuis, d'Argens, La Mettrie usw. an seinen Hof und verspottete alle positive Religion als Vorurteil. Doch die ungläubige Philosophie, welche er dem Christentum vorzog, gewährte ihm keinen Trost. Er schreibt im Jahre 1757 an d'Argens:

„Die Philosophie, mein Teurer, ist gut, um vergangene und künftige Uebel zu mildern; aber sie wird zuschanden durch das gegenwärtige Unglück." „Das Gefühl im Menschen ist mächtiger als die kalte Vernunft. Ich habe den dritten Gesang des Lukretius (eines heidnischen Dichters) gelesen und wieder gelesen; aber ich habe

darin nur die Notwendigkeit des Uebels und das Unnütze der Heilmittel gefunden. Linderung für meinen Schmerz gewährt nur die tägliche Arbeit, welcher obzuliegen ich verpflichtet bin, und die fortwährende Zerstreuung, welche mir die Zahl meiner Feinde verursacht. Jetzt muß ich noch auf diesem stürmischen Meere fahren, bis ein kleiner Winkel Erde mir das Glück verschafft, das ich auf dieser Welt nicht habe finden können." Er hoffte auf die Glücksgöttin. „Wenn die Glücksgöttin", schreibt er im Jahre 1762, „fortfährt, mich so unerbittlich zu verfolgen, so werde ich ohne Zweifel erliegen; sie allein kann mich noch aus meiner jetzigen Lage ziehen." In seinem Unglücke ging er öfters mit dem Gedanken um, Selbstmord zu begehen. Nach der Schlacht bei Kollin im Jahre 1757 wiederholte er gegen seinen Bruder Heinrich zu verschiedenen Malen, daß er zu sterben wünsche und daß er sich selbst das Leben nehmen würde. Später schrieb er an ihn: „Mein Entschluß ist gefaßt. . . . Ich will mich krank stellen und mir noch vor meiner Ankunft in Leipzig den Tod geben. . . . Der Zustand, in dem ich mich befinde, ist länger nicht zu ertragen uud schlimmer als der Tod." Nach der Schlacht bei Hochkirch 1758 sagte er zu Le Catt: „Auf jeden Fall führe ich etwas bei mir, um das Trauerspiel zu endigen." Der König führte während des ganzen Krieges ein Giftpulver bei sich, das man nach seinem Tode gefunden hat. „Entweder", schrieb er 1760, „lasse ich mich unter den Trümmern meines Vaterlandes begraben, oder, wenn dem Geschick, das mich verfolgt, dieser Trost noch zu süß sein sollte, so werde ich mein Unglück zu endigen wissen, wenn es nicht mehr möglich sein wird, es zu tragen. Wie? ich sollte ein kraftloses Alter vorziehen, voll Verdruß und Schmach, voll Betrübnis über vergangenes Glück, und voll Beleidigungen? Nein:

Wenn alles uns verläßt, die Hoffnung selbst zerbricht,
Dann ist das Leben Schimpf, und Sterben wird uns Pflicht."

In diesen Versen Voltaires, die in der höchsten Not den Selbstmord zur Pflicht machen, suchte er Beruhigung.[5]

Graf von Chesterfield.

Der Graf von Chesterfield (geb. 1694, gest. 1773), ausgezeichnet durch Geburt, Talent und Erziehung, einer der gebildetsten Männer in Europa, hervorragend in der politischen wie in der eleganten Welt, schreibt am Ende seines langen Lebens, nachdem er jeden Kelch der Lust, den diese Welt darbietet, geleert hatte:

„Ich habe das langweilige Einerlei der Geschäfte und Vergnügungen durchgemacht, ich habe alle Freuden dieser Welt genossen und ihre Nichtigkeit erkannt; ich wünsche sie mir nicht zurück. Ich schätze sie nach ihrem wahren Werte, d. h. sehr niedrig. Wer sie nicht kennt, der pflegt sie zu hoch anzuschlagen. Man sieht nur die liebliche Außenseite und läßt sich durch deren Glanz verblenden. Ich bin hinter den Kulissen gewesen. Da habe ich die staubigen Stricke und hölzernen Winden gesehen, welche die prächtige Maschinerie in Bewegung setzen; ich habe die Talglichter gesehen und gerochen, welche die Dekoration (Theaterverzierung) illuminieren (beleuchten) und Bewunderung und Staunen der unwissenden gaffenden Menge erregen. Wenn ich jetzt zurückdenke an alles, was ich gehört, gesehen und getan habe, so kann ich mir kaum vorstellen, daß dieser ganze, leere Wirrwarr von weltlichem Treiben und weltlicher Lust wirklich vorhanden gewesen ist; es ist mir, als hätte ich Opium genommen und das alles geträumt, und mich gelüstet keineswegs, das ekele Tränkchen noch einmal zu nehmen, um den wesenlosen Traum noch einmal durchzumachen. Soll ich nun sagen, daß ich diese trübselige Lage mit der verdienstlichen Standhaftigkeit und Selbstverleugnung trage, der die meisten sich rühmen? Nein, ich müßte lügen; ich trage sie, weil ich sie tragen muß, ich mag wollen oder nicht. Mein Dichten und Trachten geht nur dahin, die Zeit, nun

sie meine Feindin geworden ist, zu töten, so gut ich kann; ich habe mich entschlossen, den noch übrigen Teil der Reise im Wagen schlafend zuzubringen." [6]

Volney.

Der durch seine Reisen und als Schriftsteller bekannte französische Gelehrte Volney, Verfasser der „Ruinen", ein das Christentum, wo er nur konnte, verspottender Freidenker, machte im Jahre 1797 eine wissenschaftliche Reise durch Nordamerika, auf welcher er einmal mit ungefähr zwanzig Personen über den breiten See Ontario hinüberfuhr. Er war sehr redselig, ließ keine Gelegenheit, das Christentum zu verspotten, vorbei und betrug sich überhaupt auf eine sehr weltliche Art. Während der Ueberfahrt kam schnell ein entsetzlicher Sturm, das Schiff stieß auf eine Sandbank oder einen Felsen in beträchtlicher Entfernung von einem zugänglichen Ufer und litt fortwährend so gewaltig von den Wellen, daß sie jeden Augenblick fürchteten, das Schiff möchte zertrümmert und sie alle unvermeidlich eine Beute des Todes werden. In dieser Lage verlor der große stolze Philosoph buchstäblich alle Macht seiner Vernunft. In einem Augenblicke war er völlig rasend, im anderen blickte er voll wilder Bestürzung in eines der Werke von Voltaire, die er gewöhnlich in seinem Busen trug, dann ergriff ihn völlige Verzweiflung, er stieß ganz unzusammenhängende Reden hervor und bot dem Kapitän eine ganz unglaublich große Summe Geldes an, wenn er ihn in einem kleinen Boote ans Ufer setzte, was rein unmöglich war. In all seinem Elend hatte er einen Genossen an dem Koch, welcher sich an den Vordermast anband und dann im heftigsten Verzweiflungskampf die fürchterlichsten Verwünschungen ausstieß. Unter den übrigen Passagieren waren zwei Schwestern aus dem ehemaligen französischen Kanada, welche, von der drohenden Gefahr unterrichtet, in der Kajüte niederknieten und etwa zehn Minuten lang still beteten, dann sich er-

hoben, einige Worte auf französisch sprachen und einander umarmten; darauf setzten sie sich nieder mit ruhiger Ergebung in alles, was da kommen möchte. Das Schiff hielt in der gleichen Lage ungefähr zwei Stunden aus, worauf der Wind sich legte, das Schiff wieder flott wurde und am folgenden Tage glücklich am Orte seiner Bestimmung anlangte. Nach dem Sturme zeigte sich Volney nicht weniger als ein elender Schwächling, indem er mehrere der Mitreisenden bat, sie möchten doch nirgends von seinem Benehmen während der Gefahr Erwähnung tun.[7]

A. v. Humboldt.

Wie derselbe zum Christentume stand, darüber geben uns seine Briefe an Varnhagen von Ense Aufschluß. Darin nennt er das Christentum „einen historischen Roman der apostolischen Mythensammler", und alles, was jenseits des Grabes liegt, bezeichnet er als „blaue Dinge". Während ihm das Evangelium eine Torheit war, suchte er Frieden in der Welt und ihrer Weisheit. Daß er sie darin nicht gefunden hat, bezeugt er selbst in den erwähnten Briefen. Darin klagt er: „Bei den Verwirrnissen meines öden Lebens." „Es ist für mich eine trübe, schwere Abendluft." „Ich lebe monoton (einförmig) und trübe et mourant avant le principe (und sterbend vor der Zeit)." Von einer Krankheit genesen, schreibt er an Varnhagen: „Ich habe ernste Todesgedanken gehabt, comme un homme, qui part ayant encore beaucoup de lettres à écrire (wie ein Mensch, der scheidet, während er noch viele Briefe zu schreiben hat). . . . Ich glaube mich in voller Genesung, da ich aber viel auf dem Bette habe unbeschäftigt ruhen müssen, so haben Traurigkeit und Unfrieden mit der Welt in mir zugenommen. Das sage ich Ihnen allein."[8]

H. Heine.

Nachdem der Dichter Heine, ein geborener Jude, sein Leben in Laster und Gotteslästerung zugebracht hatte,

verfiel er in eine schmerzliche Krankheit, worin er bekannte: „In manchen Momenten (Augenblicken), besonders wenn die Krämpfe in der Wirbelsäule allzustark rumoren, durchzuckte mich der Zweifel, ob der Mensch wirklich ein zweibeinigter Gott ist, wie mir der selige Professor Hegel vor fünfundzwanzig Jahren zu Berlin versichert hatte. Im Wonnemond mußte ich mich zu Bette legen und bin seitdem nicht wieder aufgestanden. Unterdessen, ich will es freiwillig gestehen, ist eine große Umwandlung mit mir vorgegangen. Ich bin kein Gott mehr, ich bin nicht mehr „der freieste Deutsche nach Goethe", wie mich Ruge in gesunderen Tagen genannt hat; ich bin nicht mehr der große Heide Nr. 2, den man mit dem weinumkränzten Dionysios verglich, während man meinem Kollegen Nr. 1, Goethe, den Titel eines Großherzoglich Weimarischen Jupiters erteilte; ich bin kein lebensfreudiger Hellene (Grieche) mehr, der auf trübsinnige Nazarener (Christen) herablächelte. Ich bin jetzt nur noch ein armer totkranker Jude, ein abgezehrtes Bild des Jammers, ein unglücklicher Mensch."[9]

Schiller.

Schiller erklärt es für einen „Wahn", wenn ein Mensch glaube, daß er jemals die Wahrheit erkennen werde. Er sagt in seinem Gedichte „Die Worte des Wahns":

„Verscherzt ist dem Menschen des Lebens Frucht,
Solang er die Schatten zu haschen sucht . . .
Solang er glaubt, daß dem ird'schen Verstand
Die Wahrheit je wird erscheinen —
Ihren Schleier hebt keine sterbliche Hand,
Wir können nur raten und meinen."

Wohl ahnt er eine himmlische Ruhe:

„Harmonien hör' ich klingen,
Töne süßer Himmelsruh' . . .
Ach, wie schön muß sich's ergehen
Dort im ew'gen Sonnenschein."

Allein er klagt:

„Ach, kein Steg will dahin führen,
Ach, der Himmel über mir
Will die Erde nie berühren
Und das Dort ist niemals hier."

Ebenso bekennt er in seinem Gedichte „Resignation":

„Da steh' ich schon auf deiner finstern Brücke,
Furchtbare Ewigkeit!
Empfange meinen Vollmachtbrief zum Glücke!
Ich bring' ihn unerbrochen dir zurücke,
Ich weiß nichts von Glückseligkeit." [10]

In seiner letzten Krankheit sagte Schiller: „Der Tod kann kein Uebel sein, weil er etwas allgemeines ist." Das war sein Trost im Tode.

Erklärung einer Zeitung.

Nachdem allein am 3. und 4. Juli 1849 in St. Louis nach den Gottesackerberichten 267 Personen, meist an der Cholera, gestorben waren, als die Stadt kaum noch die Hälfte der jetzigen Einwohnerzahl hatte, da fügte der alte „Anzeiger des Westens" in seiner Nummer vom 6. Juli der von ihm gegebenen Begräbnisliste wörtlich folgende Erklärung hinzu:

„Wer will — wer kann in der gegenwärtigen Zeit Trost geben — wer Trost empfangen? Wir wüßten keinen zu spenden, wir wüßten auch keinen, der uns zufriedenstellen kann. Verluste — Opfer — Schmerzen, das war das Los eines jeden in diesen Tagen; — Besorgnis — Beklemmung — Hoffnungslosigkeit — das ist es, was allerwegen herrscht und uns entgegentritt." [11]

Turnertrost im Tode.

Ein Turner in Newport, Kentucky, hielt am Grabe eines Mitturners eine Rede, worin er unter anderem von dem Verstorbenen sagte: „Als Turner erschien ihm der Tod nicht in der Schmerzensgestalt eines Gespenstes, son-

dern als die Sichel, vermittelst welcher der Mensch in sein früheres Nichts zerfällt.[12]

Ein Materialist beim Tode seines Kindes.

Ein hochberühmter (berüchtigter?) Vertreter des Materialismus in Deutschland hatte ein Kind nach schmerzvoller Krankheit verloren. Ein Freund glaubte kondolieren (sein Beileid bezeugen) zu sollen, wurde aber abgeschnauzt mit der Erklärung: „Laß mich in Ruhe! Die Stoffkombination (sc. das Kind) hat sich gelöst — die Geschichte ist zu Ende — ich will nichts mehr davon hören — es ist mir unangenehm!“ Das ist konsequenter Materialismus in Theorie und Praxis. Man stelle daneben 2 Sam. 12, 16 ff.[13]

Man sieht, der Materialismus führt nicht zur Humanität, sondern zur Bestialität.

W. Reed.

Vor kurzem starb Winnewood Reed, einer von Englands Literaten. Mit seiner schon im Tode erlahmenden Hand schrieb er unter anderem folgendes: „Ich habe das alte Evangelium mit seiner Unsterblichkeitslehre aufgegeben und die Humanitäts-Religion angenommen, welche darin besteht: Liebe tugendhaft, ehre den Planeten, auf welchem du wohnst, und dann, du erstes und edelstes der Wesen, stirb und werde zu Staub, und das ist alles.“

XXV.

Das Ende der Ungläubigen.

La Mettrie fraß sich zu Tode; er genoß eine Wurzelpastete so unmäßig, daß er bald darauf erstickte.[1]

Bernhard von Mandeville führte ein unmäßiges und wildes Leben. Er starb, wie er gelebt hatte, nämlich in der Betrunkenheit, und gibt einen deutlichen Beweis, daß die meisten Feinde des Christentums dieses nur des-

wegen angreifen, damit sie ohne Furcht und ungestört ihre Wollüste befriedigen können.[2]

Eustathius Budgell, ein dem berüchtigten M. Tindal befreundeter Freigeist, stürzte sich aus Verzweiflung in die Themse.[3]

Voltaire, diesem witzigen und geistreichen, aber gottlosen und frechen Christusspötter, diesem Manne des eingefleischtesten Unglaubens, war ein hohes Alter, eine lange Gnadenzeit vergönnt; aber auch unter dem grauen Haar schlug er nicht in sich, tat keine Buße. Da hat auch ihn in der Todesstunde die Angst der Verzweiflung und der Schrecken des ewigen Gerichtes mit Macht überfallen. Sein Arzt, der seinen letzten Lebensstunden und seinem Todeskampfe beigewohnt hat, schreibt mit sichtlich erschütterter Feder von ihm: „Furiis agitatus abreptus est!“ „Von den Furien, d. i. den schrecklichsten Gewissensbissen, hin und her gezerrt, fuhr er von dannen!“ — Es bleibt dabei: Das Sterben ist die Probe des Lebens. Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten![4]

Als der Arzt des Herzogs von Orleans, namens Tronchin, zu dem alten Religionsspötter geschickt wurde, um ihn in seiner Krankheit zu behandeln, sagte Voltaire zu ihm: „Mein Herr, ich wünsche, daß Sie mir das Leben retten; ich gebe Ihnen die Hälfte meines Vermögens, wenn Sie meinen Tagen noch sechs Monate zusetzen. Wo nicht, so fahre ich zum Teufel und nehme Sie mit mir.“

Der berühmte Rousseau glaubte die letzten zwanzig Jahre seines Lebens, daß sich alle Menschen gegen ihn verschworen hätten, und er war in seinem argwöhnischen Wahnsinne von dieser allgemeinen Verschwörung so sehr überzeugt, daß er den Tod des Königs Ludwigs XV. beweinte, weil dieser bisher den allgemeinen Haß mit ihm geteilt habe, der sich nun in ihm allein vereinige.[5]

Endlich wurde seine Zuhälterin Therese ihm untreu und hing sich an einen Stallknecht. Da nahm er Gift

und schoß sich, da das Gift nicht gehörig wirkte, mit einer Pistole tot.

Daß Diderot dem Tode nichts als Verzweiflung entgegenzusetzen wußte, bezeugt er selbst, indem er bei dem Gedanken daran eine Stelle aus Montaigne zitierte: „Ich stürze mich stumpfsinnig und kopfüber in diese stumme Tiefe, welche mich augenblicklich verschlingt und erstickt. Der Tod, welcher nur ein viertelstündiges Leiden ohne Folge und ohne Nachteil ist, erfordert keine besonderen Vorschriften." Bei einem heftigen Krankheitsanfall, der mehrere Monate vor seinem Hinscheiden als ernster Bote des Todes bei ihm anklopfte, brachte er drei Tage und drei Nächte in einem „kalten und räsonnierenden Delirium" zu, sprach über lateinische und griechische Grabinschriften, über die Tragödie, zitierte Verse aus Horaz und Virgil, von Trostsprüchen der heiligen Schrift aber kam keiner in sein Gedächtnis. So war es ihm denn auch beschieden, mit gebührendem „Stumpfsinn" zu sterben. Am Abend vor seinem Tode empfing er seine Freunde und sprach mit ihnen über die verschiedenen Wege, zur Philosophie zu gelangen. „Der erste Schritt zur Philosophie ist der Unglaube" — so lautete sein letztes Bekenntnis. Mit dieser Lüge ist er dahingefahren.[6]

Als Humes' philosophische Freunde ihn an seinem Sterbebette besuchten, schien er ihnen heiter zu sein, und war sogar außerordentlich scherzhaft. Aber als diese Freunde nicht gegenwärtig waren, soll es ganz anders mit ihm gewesen sein, und er soll zu der Person, welche ihm aufwartete, gesagt haben, daß er sein ganzes Leben nach Erkenntnis gestrebt habe, aber jetzt in einer größeren Finsternis denn je sich befinde.[7]

Der Skeptiker (Zweifler) Condorcet vergiftete sich selbst, um dem Schafott zu entgehen, auf welches ihn seine vormaligen republikanischen Freunde hatten bringen wollen.[8]

Nachdem Karl Blount, ein englischer Edelmann, vieles gegen das Christentum geschrieben hatte, verfertigte

er einen Traktat, in welchem er beweisen wollte, daß auch ein Christ seines Bruders Witwe ohne Blutschande heiraten könnte, da er sich in die Witwe seines Bruders verliebt hatte. Da er daran verzweifelte, die Bewilligung der englischen Kirche zu dieser Heirat zu erlangen, beging er Selbstmord, indem er sich erschoß.[9]

Der Gottesleugner Th. Hobbes hatte während seines Lebens das Christentum immer als einen Popanz dargestellt, womit kluge Staatsmänner das Volk zu schrecken und im Zaume zu halten gesucht hätten. Endlich verfiel dieser sonst so scharfsinnige Mann in eine so kindische Gespensterfurcht, daß er sich nirgends allein zu sein getraute.[9]

Der bekannte Satiriker Swift, der während seines Lebens nicht nur Menschen, sondern auch die Religion selbst mit den beißendsten Spottreden durchzog, bestimmte in seinem Testamente den größten Teil seines Vermögens zu einem Hospitale für Mondsüchtige und Blödsinnige, „um", wie er selbst sagt, „mit einem satirischen Zuge darzutun, daß kein Land dessen so sehr bedürfe, als England." Gott ließ es jedoch geschehen, daß Swift endlich selbst im Wahnsinne starb.[10]

Der große Philosoph Kant starb in dem Wahne, er sei eine Gans, und konnte allein durch vorgestreute Gerste beruhigt werden.[11]

Plattner verharrte in seinem Unglauben bis an sein Ende, und doch verschied er unter der schrecklichsten Furcht vor dem Teufel, den er vom Katheder herab immer geleugnet hatte.[12]

In Kiel lebte ein Professor, Namens Gadendamm, welcher ein abgesagter Feind des christlichen Glaubens war und sich ein Geschäft daraus machte, Studenten an sich zu ziehen und sie zu fragen, was sie glaubten, dann aber, wenn er sie gläubig fand, durch Scherz und Spott sie vom Glauben abzubringen trachtete. Er pflegte dann zu sagen: „Sei doch kein Narr und glaube das!" „In

solcher Weise", erzählt ein Einsender im „Stader Sonntagsblatt", „versuchte er es auch bei meinem Vater, der zwischen 1760—70 zu Kiel Theologie studierte, dessen Erzählungen davon, die ich im treuen Gedächtnisse bewahrt habe, hier gegeben werden. Gadendamm fand bei meinem Vater Widerstand, der Jüngling bekannte gegen den Mann von Jahren treu den christlichen Glauben; deshalb nannte der Professor ihn spottend und neckend „den kleinen Orthodoxen", blieb ihm aber stets freundlich zugetan. Nach Verlauf längerer Zeit, da mein Vater den Professor nicht gesehen hatte, schickte derselbe plötzlich zu ihm, ließ ihm sagen, er sei krank und wünsche deshalb seinen Besuch. Als mein Vater hinkam, fand er den Professor auf dem Krankenbette und wurde von ihm mit dem Angstrufe empfangen: „Ach! was meinen Sie, lieber B., sollte ich wohl selig werden?" Dann brach er in Angstgeschrei aus und rief: „Nein! ich kann nicht selig werden! Ich habe zu viel Menschen um ihren Glauben gebracht!" Erschrocken stand mein Vater, der Jüngling, am Bette dieses nun in Verzweiflung jammernden Mannes. Nach einigem Besinnen suchte er alle ihm bekannten Bibelstellen hervor, die dem verzagenden Sünder den Trost der Gnade anbieten, und sagte sie dem unglücklichen Manne; dieser hörte sie an, aber wenn es geschienen hatte, als beruhigten sie ihn, so brach er immer wieder aufs neue in das Jammergeschrei aus: „Nein! Ich finde keine Gnade, ich habe zu viele Menschen verführt!" Da mein Vater nicht länger bei ihm für dieses Mal verweilen konnte, bat der Professor ihn, er möge den folgenden Tag ihn wieder besuchen; dies geschah, aber mein Vater fand ihn wieder in der schrecklichsten Verzweiflung, wie tags zuvor. Gadendamm wies ihm eine Bibel, aus der sollte er ihm vorlesen; das geschah auch und der Professor schenkte sie meinem Vater und bat ihn, sie zu seinem Andenken zu bewahren. Die Bitte hat mein Vater treu erfüllt, sie wurde seine Kanzelbibel, und ich habe sie noch im Hause.

Aber das aufs neue gesagte Gotteswort blieb wieder fruchtlos; er konnte nicht mehr an die Gnade des HErrn glauben! — Am letzten Tage vor seinem Ende besuchte mein Vater ihn wieder, fand ihn abermals in der schrecklichsten Verzweiflung und mußte es erleben, daß der Professor plötzlich mit einem lauten Schrei der Verzweiflung aus der Welt ging! — Da sehe, wer noch sehen kann, wie trostlos und elend der Unglaube macht!“ [13]

Der berühmte Dichter Goethe starb den 22. März 1832. Im Todeskampfe rief er: „Seht den schönen weiblichen Kopf — mit schwarzen Locken — und prächtigem Kolorit auf dunklem Hintergrunde!“ — Das erfüllte bis zuletzt seine Seele.[14]

Bahrdts Tod war seinem Leben entsprechend. Er starb an einer zum höchsten Grade ausgebildeten syphilitischen Krankheit, die er sich durch seine Sünden wider das sechste Gebot zugezogen hatte, mit Geschwüren bedeckt, indem die inneren Teile des Gaumens und Mundes in Fäulnis übergingen.[15]

Lord Bolingbroke führte nach seinen verwerflichen Grundsätzen ein schändliches Leben. Er verschwendete die Lebhaftigkeit seiner Jugend in viehischen Ausschweifungen und in den männlichen Jahren erwählte er aus Neigung für seine Lüste eine Partei, die das Vaterland mit Blut bedeckte. Die Unvernunft war in seinem Leben und in seinen Schriften gleich groß, und in beiden zeigte er Widersprüche. Er starb unter den Händen eines Marktschreiers, Gott lästernd und seinen Bedienten fluchend.[16]

Tindal war bald ein Glied der römischen, bald einer anderen Gemeinde und die Aussicht auf Gewinst bestimmten seine Entschließung. Ein unzüchtiges Leben und andere Laster machten ihn noch nach seinem Tode verwerflich, den er eben dadurch vor der Zeit beschleunigte.[17]

Frau von Stael war eine Dame, die in den schönsten Idealen lebte, einen sogenannten starken, männlichen Geist besaß, über alles im Himmel und auf Erden,

Politik, Moral, Leben, Kunst und Wissen sehr klug zu reden wußte und auch von sich selbst keine geringe Idee hatte. Und was sagte diese kluge und hochfliegende Frau, als sie in ihrem 50. Jahre 1817 auf dem Sterbebette lag? Sie sagte zu ihrem Arzte: „Retten Sie mich und ich gebe Ihnen mein ganzes Vermögen; denn mir graut vor dem Tode!“ [18]

Wie trostlos das Ende Lord Byrons, des großen englischen Dichters, war, geht aus seinen Worten hervor:

„Meine Tage sind dem gelben Blatte gleich,
Die Blüte und des Lebens Frucht ist hin;
Der Wurm, der Krebs und nur der Gram
Sind mein allein.“ [19]

Die Unsterblichkeit der Seele.

H. Eine Frage, die mich oft beunruhigt, ist die: Ist die Seele des Menschen unsterblich oder nicht?

R. Diese Frage beunruhigt einen Christen gar nicht. Denn derselbe ist aus Gottes Wort fest überzeugt, daß die Seele unsterblich ist.

H. Sagt denn das die Bibel mit solcher Bestimmtheit?

R. Gewiß. Um nur einen Spruch anzuführen, so sagt Christus, der HErr: „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten und die Seele nicht mögen töten!“

H. Kannst Du mir aber die Unsterblichkeit der Seele aus der Vernunft beweisen?

R. Ich stelle an Dich die Gegenfrage: Kannst Du die Unsterblichkeit der Seele aus der Vernunft widerlegen?

H. Der Hauptbeweis der Materialisten ist dieser: Weil man die Seele mit den Sinnen nicht wahrnehmen kann, so existiert sie auch nicht. Das, was in uns denkt, ist nicht die Seele, sondern das Gehirn. Mit dem Tode vergeht das, was man die Seele nennt. Es bleibt für den Menschen keine andere Unsterblichkeit übrig, als einst

mit seinem Leibe ein guter Düngerstoff zu werden. So sagen Vogt, Moleschott und andere.

R. Der Grundsatz, worauf die Materialisten alles bauen, lautet also: Nur das ist wirklich da, was sinnlich wahrnehmbar ist; was man aber nicht fühlen, schmecken, riechen, hören und sehen kann, das existiert auch nicht. Diese Behauptung ist eine öffentliche Lüge, und darum auch eigentlich gar keiner Antwort wert. Denn alles Höhere und Geistige, Verstand und Vernunft, Klugheit und Einsicht, Kunst und Wissenschaft ist unsichtbar, sollte es darum nicht existieren? Wenn nur das wirklich existiert, was wir mit einem der fünf Sinne wahrnehmen, dann gibt es weder Weisheit noch Wahrheit, weder Gutes noch Böses, denn alles dies läßt sich mit den fünf Sinnen nicht erfassen.

H. Fürwahr, dieser Beweis gegen die Unsterblichkeit beweist nur, daß es den Materialisten am gesunden Menschenverstand fehlt. Auch früher schon konnte ich mich nie recht überzeugen, daß er wahr sei.

R. Dann ist es Dir ergangen wie jenem Offizier, der dem alten Moser erklärte: „Alles, was er von der Unsterblichkeit sage, sei lauter Firlefanz; nach dem Tode sei alles aus." Da fragte ihn Moser mit seiner Donnerstimme ganz einfach: „Wissen Sie das gewiß?" Und siehe da! der Kriegsmann verstummte, ward bleich und entfernte sich schweigend. — Weißt Du keinen anderen Beweis gegen die Unsterblichkeit?

H. Ich weiß keinen.

R. Schon dies sollte Dich aufmerksam machen. Solange auch die Gottesleugner bisher geforscht und gegrübelt haben, so haben sie bis jetzt doch noch keinen einzigen Beweis wider die Unsterblichkeit finden können, der vor der Vernunft wirklich Stich hielte. Alles, was sie dagegen vorbringen, ist nur ein unsinniges, lächerliches und widerliches Gerede, dessen Unverstand jedem Vernünftigen beim ersten Blicke einleuchtet.

H. Das ist allerdings sehr merkwürdig.

R. Sodann frage ich Dich: Gibt es etwas Trostloseres als die Leugnung der Unsterblichkeit? Heißt das nicht, dem Menschen alle geistigen Vorzüge absprechen und seine Natur auf das greulichste schänden? Ist die Seele sterblich, dann schwindet die Hoffnung des ewigen Lebens, die wie ein lieblicher Stern im Dunkel des irdischen Elendes uns entgegenleuchtet. Vergeht die Seele im Tode, dann erlischt die frohe Aussicht, einst unsere Lieben wiederzusehen, welche vor uns aus diesem Leben geschieden sind. Wenn die Seele sterblich ist, dann sind die Christen die elendesten unter allen Menschen, da sie der sinnlichen Lust dieser Welt entsagen und eine neue schönere Welt erwarten, wo ewige Freude lacht und selige Vollendung wohnt. Gibt es keine Unsterblichkeit, dann ist der Tod ein grauenvolles Ungeheuer, welches nicht bloß den Leib zerstört, sondern auch die Seele vernichtet. Dann bleibt dem Menschen nur die Verzweiflung übrig.

H. Das ist freilich eine trostlose Aussicht.

R. Es ist die Aufgabe des Menschen, seinen Geist auszubilden, Kunst und Wissenschaft zu pflegen, das Ewige und Göttliche zu erkennen und an dem Wahren, Guten und Schönen sich zu freuen. Das hat bisher der bessere Teil der Menschheit geglaubt. Was tun dagegen die Gottesleugner? Hohnlachend rufen sie den Menschen zu: „Ihr habt keine unsterbliche Seele, ihr seid nichts mehr und nichts besser als die Tiere, darum dürft ihr euch auch nicht mit höheren und himmlischen Dingen beschäftigen. Hinweg mit der Ordnung der Ehe, der Obrigkeit und allen Gesetzen, welche eure tierischen Freuden stören! Es gibt nichts als das Irdische und Sichtbare. Ihr habt nur eine Sorge, nämlich, daß ihr zu essen und zu trinken habt; nur eine Freude, das sind die sinnlichen Genüsse; nur einen Gott, das ist der Bauch. Genießet also euer Leben, indem ihr mit viehischem Behagen dem Bauche dienet und euch fröhlich im Schlamm der Wollüste wälzet,

esset und trinket, denn morgen seid ihr doch tot und mit dem Tode ist alles aus!" So suchen die Gottesleugner den Menschen aller Humanität zu entkleiden und die Erde in einen großen Stall zu verwandeln, worin die Menschen nur mit irdischen Genüssen gefüttert und gemästet werden, bis der Tod sie mit Leib und Seele abschlachtet. Wie gefällt Dir diese Lehre der Materialisten?

H. Ich bitte Dich, wie kannst Du nur so fragen? Sie ist doch gar zu abscheulich.

R. Sie führt zu noch größeren Greueln. Wird die Unsterblichkeit geleugnet, so fällt damit natürlich auch alle Religion dahin. Wer die Seele für sterblich hält, der lacht über den Glauben an eine Vergeltung nach dem Tode, der spottet über Gewissen und Eidschwur, über Gerechtigkeit und alle Tugend und Sittlichkeit. Für den Leugner der Unsterblichkeit gibt es keinen Unterschied zwischen gut und böse, recht und unrecht. Nichts hält ihn ab, die größten Verbrechen zu begehen. Er kennt nur einen Trieb, das ist die Selbstsucht, ein Gesetz, nämlich: laß Dich nicht ertappen, und nur ein Ziel, sein Leben möglichst zu genießen. Um dieses zu erreichen, benutzt er jedes Mittel. Wenn nach seiner Meinung Mord, Meineid und Ehebruch dazu dienen, seinen Lebensgenuß zu erhöhen, so wird er diese Greuel mit Freuden vollbringen. In einem Staate, worin die Leugner der Unsterblichkeit existieren, kann es somit keine geordnete Ehe, keine Sicherheit des Lebens und Eigentums, weder Gesetze noch Obrigkeit geben. Denn wo der Glaube herrscht, daß mit dem Tode alles aus sei, da wird jeder morden, rauben, stehlen, lügen und betrügen, so viel er nur kann, wenn er meint, dadurch seine Glückseligkeit vermehren zu können. Die Armen werden natürlich den Reichen alles nehmen, die Starken den Schwachen zum Knechte machen, der Listige wird den Einfältigen betrügen, Alte, Gebrechliche, Kranke und Kinder, deren Verpflegung lästig wird, werden einfach umgebracht, die Keuschheit wird überwältigt: denn der

Mensch ist, wie die Materialisten glauben, nur ein Tier; man muß sein Leben genießen und mit dem Tode ist doch alles aus. Siehe da das Paradies der Materialisten! Das ist der kannibalische Zustand, den sie herbeizuführen suchen.

H. Schon deshalb muß ich die Lehre der Materialisten, daß die Seele des Menschen sterblich ist, als falsch verwerfen, weil sie, konsequent durchgeführt, ein so entsetzliches Verderben anrichten würde.

R. Es ist wahr, man kann die Seele mit keinem unserer Sinne wahrnehmen. Sollen wir nun daraus mit den Materialisten schließen, daß sie gar nicht existiert? Das wäre die größte Torheit. Ein Vernünftiger wird vielmehr so denken: Alles Sichtbare, und sei es auch noch so herrlich, ist doch endlich dem Vergehen und der Vernichtung unterworfen. Nun ist aber die menschliche Seele unsichtbar und darum viel edler als das Sichtbare. Sie ist nicht zusammengesetzt, sondern einfach, nicht eine Vielheit von Gliedern, sondern eine Einheit von Kräften. Sie ist zwar mit dem Leibe verbunden, aber seine Regentin, sie ist nichts Körperliches, sondern ein selbstbewußter Geist. Sie ist die Beherrscherin der Erde, die Krone der Schöpfung. Da nun das Wesen der Seele so herrlich ist, so berechtigt uns dies zu dem Schlusse, daß sie auch unsterblich ist. Denn weil die Seele nichts Körperliches, sondern ein Geist ist, so bietet sie ja dem Tode nichts, was er zerstören könnte. Ein heftiger Frost kann zwar das Wasser in Eis verwandeln, aber das Sonnenlicht kann er nicht zerstören. So kann auch der Tod nur den Leib töten, nicht aber das schönste Licht der Natur, die Seele. Und wenn sie im Tode vom Leibe sich scheidet, so wird sie zwar in einen anderen Zustand übergehen, ihr Wesen aber kann in alle Ewigkeit fortdauern.

H. Wie Du selbst andeutest, wird durch diesen Grund die Unsterblichkeit nur sehr wahrscheinlich.

R. Diese Wahrscheinlichkeit nimmt zu, je mehr wir die Vorzüge der Seele betrachten. Jeder Mensch weiß,

daß er einen Leib und eine Seele hat. So lächerlich es wäre, den Leib zu leugnen, ebenso töricht wäre es, die Seele zu leugnen. Daß ich einen Leib habe, bezeugen mir meine Augen und mein unmittelbares Gefühl. Daß ich eine Seele habe, bezeugt mir das Auge meiner Seele, die Vernunft, und meine unmittelbare Erfahrung. Die menschliche Seele unterscheidet sich nun von der Materie dadurch, daß sie unsichtbar und unkörperlich ist, und von der Tierseele dadurch, daß sie ein selbstbewußter Geist ist. Denn alle Kräfte und Vermögen unserer Seele, Gewissen, Vernunft, Gedächtnis, Phantasie und Wille schließen sich zu einer lebensvollen Einheit zusammen in unserem Selbstbewußtsein oder Ich, wodurch der Mensch eine Person wird. Ist es Dir nun wahrscheinlich, daß dies unser Ich jemals sich in das Nichts auflösen wird?

H. Keineswegs.

R. Es ist Tatsache, daß das Gottesbewußtsein uns angeboren ist. Unser Herz bezeugt uns, daß Gott unser Schöpfer und HErr ist. Es ist deshalb unsere Aufgabe, Gott zu erkennen. Dies wußten schon die Heiden. Seneca sagt: „Wenn ich nicht zur Erkenntnis Gottes aus der Natur gelassen wäre, so würde es nicht der Mühe wert sein, daß ich lebe. Denn warum sollte ich mich freuen, daß ich lebe? Etwa darüber, daß ich Speise und Trank in meinem Leibe verdauete? Oder daß ich diesen sterblichen und hinfälligen Körper, der, wenn er nicht immer angefüllt wird, untergeht, beständig damit ausstopfen und also mein Leben zum Dienst des gebrechlichen Leibes hinbringen möge? Oder daß ich mich vor dem Tode fürchte, zu dem wir alle geboren werden? Nimm dieses unschätzbare Gut der Erkenntnis Gottes hinweg, so ist das menschliche Leben nicht wert, daß ich schwitze und Unruhe übernehme! O! was ist der Mensch für ein verächtliches Ding, wofern er nicht über das Irdische sein Gemüt erhebt.“ [1] So erklärten es schon die Heiden für die höchste Bestimmung des Menschen, Gott zu erkennen. Da nun

aber unsere Erkenntnis Gottes hienieden eine unvollkommene ist, so nötigt uns dies zu der Annahme, daß es nach dem Tode noch ein anderes Leben gibt, worin der Mensch zur vollkommenen Erkenntnis Gottes gelangen und so den Zweck seiner Bestimmung erreichen wird.

H. Auch dies spricht für die Unsterblichkeit.

R. Die menschliche Seele ist zu edel, als daß diese sichtbare und vergängliche Welt sie wahrhaft befriedigen könnte. Sie erkennt die Eitelkeit und Nichtigkeit alles Irdischen. Sie sehnt sich nach einer ewigen Freude an einem unendlichen Gute, an Gott. Da aber diese Sehnsucht in dieser Welt nicht gestillt wird, so erwarten wir billig ein Leben nach dem Tode, worin diese Sehnsucht ihre vollkommene Befriedigung finden wird.

H. Diese Erwartung scheint mir wohlbegründet.

R. Nur Gott, der die Seele geschaffen hat, kann sie auch vernichten. Nun hat Gott die Seele dazu geschaffen, daß sie ihn erkenne. Er hat ihr selbst das Gottesbewußtsein eingepflanzt. So ist die Seele gleichsam ein Spiegel, der von der Erkenntnis Gottes, wie von einem himmlischen Lichte bestrahlt wird. Dafür aber, daß Gott diesen Spiegel wieder zertrümmere und die Seele zerstöre, kann kein genügender Grund aufgewiesen werden.

H. Ich verkenne das Gewicht dieser Gründe nicht. Sie machen mir die Unsterblichkeit sehr wahrscheinlich. Sie bewegen mich, hinfort die Fabeln der Materialisten zu verachten, welche die Seele leugnen. Allein vollkommen überzeugend erscheinen sie mir nicht.

R. Es gibt auch solche Gründe, welche die Unsterblichkeit jedem zwingend beweisen, welcher der Wahrheit nicht mutwillig widerstrebt. Solche Beweise sind die Zeugnisse unseres eigenen Gewissens.

H. Wie? unsere Seele selbst versichert uns, daß sie unsterblich ist?

R. Gewiß. Das Gewissen bezeugt einem jeden Menschen: Du sollst Gott dienen! Das ist die Stimme

Gottes, welche uns sein Gesetz vorhält, das uns ins Herz geschrieben ist. Dies Gebot ist klar und deutlich und fordert unbedingt: dem ewigen Gott sollst Du ewigen Gehorsam leisten. Sollen wir aber Gott ewig gehorchen, so muß unsere Seele unsterblich sein.

H. Das Gewissen fordert also keinen bloß zeitweiligen Gehorsam gegen Gott.

R. Keineswegs. Zeitweilig ist unsere Verpflichtung nur gegen Menschen, z. B. gegen die Obrigkeit und die Eltern. Denn alle irdischen Machthaber und Autoritäten sind selbst sterblich und vergänglich, können uns also nur so lange verpflichten, als sie leben. Anders ist aber unser Verhältnis zu Gott. Uns ist die Erkenntnis angeboren, daß Gott unser allmächtiger und ewiger Schöpfer und HErr ist, welcher Recht und Macht hat, uns zu gebieten. In unserem Gewissen hören wir nun das Gesetz Gottes, welches uns befiehlt, Gott zu dienen. Macht das Gewissen dabei etwa die Einschränkung: Du sollst Gott nur zeitweilig dienen, nämlich nur so lange, bis Deine Seele im Tode vergeht?

H. Nein, denn das Gebot des Gewissens lautet unbedingt und ohne alle Einschränkung: Du sollst Gott dienen!

R. Das Gewissen verpflichtet uns also zu einem ewigen Gehorsam gegen Gott. Damit bezeugt Dir Dein Gewissen: Du bist unsterblich, Deine Seele ist zum ewigen Dienste Gottes, also auch zu ewiger Fortdauer bestimmt.

H. Dieser Grund für die Unsterblichkeit ist zwingend.

R. Ferner bezeugt das Gewissen einem jeden Menschen, daß Gott ihn richten und die Uebertreter seines Gesetzes strafen wird. Kein Mensch kann aus seinem Gewissen die Stimme Gottes loswerden, welche ihm eine ewige Vergeltung vorhält. Mag der Mensch sich dagegen sträuben, soviel er will: immer heißt es in seinem Innern mit der größten Gewißheit: Gott wird Dich richten!

H. Das ist eine unleugbare Tatsache. Indem uns das Gewissen eine ewige Vergeltung bezeugt, zwingt es uns auch zugleich, die Unsterblichkeit zu glauben.

R. Ich frage Dich weiter: Woher kommen die Schrecken des bösen Gewissens und die Todesfurcht? Die Gottesleugner sagen: von dem Pfaffengeschwätze, daß es eine Hölle und ewige Verdammnis gebe. Allein diese Todesfurcht findet sich auch bei den Heiden, die nichts von der Bibel wußten. In einer Schrift des heidnischen Philosophen Plato heißt es: „Wisse wohl, o Sokrates, daß, wenn jemand dahin gekommen ist, daß er glaubt, dem Sterben nahe zu sein, ihn alsdann Furcht und Bekümmernis wegen desjenigen überfällt, was er vorher nicht geachtet. Denn die ihm erzählten Bilder von der Hölle, als wenn diejenigen, welche ehemals unrecht getan, daselbst gestraft werden, die er bisher verlacht, foltern sein Gemüt, ob sie vielleicht wahr sein möchten, und er selbst sieht und betrachtet sie mehr wie sonst, entweder aus Schwachheit des Alters, oder weil er den Dingen, die daselbst sind, näher ist. Deswegen wird er alsdann mit ängstlichen Gedanken und Furcht erfüllt und überlegt bei sich selbst und untersucht, ob er jemandem unrecht getan. Wenn er nun findet, daß er in seinem Leben viel Unrecht ausgeübt habe, so fährt er gleichsam, wie die Kinder, aus dem Schlafe auf, und ist voller Furcht, und lebt mit einer unseligen Hoffnung.“ [2]

H. Diese Todesfurcht der Heiden beweist, daß sie die Unsterblichkeit glaubten und die ewige Vergeltung nach dem Tode fürchteten.

R. Auch solche Heiden, welche keinen menschlichen Richter zu fürchten brauchten, welche die höchste Gewalt besaßen, die jemals ein Mensch besessen hat, wie die römischen Kaiser, haben die größte Gewissensangst und Todesfurcht empfunden. Von dem Kaiser Tiberius berichtet Tacitus: „Den Tiberius schützte nicht sein Glück, auch nicht die Einsamkeit, indem er bekennt, daß die Qualen,

die sein Herz zerrissen, seine Strafe seien."[3] Als der Kaiser Nero seine Mutter Agrippina ermordet hatte, konnte er, wie Dio Cassius berichtet, keine Ruhe mehr finden. Seine Angst war des Nachts so furchtbar, daß er plötzlich aus dem Bette sprang. Den Tag über erschreckten ihn Flötentöne, welche vom Grabe der Agrippina zu kommen schienen, weshalb er anderswohin ging, und da sich dort dasselbe wiederholte, so wanderte er voll Entsetzen wieder anderswohin, und indem er so hin und her flüchtete, erzitterte er, so oft ein Hund bellte, oder ein Hahn krähte, oder ein Blatt rauschte."

H. Wie groß ist doch die Macht des Gewissens! Selbst die größten Bösewichter, welche die höchste Gewalt besitzen, können es nicht unterdrücken.

R. Das Gewissen bezeugt also einem jeden Menschen: Du sollst Gott ewig dienen, und: Gott wird Dich richten. Damit beweist es unwiderleglich die Tatsache, daß die menschliche Seele unsterblich ist. Diese Tatsache bleibt ewig und unerschütterlich fest stehen. Sie ist freilich den Ungläubigen höchst unangenehm und unbequem. Sie spotten und lachen darüber, sie suchen sie auf alle Weise zu leugnen. Aber alles vergeblich. An der Tatsache selbst läßt sich nicht das geringste ändern. Es bleibt bei dem Worte eines großen deutschen Dichters:

„Unsterblichs Leben
Wird, der Dich schuf, Dir geben."

Anmerkungen.

III. Aus der in Deutschland erscheinenden Zeitschrift: Beweis des Glaubens.

IV. 1. J. Ph. Fresenius, Pastoralsammlungen XIII. 118. — 2. Boileau in seinen Satiren. — 3. Diogenes Laertius in Bione, l. IV, c. 55. — 4. Tit. Livius Dec. I, l. I, c. XXXI. — 5. Lettres nouvelles de Mnsr. Boursault, p. 18. — 6. Bayle, Wörterbuch, Artikel: Henault. — 7. Bayle, Artikel: Bion. — 8. Lutheraner, Jahrg. III, 106.

V. 1. Jamblichus, de myst., c. 1. — 2. Cicero, de natura Deorum, lib. II, 4. 5. — 3. Leonhardi, Nacht und Morgen I, 81. — 4. Dio Chrysostomus, Orat. XII, pag. 201, edit. Morelli. — 5. Tusculan., quaest., lib. I, 30. — 6. Cicero, de nat. Deor., lib. I, 44.

VI. Aus Beweis des Glaubens, III, 357.

VIII. 1. Servius, ad Aen., XI, 301. — 2. Dr. Luthardt, Apologetische Vorträge, S. 247. — 3. De republ., lib. III, Fragment. — 4. The works of W. Jones, 7, 344. — 5. Christliche Ethik von Dr. A. Harleß, S. 45. — 6. De legg., II, 4. — 7. Demosthenes, Orat. I contra Arist. — 8. K. v Raumer, Lehrbuch der allgemeinen Geographie, S. 492. — 9. Xenophon, Memorabilia Socratis, lib. IV, c. IV, 19. — 10. Xenoph. Cyropaed. lib. VIII, 7. — 11. Seneca, Epist. LXXXIII. — 12. Epictet, Dissert., I, c. 16. — 13. Plato, de legg., lib. X, p. 945. — 14. Cicero, de nat. Deor., lib. I, 54. — 15. Cicero, de nat. Deor., II. — 16. Nouveau Journal asiatique, Tome I, 1828, S. 363. — 17. Cicero pro Millone. — 18. In der Rede für den Sextus Roscius, c. 24. — 19. Juvenal. Satyr. 13, 2, 192 seq. — 20. Dr. Harleß, christl. Ethik, S. 22. — 21. Plautus, in captivis. — 22. Xenophon, Mem. Socrat. IV, 21. — 23. Valerius Maximus, lib. I, c. 1. — 24. Oedip. Colon. 277—281.

IX. 1. Cicero, de legg., I, 8. — 2. Cicero, de nat. Deor., lib. I. — 3. Cic. Tusculan. quaest., lib. I, 30. — 4. *Ονειροκριτικῶν*, I, c. 8. — 5. Seneca, Epistol., c. XVII. — 6. Plutarchus adversus Colotem Epicuraeum, pag. 1125. — 7. Maximus Tyrius, Diss. I. — 8. Fabelhafte Geschöpfe. Hippocentaur: halb Mensch, halb Pferd. Chimaera: ein feuerspeiendes Ungeheuer, vorn Löwe, mitten Ziege, hinten Drache. — 9. Cic., de nat. Deor., lib. II, 5.

XII. 1. Gott in der Natur oder die Einheit in der Schöpfung, von Dr. G. Hartwig, S. 148.

XIII. Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung, von A. v. Humboldt, S. 462, 76, 514.

XV. Xenophon, Memorabilia Socrat., lib. I, cap. IV.

XVI. Lutheraner.

XVII. Lutheraner.

XVIII. 1. Deliamet ow Entretiens etc.

XIX. 1. Cicero de nat. Deor., lib. II, 153. — 2. Cic. Consolat., Tom. IV, pag. 628. Tusculan. quaest., lib. I, 66. — 3. Cic., de nat. Deor., lib. II, 147. — 4. Seneca, de Benefic., lib. IV, cap. 6. — 5. Homer. Ilias, lib. 15, v. 47. — 6. Xenoph. Memorab. Socrat., lib. I, cap. IV.

XXI. Nach den naturgeschichtlichen Mitteilungen von Dr. G. H. von Schubert, Dr. G. Hartwig, Gruber ꝛc.

XXII. Traité de la vie heureuse.

XXIII. I. 1. Cic., de nat. Deor., l. I. — 2. Plutarch adversus Col. Epicur., p. 1125. — 3. Cic., de legg., l. II. — 4. J. A. Fabricii, Delectus Argumentorum etc., p. 375. — II. Weltgeschichte von Becker, Dittmar ꝛc.

XXIV. 1. La Mettrie in seinem Abrégé des Systemes, § 8. — 2. Uebereinstimmung mit der Augsburgischen Konfession, Art. praelim. I, th. 7, § 8, p. 14. — 3. Gespräche mit Eckermann, Th. 1, S. 106. — 4. Tholuck, Vermischte Schriften, II, 410. — 5. J. Kutzen: Aus der Zeit des siebenjährigen Krieges, S. 62, 257, 151; Beckers Weltgeschichte, XII, 385. — 6. Denkwürdigkeiten aus dem christlichen Leben, II, 8. — 7. Lutheraner, IV, 58. — 8. A. v. Humboldt in seinen Briefen an Varnhagen von Ense, S. 175, 63, 183, 237. — 9. Lutheraner, 8, 36. — 10. Schillers Werke, amerikan. Ausg., I, 75, 40, 41, 17. — 11. Lutheraner, 23, 22. — 12. Luth., 19, 125. — 13. Zeitschrift für die gesamte luth. Theologie ꝛc., von Dr. Delitzsch und Guericke, 1875, S. 757. — 14. Aus: A Sermon preached by Rev. G. Douglass in Boston, 1875.

XXV. 1, 2, 3 aus: J. L. von Mosheims Geschichte der Feinde der christlichen Religion, herausgegeben von G. Winkler, S. 207, 268, 278. — 4. Stader Sonntagsblatt. Luthe-

raner 4, 127. — 5. Die letzten 120 Jahre der Weltgeschichte, 1740—1860. Von W. Menzel, I, 227. — 6. Evangelische Kirchenzeitung. — 7. Die Wahrheit und Autorität der göttlichen Offenbarung, von Robert Haldane, S. 41. — 8, 9, 10, 11, 12 aus Lutheraner, Jahrg. 3, S. 106. — 13. Stader Sonntagsblatt. — 14. Freimund, Jahrg. 1858, Nr. 34, S. 395. — 15. Vermischte Schriften von A. Tholuck, II, 119. — 16., 17. Aus: Ausführlicher Grundriß einer Verteidigung der christlichen Religion von Dr. F. S. Bock, I, 83. — 18. Abendschule, 13, 95. — 19. The Christian at work, II, No. 2, p. 8.

Zugabe. 1. Seneca, in Praefat. ad quaest. nat. — 2. Plato, Dialog. I, de republ. — 3. Tacitus, lib. VI.

Inhalt.

		Seite
I.	Torheit des Atheismus	1
	1. Die Gottesleugner können nicht beweisen, daß die Welt unendlich sei	5
	2. Es ist wider die Vernunft, zu glauben, daß die Welt unendlich sei	7
	3. Es kann nicht bewiesen werden, daß die Welt ewig sei	10
	4. Daß die Materie den Grund ihres Daseins nicht in sich selbst haben kann	13
II.	Ursache der Gottesleugnung	18
III.	Der überführte Gottesleugner	23
IV.	Gibt es Atheisten?	25
V.	Das angeborene Gottesbewußtsein	30
VI.	Ein merkwürdiger Beweis, daß das Gottesbewußtsein einem jeden Menschen angeboren ist	36
VII.	Die Stimme des Gewissens	37
VIII.	Aussprüche von Heiden über das Gewissen	41
IX.	Die Uebereinstimmung aller Völker im Glauben an das Dasein Gottes	46
X.	Das Zeugnis der Schöpfung	52
XI.	Die Bewohnbarkeit der Erde	56
XII.	Die Schönheit der Natur	62
XIII.	Die Ordnung der Welt	72
XIV.	Die Welt des Zufalls	77
XV.	Des heidnischen Philosophen Sokrates Beweis für das Dasein Gottes	84
XVI.	Bekenntnis armer Heiden	91
XVII.	Geschlagener Unglaube	92
XVIII.	Wie die Gottesleugner die Entstehung des Menschen erklären	92
XIX.	Urteile der Heiden über den Ursprung des Menschen	100
XX.	Torheit des Materialismus	101
	1. Die tote Materie kann den vernünftigen Menschengeist nicht hervorgebracht haben	101

Seite

2. Aus dem Unorganischen kann von selbst nichts Organisches entstehen 107
3. Der bewußtlose Stoff kann nicht die Ursache dieser zweckmäßig geordneten Welt sein . . 118

XXI. Die zweckmäßige Einrichtung der Natur kann ihren Grund nur in der Weisheit Gottes haben . . 129

I. Ernährung der Tiere 132
II. Schutzmittel der Tiere 139
III. Erhaltung der Tiere 146
IV. Instinkt der Tiere 148
1. Jedes Tier kennt sein Element 148
2. Wahl der Nahrungsmittel 149
3. Sammeltrieb 152
4. Wandertrieb 155
5. Kunst der Tiere bei Errichtung ihrer Wohnungen 160
6. Kenntnis des Feindes 168
7. List der Tiere 169
V. Nutzen der Tiere 174
1. Das Kamel 174
2. Das Renntier 178
3. Der Seehund 181

XXII. Sittenlehre der Gottesleugner 182

XXIII. Unvereinbarkeit des Atheismus mit der Wohlfahrt des Staates 184
1. Zeugnis aus dem Altertum 184
2. Beweis aus der französischen Revolution 186

XXIV. Trostlosigkeit des Unglaubens 201

XXV. Das Ende der Ungläubigen 211

Zugabe. Die Unsterblichkeit der Seele 217

Druck von Johannes Herrmann, Zwickau i. S.

CONCORDIA THEOLOGICAL SEMINARY
3 9306 01029861 6

BT 1210 .F45 1906
Fick, Hermann, 1822-1885.
Es ist ein Gott

DEMCO